Ricarda Huch

Im alten Reich

Lebensbilder deutscher Städte

Der Süden


ALFRED A.
STRNAD
EXLIBRIS



Ricarda Huch / Im alten Reich

Lebensbilder deutscher Städte

Der Süden



Ricarda Huch

Im alten Reich

Lebensbilder deutscher Städte

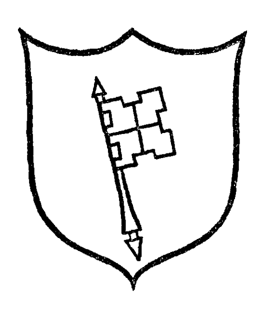
Der Süden

Neunzehn „Städtebilder“ mit 19 Stadtwappen und 38 Tuschzeichnungen nach alten Vorlagen von Hans Meid, Berlin-Steglitz

Carl Schünemann / Verlag / Bremen

Erstes bis zehntes Tausend

Buchausstattung von Hans Meid, Berlin-Steglitz
 / Printed in
Germany / Gedruckt bei Carl Schünemann in Bremen



Würzburg

Zu Klingenberg am Main — Zu Würzburg am Stein — Zu Bacharach am Rhein — sollen nach einem alten Liede die besten Weine sein. Südliche Sonne wärmt Würzburgs Hügel und kocht die Trauben, die hier gepflegt werden. Rebenbekränzt ist die Stadt, und der Becher, den sie ihren Gästen kredenzt, entzündet Freudenfeuer in ihrer Seele. Auch die Heiligen, die hier herrschen, haben davon getrunken; ihre Gewänder flattern im Tanz, verführerisch winkt ihr Lächeln. Würzburg ist eine Stadt, die fürstliche Herrscher geprägt haben, so mächtige, wie es wenige im Reiche gab. Nach dem Aussterben des ostfränkischen Herzogsgeschlechts maßten sich die Bischöfe von Würzburg die Herzogsgewalt in Franken an, so daß sie in einem bedeutenden Gebiet die geistliche und weltliche Macht vereinigten. Bei einem seiner häufigen Aufenthalte in Würzburg bestätigte ihnen Friedrich Barbarossa das Recht, das sie tatsächlich schon besaßen, ein Vorgang, der noch im 18. Jahrhundert so wichtig erschien, daß Tiepolo ihn zum Gegenstande eines Deckenbildes in der neuen Residenz machte. Er hat ihn mit dem Prunk und Flitter umgeben, der im Zeitalter des Rokoko Stil war, den Tagen der Hohenstaufen fremd. Nichts, fast nichts ist geblieben aus der glänzenden Zeit, wo Friedrich I. seine Vermählung mit Beatrix, der Erbin von Burgund, hier feierte und Reichsversammlungen abhielt, nichts als ein Stückchen

vom Kreuzgang der Neumünsterkirche, wo Walther von der Vogelweide der Überlieferung nach die Vögel fütterte. Es wurde im Jahre 1883 aufgedeckt, als der Kaufmann Rosenthal, um sein Geschäft zu vergrößern, ein altes Haus kaufte, in das der Kreuzgang verbaut war; bei seiner Niederlegung kam der längst vergessene zum Vorschein. Wie eitles Blendwerk mutet der Rokokozauber an, verglichen mit den schlichten Bogen, die sich naturhaft aus den Säulenkelchen entfalten und melodisch, ein steinernes Bächlein, dahingleiten; ernste Gestalten und phantastische Arabesken sprechen eine Sprache der Ahnung. Die Tragik des Lebens, die in der mittelalterlichen Kunst sich gestaltete, hat das Rokoko mit graziösen Girlanden gedeckt und sich mit der Lieblichkeit des Maintals verbündet, so daß es scheint, als wäre Würzburg der Tanzsaal des Reichs. Und doch ist gerade in Würzburg Blut in Strömen vergossen, viel Schmerz erlitten und Klage erstickt. Die Spuren davon findet der tiefer Eindringende auch im Antlitz der Stadt; trägt doch das Werk Tilman Riemenschneiders, des größten Würzburger Künstlers, Züge unauslöschlicher Trauer. Wenn die Götter eines Zeitalters besiegt sind und fliehen müssen, erfüllen sie noch einmal eines Menschen Brust und zwingen ihn, ihnen ein dauerndes Denkmal zu setzen; so mußte Tilman Riemenschneider den Schwanengesang der Gotik singen, er tat es, indem er sich selbst sang. Ob er Bischöfe, Ritter, Apostel oder Heilige darstellte, durch ihr Gesicht scheint immer wie durch eine durchsichtige Maske das seinige mit dem Ausdruck unergründlicher Schwermut. Weniger zornigen, herzzerreißenden Schmerz stellte er dar, der vergehen könnte, sondern das göttliche Weh des Allwissenden und Alliebenden, das dauert, solange es Menschen gibt.

Vom alten Palast der Bischöfe, der zwischen den beiden Hauptkirchen Würzburgs, dem Dom und dem Neumünsterstift lag, und der im Laufe der Jahrhunderte mehrfach umgebaut wurde, ist nichts mehr vorhanden. Es gereicht den

beiden Kirchen nicht zum Vorteil, daß die etwas trockene Erscheinung des Doms freigelegt und an das Neumünsterstift die plebejische Nachbarschaft von Warenhäusern gerückt ist. Je weniger er aber auf Außerordentliches vorbereitet ist, desto mehr überwältigt den Eintretenden das Innere des Domes. Der Reichtum barocker Verzierung wirkt überzeugender als sonst im Verein mit dem hohen Ernst des gotischen Raumes. In den aufgerichteten Grabsteinen der herzoglichen Bischöfe tritt auch dem Unkundigen die Schicksalswucht eines tausendjährigen Zusammenhangs vor Augen.

Da stehen sie aufgereiht, die Fahne in der Hand, die Mitra auf dem Haupte, die Herren aus meist fränkischen Adelsgeschlechtern, die, wie sie persönlich auch verschieden sein mochten, nach dem einen Ziel strebten, die ihnen auf kurze Zeit verliehene Macht zu befestigen und zu erweitern. Gottfried von Spitzenberg, der mit Barbarossa ins heilige Land zog und in Antiochien starb, Mangold von Neuenberg, ein Hohenlohe, ein Grumbach, aus dessen Familie dem Bistum später ein erbitterter Feind kommen sollte, dann ein plastisches Meisterwerk und ein Menschenbild von ausgeprägter Einzigkeit und Unwiederholbarkeit: Otto von Wolfskeel. Päpstlich gesinnt, im Gegensatz zu einem von dem gebannten Kaiser Ludwig dem Bayer eingesetzten Bischof gewählt, verbot er dennoch den Pfarrern seiner Diözese, Befehle von seiten des päpstlichen Stuhles zu befolgen oder nur bekanntzugeben. Schmale Augen, süße, beredte Lippen in einem Gesicht von auserlesener Vornehmheit trotz der zerschlagenen Nase, überhaucht von Skepsis und Undurchdringlichkeit. Der Hochmut in diesen Zügen ist so fein, daß er nicht stört. Kann ihm ein Papst, kann Gott ihm sagen, wozu? Handeln und schweigen, redend das Innerste verschweigen. Aber der biegsame, schilfschlanke Körper im langen Gewande schwebt und stimmt in die Musik der Sphären ein.

Unter Gerhard von Schwarzburg führte der immerwährende, bald im stillen schleichende, bald wild ausbrechende

Kampf zwischen der Stadt und dem Bischof zu furchtbarer Katastrophe. Am Ende der Hohenstaufenzeit gab es Rat und Bürgermeister in Würzburg, die in ziemlich hohem Grade Selbstverwaltung besaßen und nach völliger Unabhängigkeit von den Bischöfen strebten. Gerhard von Schwarzburg wollte durchgreifen, und es gelang ihm mit Waffengewalt: er hob die Zünfte auf und nahm die Befestigung und die Wahl von Rat und Bürgermeister an sich. Während er sich auf seine zahlreichen Vasallen stützte, konnte Würzburg nur auf den Kaiser hoffen; es war damals der blindlings zutappende Wenzel. Er kam im Jahre 1397 in Person nach Würzburg und behandelte die jubelnden Bürger als reichsfrei; sie befestigten den Reichsadler an den Toren und am Rathause. Auf Drängen des Bischofs jedoch gab Wenzel die Stadt preis, und sie stand nun auf sich selbst angewiesen dem mächtigen Herrenbunde gegenüber, nicht einmal in sich selbst einig. Die Geschlechter nämlich sahen die steigenden Ansprüche der Zünfte ungern und waren, obwohl dem Bischof gegenüber gleichfalls selbstbewußt, vorsichtiger als die Handwerker, die nicht so viel wie sie aufs Spiel setzten. Die radikale Richtung gewann das Übergewicht und führte zum Untergang. Da es in der belagerten Stadt an Lebensmitteln fehlte, überfielen die Bürger das bischöfliche Lager, um sich der dort aufgehäuften Vorräte zu bemächtigen, und wurden von dem weit überlegenen Heere, das der Dompropst Johann von Egloffstein, bald Gerhards Nachfolger, führte, vollständig geschlagen. Von den dreitausend Städtern, die ausgezogen waren, wurde die Hälfte teils erschlagen, teils gefangen. Unter denen, die der Sieger hinrichten ließ, befanden sich vier aus den vornehmsten Geschlechtern: Hans Weibler, Jakob von Löwen, Seifried von Rebstock, Hans von Erfurt. Gerhard von Schwarzburg lag während der Schlacht todkrank, erschien, um das grausame Strafgericht zu vollziehen, und starb wenige Monate hernach. Seit der Zeit verschwanden die patrizischen Geschlechter aus Würzburg; soweit sie nicht ausgestorben



Würzburg
Riemenschneider-Madonna



Würzburg
Hl. Johannes von Nepomuk
am Stiftshof in der Heinestraße

waren, wanderten sie aus. Die Weibler, Fuchs, Teufel, Stere, Lintwurm und Zentgreve gingen nach Nürnberg, die Zingel nach dem benachbarten Heidingsfeld, das, älter und glücklicher als Würzburg, das Kleinod der Reichsunmittelbarkeit besaß.

Zwei Grabmäler treten unter den zeitlich folgenden hervor: es sind die, aus denen der Geist Tilman Riemenschneiders uns anspricht. Das eine stellt Rudolf von Scheerenberg dar, der starb, als der Künstler eben zum Mann erwachsen war. Ein Nürnberger Arzt besuchte den Bischof auf dem Marienberge und wurde von ihm, der damals vierundneunzig Jahre alt war, gütig empfangen und bewirtet. Träumerisch rückblickend erzählte der Alte, was für eine harte Jugend er durchlebt habe, wie er von der Armut gedrückt gewesen sei und wie er es sich in seinem Amt habe sauer werden lassen, um das verschuldete Bistum wieder in guten Stand zu setzen. Vierzehn Tage später starb er. Riemenschneider hat ihn persönlich gekannt, und es ist anzunehmen, daß er ihn so dargestellt hat, wie er ihm erschien. Das hohe Alter hat seine Körperlichkeit so aufgezehrt, daß sie wie ein dünner Schleier über dem Antlitz liegt, unter dem man die Seele wie ein Sternenlicht beben sieht. Alles was an irdischer Leidenschaft und Wahn im Menschen ist, hat sich in erkennende Milde gewandelt; aber in den Falten des Schleiers sieht man, wie viel Mühe und Schmerz diese Verklärung gekostet hat. Wer würde glauben, daß dieser Greis den sogenannten Pfeifer von Niklashausen, Hans Böhm, der das Evangelium von der Zukunft predigte, wo Brüderlichkeit und Gleichheit herrschen würde, ergreifen und verbrennen ließ? Der Taubergrund, wo die kommunistische Flamme unter den gequälten Bauern aufschlug, gehörte gräflich Wertheimschem Gebiet; da die Grafen nicht einschritten, hielt es der Bischof für nötig, sie zu zertreten. Keine Regierung zu irgendeiner Zeit hätte anders gehandelt; die Strafe des Verbrennens entsprach dem damals geltenden Recht.

Neben dem Alten, dem Letzten seines Geschlechts, steht in edler Kraft Lorenz von Bibra, sein Nachfolger. Wie sehr er Tilman Riemenschneider schätzte, geht daraus hervor, daß er das Grabmal seines Vaters, des Ritters Hans von Bibra, von ihm anfertigen ließ. Er war bedeutend genug, um sich zu Luther hingezogen zu fühlen, der mit einem Empfehlungsschreiben des Kurfürsten von Sachsen ihn wegen eines Geleitsbriefes aufsuchte. „Euer Liebden," schrieb er dem Kurfürsten, „wollen ja den frommen Mann Doctor Martinus nicht wegziehen lassen, denn es geschehe ihm Unrecht." Noch in demselben Jahre, es war 1519, starb der Bischof; Luthers Freund Spalatin war überzeugt, er wäre evangelisch geworden, wenn er länger gelebt hätte. Es geht die Sage, Riemenschneider habe Luther im Augustinerkloster, wo er abgestiegen war, an der Stelle des jetzigen Alten Gymnasiums, besucht. Der Künstler wohnte nicht weit davon in der Franziskanergasse. Von den Augustinern, die damals im Würzburger Kloster waren, sind mehrere hervorragende Reformatoren geworden.

Das Epitaph Konrads von Thüngen, der dem Bibra folgte, ist im neuen Stil der Renaissance gehalten. Nicht mehr Riemenschneider hat es verfertigt, obwohl er noch lebte; das ausgesprochen deutsche Seelenleben ist daraus geschwunden. Der Bischof kniet vor einem Kruzifix, zwei hinter ihm stehende Diener tragen die Abzeichen seiner Gewalten, der eine die Inful, der andere das Schwert. Den Schwertträger könnte man für einen Henker halten und daran denken, daß dieser Bischof es war, der die aufständischen Bauern besiegte und in die mit ihnen verbündet gewesene Stadt vom Henker begleitet einzog. Tilman Riemenschneider war zur Zeit des Bauernkrieges Bürgermeister, und unter seiner Leitung beteiligte sich die Stadt an der Bewegung, die Gelegenheit erfassend, um womöglich die entrissenen städtischen Freiheiten zurückzugewinnen. Während Konrad von Thüngen entfloh, verteidigten der Dompropst Markgraf Friedrich von Branden-

burg und Sebastian von Rotenhan den Marienberg. Über die Besiegten erging ein grausames Strafgericht; Tilman Riemenschneider, dessen Werk heute noch und solange es Deutsche gibt, in Franken leuchtet, wurde in den Turm geworfen und gefoltert. Der Chronist der Würzburger Bauernrevolte, der die tragischen Vorgänge miterlebte, schildert, wie der rachsüchtige Sieger und Richter eine Menge von Teilnehmern versammelte und alsbald „drey henker wie die freissame wölf" herzutreten und würgen ließ. Die Menschen, sagt er, seien wie Hühner geschätzt worden, und voll grimmiger Bitterkeit berichtet er, wie der Bischof und der Adel, von dem ein Teil sich der Bewegung angeschlossen gehabt hatte, nach langem Hader sich auf Kosten des armen Mannes versöhnten und den erlittenen Schaden so hoch anrechneten, daß viele anstatt alter Rattennester köstliche Schlösser aufbauen konnten. „Der allmächtig gott," so schließt er, „wolle die gottlosen tyrannen ausreuten, verderben, schenden und plagen offentlich, amen."

Die Blütezeit der Würzburger Bürgerschaft war das 14. Jahrhundert. Damals stiftete Johann von Stere aus eigenem Vermögen das Bürgerspital an der heutigen Theaterstraße, einst vor dem Hauger Tore gelegen; die Brüder Wolfram und Rüdiger von Teufel beschenkten es reichlich. Es besitzt noch immer, wie das Julius-Spital, ein hauptsächlich in Weinbergen bestehendes großes Vermögen. Um die gleiche Zeit erwarb der Rat den Grafen Eckards-Bau, einen alten romanischen Wohnturm, mit dem angrenzenden Hof zum Grünen Baum als Rathaus; bis dahin hatte man die Versammlungen im gegenüberliegenden Hof zur Sturmglocke abgehalten. Im Jahre 1377 wurde an Stelle der niedergerissenen Synagoge der Grundstein zur Pfarrkirche, der Marienkapelle, gelegt. Nach der unheilvollen Schlacht bei Bergtheim, die die städtische Macht und Freiheit vernichtete, fanden große Schenkungen der Bürger an ihre Kirche statt; Männer gaben ihre Rüstungen, Frauen ihren Schmuck als Opfer dem Rich-

ter über den Wolken. Betaut von Tränen, erwuchs Würzburgs schönste Kirche, in ihrer Grazie ein rechtes Marienhaus. Der zierlich schlanke Turm ist im vorigen Jahrhundert in Nachbildung des Eßlingers entstanden. Im Tympanon des Nordportals ist eine Verkündigung, in dem des Südportals die Krönung Marias dargestellt. Das Geheimnis der Verkündigung ist in der Weise anschaulich gemacht, daß vom Munde Gottvaters zum Ohre der Jungfrau ein Schlauch herabführt, der ein kleines Kind befördert, den Geisteskeim, der zugleich mit jedem körperlichen empfangen wird, insbesondere, wenn es sich um ein Gotteskind, um den Sohn Gottes handelt. Ein Buch in der Hand der Auserwählten macht den Sinn des Mysteriums noch deutlicher. Ein reichgestickter Schleier gotischen Zierats ist über den Leib der Kirche ausgebreitet, bunte kleine Krambuden, in denen Wachskerzen und Honiggebäck verkauft werden, kleben an ihrem Saum und verbinden sie traulich mit dem Leben des Marktes, wo im Sommer und Herbst goldgelb, rotgeflammt und grün die reiche Ernte des Maintals sich ausbreitet. Rechts und links vom Südportal sind zwei Plätze leer; dort standen Riemenschneiders Steinbilder von Adam und Eva, für die der Rat seinem Künstler zehn Gulden über den ausgemachten Lohn gab, „dieweyle si meysterlich, künstlich, zierlich und erlich gemacht sind". Es sind zwei schlanke, junge Gestalten, Eva noch schimmernd von Paradiesesschmelz, Adam schon berührt von der Qual und Wonne bewußten Lebens. Um sie vor weiterer Verwitterung zu schützen, sind die beiden Figuren in das Luitpoldmuseum übertragen worden. Auch im Inneren der Kirche befinden sich mehrere Werke von Riemenschneider, darunter ein Meisterwerk: der Grabstein des Ritters Konrad von Schaumburg, der im Jahre 1499 bei einer Kreuzfahrt auf dem Meere starb. Dem geharnischten Manne hat der Künstler die erhabene Trauer und erkämpfte Milde eingehaucht, die sein Eigentum waren. Ein Teil der fränkischen Ritterschaft beschenkte die Marienkirche und wurde dort bei-

gesetzt. Auf ihren Grabmälern sehen sie bieder und wacker und mehr oder weniger durchschnittlich aus; unter ihnen steht Konrad von Schaumburg mit seiner Last des Erlebthabens und seinem Blick ins Jenseits wie ein christlicher Heros. Man könnte in ihm auch eine Verkörperung der großen deutschen Revolution sehen, die, getragen von Rittern und Bauern, das alte Reich erneuern sollte und niedergeworfen wurde.

Vom Dom führt eine fröhliche Straße zum Main herunter und nach der steinernen Brücke, deren Bau Rudolf von Scheerenberg als Ersatz für die hölzerne des Meisters Enzelin begann. Bis zum Jahre 1545 bestand hier ein Brückengericht, das unter freiem Himmel über Gut und Blut tagte; außerdem erwies sich die Heiligkeit der Brücke durch ein Asyl für arme Sünder, das sie aufnahm, wenn es ihnen gelang, auf dem Gang zur Richtstätte dorthin zu entfliehen. Diese mittelalterlichen Einrichtungen ersetzten im 18. Jahrhundert die vom Flattern ihrer Gewänder jubelnd umrauschten Brükkenheiligen.

Drüben ist altertümliche Gegend: südlich führt ein behaglicher Häuserzug nach der ältesten von den erhaltenen Kirchen Würzburgs, die den Namen des ersten Bischofs, Burkard, trägt, und zum Burkardertor; nördlich liegt die schöne, gotische Deutschherrenkirche, deren Turm der Rest einer königlichen Burg sein soll, die die Hohenstaufen an dieser Stelle als bischöfliches Lehen besaßen. Möglicherweise hat hier die Hochzeit Barbarossas mit Beatrix von Burgund stattgefunden. Der Schottenanger, jetzt ein stiller Platz, war einst eine Richtstätte; im Jahre 1476 wurde dort der Pfeifer von Niklashausen verbrannt. Zwischen den beiden Kirchen führt die Straße zum Marienberg hinauf, dessen Abhänge die Rebe des Leistenweins umrankt, und dessen Gipfel die bischöfliche Burg krönt. Ein Überfall von seiten der rebellischen Bürgerschaft bewog den Bischof Hermann von Lohdeburg, seine Residenz vom Dom auf den Berg zu verlegen. Da seine

Nachfolger Ursache hatten, ihren Bürgern zu mißtrauen, suchten sie durch immer stärker ausgebaute Befestigungen ihren Sitz zu einer uneinnehmbaren Festung zu machen. Das gelang ihnen; nicht ohne Grauen sieht man die fürchterliche Mauer, von der die Bauern sich zu Tode stürzten. Aus dem Graben, den ihre zerschmetterten Leichen füllten, schwillt jetzt ein Dickicht von Bäumen und Büschen empor. Allmählich steigt man durch wuchtige Tore zum inneren Hof der Burg; drei quadratische Türme in den Ecken, ein runder Bergfried in der Mitte, der alles überragt, die Mauern, die nur hie und da ein ritterliches Wappen schmückt, diese einfachen Linien wirken wie ein Element, wie das Meer oder das Feuer. Die romanische Kirche, an die ein gotisches Chor angebaut ist, soll an der Stelle einer uralten hölzernen Kapelle stehen, eines Heiligtums aus der Zeit, als thüringische Herzöge unter der Oberherrschaft der Merowinger hier geboten. Dort ist das Grabmal des Bischofs Julius Echter von Mespelbrunn, des ersten modernen Fürsten von Würzburg.

Er war keine religiöse Natur, sondern ein Herrscher; er war noch jung, als er sagte, er wolle nicht zu denen gehören, die weder Fleisch noch Fisch wären. Hätten es die Umstände begünstigt, so wäre er evangelisch geworden, ja er trug sich, wie es scheint, mit diesem Gedanken, da er einsah, daß es evangelische Fürsten leichter hatten, alle Lebensgebiete unter ihre Gewalt zu bringen und daher eine durchgreifende Ordnung herzustellen; aber als Nachbar der einflußreichen bayrischen Herzöge hielt er es für richtig, seine Politik mit der ihrigen in Einklang zu bringen, und entschloß sich dazu, in seinem Lande den Katholizismus nach bayrischem Rezept einzuführen. Dessen Hauptgedanke war, bei den Spitzen anzufangen, da die Geringeren den Höheren von selbst folgen würden. Dabei verfuhr er schonungslos, wie es damals im ganzen üblich war. Für Gewissenskämpfe hatte er keinen Sinn; er wollte allgemeine Einordnung in ein einheitliches System, in

dem die großen Organe Kirche, Verwaltung, Recht als von einem Mittelpunkt aus zu leitende Triebräder umliefen. Das Julius-Spital und die Universität zeugen von seinem großen Sinn.

Zum erstenmal erscheint in Deutschland ein so umfassender Universitätsbau; im Mittelalter pflegte man, was sich an geeigneten Räumen vorfand, gewöhnlich war es in Klöstern, für Vorlesungen und sonstige Bedürfnisse zu benutzen. In seiner Pracht, seinem Umfang, seiner Festigkeit zeigt er sich als Schöpfung eines Fürsten und ein Mittel zur Begründung staatlicher Herrschaft, allerdings im Einverständnis mit der Kirche. Daß die Universität keine Kultur verbreitete, zeigte sich in den folgenden Jahrzehnten; denn nirgends hat der Hexenwahn so gewütet wie in Würzburg.

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts war die Unterwerfung der Stadt eine so vollendete Tatsache, daß die Bischöfe ihre Festung, wo sie sich, mehr Feinde als Landesherren, verschanzt hatten, verlassen konnten, um inmitten ihrer Untertanen zu wohnen. Die Fürsten waren Gott geworden, Gott ihr oberster Hofbeamter. Unter einer Reihe begabter und wohlwollender Bischöfe aus den Familien Schönborn, Hutten, Seinsheim ließ Balthasar Neumann mit vielen Mitarbeitern die Residenz erstehen, einer der schönsten unter den neuen Tempeln der Erdengötter. Dem Glück eine Stätte zu bereiten, wo Leiden, Krankheit, Mangel jeder Art ausgeschaltet scheint, haben die bildenden Künste verschwenderisch zusammengewirkt. Der venezianische Himmel, den Tiepolo über dem Treppenhause ausgespannt hat, der Park mit Wagners steinernen Schelmenkindern, die schmiedeeisernen Portale des Tirolers Oegg, Gitter vor einem irdischen Paradiese, sind Kostbarkeiten, die mit der Würzburger Luft und dem Würzburger traubenspendenden Boden notwendig verbunden scheinen, eigentlich ihre Erzeugnisse.

Romantischer noch ist das Barock in dem nahen Veitshöchheim. Zwischen dunklen Teichen und alten Weiden mit

schleppenden grauen Mähnen ist eine Traumwelt erstarrt, die wir wie Nachtwandler durchirren. Da sind Flußgötter mit triefendem Haar und Urnen, Sphinxe in tief ausgeschnittenem Rokokkokleid, mit verschnörkelten Anhängern und Bracelets, mit hochgetürmten Frisuren und einem unsäglich albernen Lächeln auf dem aufgesperrten Munde. Stachelige Drachen kriechen die Balustrade hinauf, aufgeblasene Löwen halten Wappen. Aus dem unbewegten Wasser steigt ein Fels auf, der Apollo und die Musen trägt, höfische Schäferinnen mit verdrehten Gebärden, die Geigen und Flöten halten, Pegasus bäumend in der Mitte, ein Göttertier, wild und bizarr, ein schwarzer Blitz, der die schwermütige Parkeinsamkeit durchreißt. Schwebend, selbst von seinem Musizieren hingerissen, bannt Orpheus mit der Geige Adler, Hirsch und Eber zu seinen Füßen, Faune blasen die Syrinx.

Wenn in Würzburg viel Altes ohne Not niedergerissen ist, so ist es im ganzen gelungen, das Zeitalter der Industrie und Technik vom Bilde der Stadt fernzuhalten. Ein Oeggsches Rosendornengitter umkreist sie unsichtbar und hütet ihre Schönheit, ohne sie vom Leben abzuschließen.



Wetzlar
Domtreppe



Wetzlar
Das Lottehaus



Wetzlar

Seit dem Jahre 1495 waltete das Reichskammergericht in Speyer, das bestimmt war, auf dem Wege gerichtlichen Prozesses zu schlichten, was bis dahin mit dem Schwerte ausgemacht wurde. Nicht mehr heftete der Ritter, dessen Knecht eine Stadt abgefangen und in den Turm gelegt hatte, den Fehdebrief an ihre Tore; die Reichsstände, die beide auf das gleiche Gebiet Erbansprüche zu haben behaupteten, überzogen sich nicht mehr mit Krieg, sondern warteten auf die Entscheidung des Kammergerichts, meist sehr lange. Als die französischen Raubkriege am Ende des 17. Jahrhunderts die Pfalz bedrohten und schließlich verwüsteten, sah sich das erschreckte Reichskammergericht nach einer anderen Stätte um, wo es sich niederlassen könnte, und wo es gesicherter wäre. Es eignete sich dazu nur eine Reichsstadt, und zwar eine von Frankreichs Grenze hinreichend entfernte; man wies darauf hin, daß im 15. Jahrhundert, als man Speyer bezog, Lothringen, Elsaß, die Freigrafschaft und sogar das Erzbistum Besançon, damals Bisonz, noch zum Reich gehörten und die Pfalz deckten. Die Städte, an welche man zunächst dachte, verlockte die Aussicht, das Kammergericht zu beherbergen, durchaus nicht; denn sie fürchteten die Einmischung der hochgeborenen Herren, die demselben vorstanden, in ihr Regiment. Frankfurt, Schweinfurt, Augsburg, Memmingen wider-

setzten sich nachdrücklichst; in Mühlhausen in Thüringen und Dinkelsbühl war die Bürgerschaft dem Plane geneigt, nicht aber der Rat. In Friedberg und Wetzlar lagen die Dinge anders; da war kein hochmütiges Patriziat, auf nichts als auf seine Alleinherrschaft bedacht, da bestand der Rat aus kleinen Kaufleuten und Handwerkern, welche froh waren, durch den Zuzug vieler wohlhabender Familien ihre Einnahmequellen zu vermehren. Die verschiedenen Kommissionen, welche Wetzlar in Augenschein nahmen, stellten fest, daß die Bürgerschaft 400 Mann stark sei, worunter nicht über 20 Katholiken wären; die Nahrung der Bürger sei Ackerbau, Viehzucht und Tabaksbau, das übliche Getränk Bier, Wein werde wenig getrunken. Sie lobten Luft und Wasser als gesund, die wohlfeilen Preise und die Obst- und Gemüsegärten, welche die Stadt umgäben, auch drei Apotheken und zwei Ärzte gebe es. Dagegen wären die Häuser mit Stecken geflochten und mit Lehm übertüncht, meist mit Stroh bedeckt und ohne Brandmauern, was Feuersgefahr bedeute, und das Wasser müßte bei Feuersbrünsten von der Lahn heraufgeschafft werden. Nur wenige Häuser wären aus Stein oder hätten steinernes Erdgeschoß, auch hätten sie nicht einmal rechte Küchen und gemauerte Schornsteine. Da die meisten Zimmer der Erdgeschosse zu ebener Erde wären, herrschte Feuchtigkeit und wegen der Pferde, Rinder und Schweine, die die meisten Bürger hielten, übler Geruch. Die Straßen wären teils gar nicht, teils schlecht gepflastert und sehr unflätig. Es sei ferner keine Post vorhanden, die Briefe müßten zur Beförderung nach Gießen getragen werden, mit der Kaufmannschaft sehe es schlecht aus, es mangle an geschickten Handwerkern und an allerlei Gewerbe. Die Schulen wären so schlecht, daß man die Kinder schon im zarten Alter auf auswärtige Schulen würde schicken müssen. Die Stadt liege an einem Abhang, so daß das Fahren in Kutschen beschwerlich und bei Schnee und Glatteis auch das Gehen für nicht wohlgeübte Fuß-

gänger gefährlich sein würde. Kurz, Wetzlar sei, obwohl eine Reichsstadt, so gar unansehnlich, daß das Kammergericht ohne Verminderung der ihm gebührenden Achtung und selbst ohne Nachteil der Hoheit des Heiligen Römischen Reichs darin nicht wohnen könne. Niemand erwähnte die liebliche Lage der hügelumgebenen Stadt, die uns so anzieht; ein Kammergerichts-Prokurator schilderte Wetzlar „als einen bergigten, nahe an einem unfreundlichen Himmel gelegenen Ort, als einen nicht durch den Geist ihrer Bürger, sondern durch die Beschaffenheit eins von der Natur stiefmütterlich behandelten Bodens fast unwirtlichen Aufenthalt, des verjagten höchsten Reichsgerichts letztes Los und rauher Wohnsitz".

Es scheint indessen, daß diese schonungslosen Urteile etwas übertrieben und von Katholiken ausgegangen waren, die ein Mißfallen an der wesentlich protestantischen Richtung der Stadt hatten; denn als der Stadtrat sich bereit erklärte, den Franziskanern mehr Platz anzuweisen, ihnen das Almosensammeln zu gestatten, öffentliche Prozessionen in wie vor der Stadt zu erlauben, ja sogar die Jesuiten aufzunehmen, milderte sich der Widerstand sichtlich, und als der beflissene Magistrat außerdem noch Abschaffung der Strohdächer und Reinhaltung der Straßen und Plätze versprach, kam es zur Einigung. Eine dringende Einladung von seiten Dinkelsbühls hatte keine andere Folge als einen Wechsel von Schmähschriften zwischen den beiden Städten.

Im Jahre 1693 konnte das Kammergericht in Wetzlar feierlich eröffnet werden, wobei der Erzbischof von Trier vom Thron herab eine Rede hielt. Anstatt jedoch die Streitigkeiten anderer zu entwirren, gerieten die Herren untereinander in schwere Mißhelligkeiten, die durch die Willkür und den Hochmut des älteren Präsidenten, Freiherrn von Ingelheim, genährt wurden. Es bildeten sich zwei Parteien, deren Mittelpunkt auf der einen Seite Ingelheim, auf der anderen der jüngere Präsident Reichs-

graf von Solms-Laubach war. Während Ingelheim beschuldigt wurde, den Lauf der Gerechtigkeit zu hindern, klagte Graf Nytz von Wartenberg, ein Anhänger des Ingelheim, den Grafen Solms der Parteilichkeit an. Ingelheim drohte einem Herrn von Pyrk den Degen in den Leib zu stoßen, und Nytz ging so weit zu erklären, daß Pyrk von seiner Hand sterben müsse, sei es auch in der Kirche. Kam es dazu auch nicht, so beschlagnahmte doch die Ingelheimsche Partei die Besoldung des besonders verhaßten Pyrk. Dieser scheint allerdings ein sehr bissiger, dabei nicht unwitziger Mann gewesen zu sein; er ließ das kaiserliche Reskript, das zu seinen Gunsten sprach, drucken und setzte ihm als Motto den Vers aus den Psalmen vor: „Große Farren haben mich umgeben, fette Ochsen haben mich umringt, ihre Rachen sperren sie auf wider mich wie ein reißender und brüllender Löwe." Er nannte ferner den Kammergerichts-Prokurator Flender, der zur Ingelheimschen Partei gehörte, vor Zeugen einen Schelmen und galgenwürdigen Gaudieb. Schelm und Dieb waren offenbar die damals unter Kavalieren üblichen Schimpfworte. Flender schob die von Pyrk gegen ihn ausgestoßenen Beschimpfungen zurück und erklärte, ihn so lange für einen galgenwürdigen Schelmen halten zu wollen, bis Pyrk entweder ihm ein galgenmäßiges Schelmenstück nachweise oder die ausgestoßene Beleidigung widerrufe. Pyrk unterließ beides. Inzwischen war vollständiger Gerichtsstillstand eingetreten, und die ruhigen Elemente verlangten nach einer außerordentlichen Visitation, die der Sache ein Ende mache.

Es begab sich um diese Zeit, daß ein marktschreierischer Zahnarzt mit einer Truppe von Gauklern und Seiltänzern nach Wetzlar kam und seine Bühne auf dem Marktplatz, dem alten Rathause gegenüber, aufschlug, welches der entgegenkommende Rat dem Kammergericht abgetreten hatte. Die Gaukler führten eine Posse auf, worin als Hauptperson

ein Richter figurierte, der, feierlich mit dem Zepter in der Hand, auftrat, um einen Prozeß zu führen, aber der Bestechung zugänglich war und zuletzt offener Verhöhnung anheimfiel, indem der Hanswurst die Kleider mit ihm tauschte und sich statt seiner auf den Richterstuhl setzte. Graf Solms-Laubach, der als Biedermann geschildert wird, sah die Posse für eine heillose Satire an, die das Kammergericht verspotte, und beschuldigte den älteren Präsidenten, Freiherrn von Ingelheim, der Aufführung mit Wohlgefallen zugesehen und sogar die Gaukler beschenkt zu haben. Mit Hilfe des Kaisers setzte er durch, daß der Schauspieldirektor und Zahnarzt, es war Joh. Eisenbart, seine Bühne vor dem Rathause abbrechen und an einer anderen Stelle aufrichten mußte.

Inzwischen hatte Herr von Pyrk verschiedene Streitschriften drucken lassen mit langen Titeln, von denen der eine anfing „Gedämpftes Ehrengift", der andere „Pyrkisches Echo oder Widerschall, d. i. abgedrungene Retorsion und Ehrenrettung"; er erklärte in der letzteren die ganze Ingelheimsche Partei für galgenmäßige Schelme. Die Kammergerichts-Visitation, die endlich in Wetzlar eintraf, verlangte zuerst von allen, die einander beschimpft hatten, die Beschimpfungen zu beweisen; das veranlaßte neue Schriften, über deren Verfassen und Drucken wieder lange Zeit hinging. Die Untersuchung schloß damit, daß Ingelheim und Nytz freigesprochen wurden, Pyrk dagegen wurde seiner Stelle entsetzt, und seine Schmähschriften wurden vor seinen Augen durch den Kammergerichts-Pedellen zerrissen und ihm vor die Füße geworfen. Es war eine für die Sieger vielleicht nicht ganz so befriedigende, aber für das Opfer leidlichere Rache, als wenn man ihm, wie es vor 100 Jahren wohl geschah, das Herz aus dem Leibe gerissen und ins Gesicht geschmissen hätte. Übrigens hatten die Visitatoren wohl den Auftrag gehabt, den Freiherrn von Ingelheim zu schonen; denn Pyrk wurde bald darauf

„wegen seiner beim Reichskammergericht bewiesenen Treue und nützlichen Dienste und im Hinblick auf seine bekannten guten Eigenschaften“ zu einem böhmischen Oberappellationsrat auf der Herrenbank ernannt. Im Jahre 1711 wurde nach siebenjährigem Stillstand das Gericht wieder eröffnet. Fast wäre der Streit sofort aufs neue ausgebrochen, weil die Abgeordneten des gräflich wetterauischen Collegii und des Collegii der Prälaten in einem mit 6 Pferden bespannten Wagen zu fahren beanspruchten wie die Abgeordneten der Reichsfürsten; aber es gelang, den Unfrieden im Keime zu ersticken. Seit die Fehden im Reich nicht mehr mit dem Schwert, sondern mit dem Wort ausgefochten wurden, waren ihrer nicht weniger geworden, und der Verzicht auf die Selbsthilfe hatte die Menschen zwar äußerlich gesitteter, aber weichlicher, kleinlicher und würdeloser gemacht; man begreift, daß ein Jerusalem in dieser Umgebung zum Selbstmord kam, und daß der Freiherr vom Stein ihr angewidert den Rücken wandte.

Von Zeit zu Zeit tauchte im Schoße der Kammergerichtsgesellschaft der Wunsch auf, Wetzlar wieder zu verlassen. Man zählte alle Mängel der Stadt von neuem auf: ihre schlechten Wege, die schlechte Polizei, indem das Landvolk die Preise der Waren nach Belieben selbst bestimmte, die Baufälligkeit des alten Rathauses, die Lage des Kirchhofs inmitten der Stadt. Das Beerdigen am Markte, das in fast allen Städten des Reichs schon mit dem 16. Jahrhundert nicht mehr stattfand, verursachte so heftige und gefährliche Ausdünstungen, daß man, so hieß es, im Sommer vor Sonnenaufgang über dem ganzen Platz einen blauen Dunst wahrnehmen könne. Mit einiger Nachgiebigkeit hinsichtlich der Franziskaner und Jesuiten pflegte der Rat die Anstände zu überwinden; er verlegte nun sogar den Friedhof vor die Mauern, wo sich zwar zuerst niemand begraben lassen wollte. Wie man in manchen Sagen dem Teufel, der die Brücke gebaut hat und zum Lohn die Seele dessen fordert,

der zuerst hinübergeht, einen Hahn oder Pudel entgegentreibt, so schickte man hier eine verstorbene Henkersgattin voran, womit der Bann gebrochen war.

Im Zusammenhang mit Beerdigungen entstand in der Mitte des 18. Jahrhunderts zwischen dem Kammergericht und der Stadt Wetzlar ein merkwürdiger Streit. Der damalige Kammergerichtspräsident Graf Karl von Wied verlor seine Gattin durch den Tod und wollte ihre Leiche nach dem Wiedschen Erbbegräbnis in Runkel führen. Da nun sowohl die Stadt Wetzlar wie der Landgraf von Hessen als Schutzherr der Stadt das Recht in Anspruch nahmen, dem Leichnam bis an die Grenze des Stadtgebiets das Geleit zu geben, kam es zu ernstlichem Streit und sogar zu Tätlichkeiten, worauf der Graf von Wied um des Friedens willen sich dazu bequemte, die Verstorbene in der Stiftskirche von Wetzlar beisetzen zu lassen. Weniger nachgiebig als der Graf von Wied war die Witwe des ersten Kammergerichtspräsidenten, jenes unbeliebten, triumphierenden Freiherrn von Ingelheim, der dreiundachtzigjährig starb. Ohne sich durch die Wetzlarer Stiftskirche locken zu lassen, ließ sie den Leichnam in einen Sack stecken und in der Abenddämmerung durch Heiducken fortschaffen, die, wie man sich erzählte, an der Grenze den Sack über die Mauer geworfen hätten.

Es scheint nicht, daß die Anwesenheit des Kammergerichts der armen Stadt Wetzlar die erhoffte Blüte gebracht habe, wenn sie auch die Ursache war, daß der junge Goethe dort unsterblichen Liebesschmerz erlebte, der für alle Zukunft einen Glanz auf die alte Reichsstadt warf. Damals hatte sie nichts, um sich über ihr fadenscheiniges Dasein zu trösten, als das Bewußtsein einer schöneren Vergangenheit, das die Kaiser nährten, die ihrerseits an den letzten, ihnen gebliebenen Reichsrechten festhielten. Wenn der Landgraf von Hessen, der schutzherrliche Alp, allzu drückend wurde, wandte sich die Stadt klagend an den

jeweiligen Kaiser, der dann verwarnend eingriff. Joseph I. schrieb dem Fürsten, er könne nicht gestatten, daß die Stadt Wetzlar an ihrer Unmittelbarkeit, ihren Landeshoheiten und Rechten, ihren Freiheiten und Privilegien, die sie kundbarlich von kaiserlicher Majestät und dem Reich habe, gestört und verkürzt werde; er versehe sich dazu, daß der Herr Landgraf aus dem ihm zustehenden Schutzrecht keine Gewalt und Obrigkeit machen wolle. Karl VI. erneuerte die Mahnung und fügte hinzu, er wolle nicht leiden, daß die Stadt Wetzlar gleichsam in eine Munizipalstadt umgeschaffen und unstatthaften Zumutungen ausgesetzt werde, sondern er wolle sie bei ihrer Unmittelbarkeit und den derselben anklebenden Gerechtsamen erhalten.

Als Joseph II. die Huldigung der Reichsstädte durch Kommissare einnehmen ließ, beschloß der Stadtrat im Verein mit dem Vertreter des Kaisers, dem Grafen Franz Spauer von Pflaum und Valme, die Festlichkeit mit Pomp zu begehen. Unter dem Läuten der Glocken und Donner der Geschütze hielt der Kommissar mit vier sechsspännigen Staatswagen und einigen vierspännigen Reisewagen seinen Einzug, begleitet von vier Hofkavalieren, nämlich einem Grafen von Spauer, einem Grafen von Firmian, dem Reichsgrafen Franz Karl von Metternich zu Virneburg und Beilstein und dem Freiherrn von Sternbach, von Edelknappen, Offizieren, Heiducken, Läufern und Lakaien und schließlich von der eigens errichteten und eingeübten Wetzlarer Bürgergarde, deren Offiziere blaue Uniformen mit gelben Unterkleidern und silberne Tressenhüte trugen. Am Neustädter Tore, wo die Ehrenpforte errichtet war, überreichten Bürgermeister und Rat die Stadtschlüssel und brachten ledige Bürgerstöchter einen Blumenstrauß mit schriftlichem Glückwunsch dar. Der Huldigungseid wurde auf dem Rathause geleistet, vor demselben fand die Huldigung der Bürgerschaft und zuletzt die der Judenschaft statt.

Trotz dieses Sichanklammerns an die Vergangenheit ging

es abwärts. Im Jahre 1770 mußte die Wollenstrumpfweberzunft sich zahlungsunfähig erklären. Sie überließ die Walkmühle, die ihr gehörte, ihren Gläubigern und erklärte sich für aufgelöst. Ein großer Brand vernichtete mitten in der Stadt viele Häuser, darunter das Rathaus, den Sitz des Reichskammergerichts. Das alte Kaufhaus, wo der Stadtrat inzwischen getagt hatte, war schon Jahrzehnte vorher „bei einer gänzlichen Windstille" eingestürzt.

Jetzt sind neue Sterne über Wetzlar aufgegangen mit elektrisch hellem Licht: die beiden größten, umgeben von einem Gewimmel kleinerer, heißen Buderus und Leitz, Eisenwerke und optische Industrie, und haben der verarmten Stadt Zustrom von Geld und Menschen vermittelt. Vor ihnen erblaßt ein wenig der sanftschimmernde Himmelsstern Goethe, der sonst etwa Besucher nach Wetzlar lockte; aber noch heute suchen zuweilen welche das ehrwürdige Deutsche Haus auf, wo Amtmann Buff als Verwalter der Güter des Deutschen Ordens wohnte, und die anmutig vornehmen Räume, wo Lotte ihren Bräutigam und seinen glühenden Freund empfing. Kaum beachten sie den großartigen Zeugen des Mittelalters, den Dom, sowenig wie der junge Goethe, versunken in den Genuß seiner Schmerzen und seines Genius, ihn gewürdigt zu haben scheint.

Wenn man die schmale, steile Treppe hinaufsteigt, die von der Hauserstraße zum hochgelegenen Buttermarkt hinaufführt, steht man bestürzt vor dem phantastischen Bauwerk, das an den Turm von Babel erinnert, wie Maler des 16. oder 17. Jahrhunderts ihn etwa darstellten. Man fragt sich, ob das zum Dienst des Christengottes errichtet wurde, oder was für ungeheuren Göttern man hier Altäre baute. Allmählich entwirrt man sich das chaotische Gebilde: es ist ein Dom im Dom, ein alter romanischer Bau im Gehäuse eines gotischen, der nicht vollendet, so wie jener nicht ganz abgerissen wurde. Neben und hinter dem gewaltigen gotischen Turme steht der alte romanische aus schwarzem Ba-

salt und ein dunkles altertümliches Portal mit zwei Rundbogen, in der Mitte getragen von einer zierlichen, adlergeschmückten Säule. Dieser Turm wird Heidenturm genannt, obwohl der spätere, gotische mit dem seltsam bekrönten Haupte titanischer wirkt. Der Eindruck der Absonderlichkeit läßt zuerst die Andacht der Schönheit nicht aufkommen; wenn aber die hereinbrechende Nacht das erhabene Ungetüm anhaucht und das beruhigte Monument, halb Pyramide, halb Obelisk erscheint, gibt man sich gern dem Zauber hin, der den gemütlichen Marktplatz in ein Fabelland verwandelt. Tatsächlich hat die so überraschend sich darstellende Kirche nichts Verfängliches oder Verhängnisvolles an sich; Protestanten und Katholiken teilen sich in sie, wie es scheint mit brüderlicher Vertraulichkeit.

Außer einigen schönen Häusern, die meistens aus dem 17. oder 18. Jahrhundert sind, dem Haus zum Reichsapfel, dem Gasthaus zum Römischen Kaiser, dem Gasthaus zum Adler am Kornmarkt, ferner dem Gasthaus zum Dom und dem Hotel zum Herzoglichen Haus, das zeitweise dem Kammergericht gehörte, am Buttermarkt, dem Jerusalem-Haus und anderen gutgebauten Häusern aus alter Zeit, außer der steinernen Lahnbrücke, die schon im 13. Jahrhundert da war, sowie dem Hospital, von dem nur noch ein paar Glocken in das neue übergegangen sind, hat Wetzlar noch ein Denkmal besonderer Art aufzuweisen, das ich in der Frühe eines Sommermorgens aufsuchte. Aus der Stadt hinaus, am Friedhof vorüber, kommt man in die sich öffnende, von bewaldeten Hügeln begleitete Landschaft. Ein alter Wartturm taucht auf, der einst die städtische Landwehr befestigte, leuchtend wallen hügelige Fluren in die blaue Ferne. Zwischen betautem Grase am Fuße einer Anhöhe liegen zwei Steine, auf deren einem die Inschrift steht: „Monumentum facti et executionis Friderici Holstuch alias Tile Kolup, falso se imperatorem Fridericum II fingentis, in Wetzflaria capti, damnati, combusti, in hac valle im-

periali tumulati, jussu imperatoris Rudolfi I MCCLXXXIV." Auf deutsch: Denkmal der Tat und Hinrichtung des Friedrich Holstuch, auch Tile Kolup genannt, welcher sich fälschlich für Kaiser Friedrich II. ausgab, in Wetzlar ergriffen, verurteilt, verbrannt und in diesem Kaisergrunde verscharrt wurde auf Befehl des Kaisers Rudolf I. 1284. Ein Herr von Gülich, dem der Kaisergrund gehörte, ließ Ende des 18. Jahrhunderts die Steine mit der von ihm verfaßten Inschrift setzen, auf der Notiz eines älteren Chronisten fußend, daß an der betreffenden Stelle sich ein derartiger Denkstein befunden haben solle.

Viele aus den Quellen gezogene Zeugnisse sprechen dafür, daß sich wirklich am Kaisergrunde bei Wetzlar die grausige Schlußszene eines tragischen Kampfes abgespielt hat.

Etwa dreißig Jahre nach dem Tode Friedrichs II., der in Italien sechsundfünfzigjährig starb, tauchte ein Mann auf, der eben dieser Kaiser zu sein behauptete. Es war ein schöner Greis, der dem Hohenstaufen glich; er schien sehr alt zu sein, aber er war rüstig und sein Gesicht erleuchtete oft jugendliches Feuer. Um sich zu beglaubigen, führte er Tatsachen an, die kein anderer als der Kaiser selbst oder seine nächsten Freunde hätten wissen können. Alte Ritter, die Friedrichs Feldzüge mitgemacht hatten, Bauern, Städte, ja Fürsten schlossen sich ihm an. Es war nicht nur, daß seine Liebenswürdigkeit, Leutseligkeit und Freigebigkeit hinriß: alle diejenigen, die mit Rudolfs Regiment unzufrieden waren, namentlich die Feinde des Papstes und der Pfaffen, hofften, in ihm einen Führer zu finden. Dagegen bekämpfte ihn grimmig die von Rudolf begünstigte Geistlichkeit, allen voran der bei jedermann verhaßte Erzbischof Sifrid von Köln. Aus Köln verjagt, begab er sich nach Neuß, wo er begeisterte Aufnahme fand, und wo er sich zwei Jahre als Kaiser anerkannt hielt. Dieser Erfolg gab ihm den Mut zu einem allzu kühnen, aber folgerichtigen Schritte: er forderte nämlich König Rudolf von Habsburg auf, sich

ihm zu stellen und seine Krone niederzulegen. Rudolf, der den falschen Friedrich bis dahin nicht recht ernst genommen hatte, rückte nun mit Heeresmacht vor Wetzlar; denn dort war der angebliche Hohenstaufe mit Freuden aufgenommen. Nicht unbewegt sah Rudolf der Begegnung entgegen; denn er hatte den Verstorbenen verehrt und hätte sich verpflichtet gefühlt, ihm zu weichen, wenn er ihn erkannt hätte; aber das war nicht der Fall. Da hingegen manche auf seine Seite traten, andere schwankten, unterwarf ihn Rudolf der Folter, die ihm das gewünschte Geständnis erpreßte, er sei ein Betrüger, heiße Dietrich Holzschuh oder Tile Kolup und habe vermittels schwarzer Kunst und Zauberei seine Rolle spielen können. Daraufhin wurde er zum Feuertode verurteilt und mit einem treugebliebenen Anhänger verbrannt, der Überlieferung nach dort, wo jetzt die Steine liegen. Auf der Anhöhe über dem Grunde standen als Zuschauer König Rudolf, Erzbischof Erich von Magdeburg, Bischof Volrad von Halberstadt, die Grafen von Anhalt, Wernigerode, Blankenburg, Leiningen und viele andere Herren und Ritter, vor allem natürlich der Erzbischof von Köln, der als Vorsitzender des Fürstengerichts das Urteil gesprochen hatte. Anwesend waren auch die Bürgermeister und Schöffen von Wetzlar, adlige Herren, die sich durch Auslieferung des Usurpators die Verzeihung des zürnenden Königs zu erwerben gewußt hatten. Durch die gewaltsame Lösung wurde das Dunkel, in das die Begebenheit gehüllt ist, nicht gelichtet; denn die durch Tortur erpreßten Aussagen sind belanglos. Wer war der Mann, der Kaiser Friedrich ähnlich sah? Woher kam er? Hieß er wirklich Dietrich Holzschuh? War er vielleicht ein Knappe des verstorbenen Kaisers gewesen und wußte er daher so viele ihn betreffende Dinge? War er ein Wahnsinniger oder ein Betrüger? Woher hatte er das viele Geld, das ihm zur Verfügung stand? War er durch Feinde des Königs gedungen?

Was ich an jenem Sommermorgen im Kaisergrund mit dem inneren Auge sah, war so: Ich sah den rechtschaffenen König Rudolf, der ausgezogen war, einen unverschämten Betrüger und Friedensstörer zu strafen, betroffen von der wundersamen Erscheinung, die ihm vor den Toren von Wetzlar entgegentrat. Dieser Friedrich war ein Betrüger und doch keiner, weil er ein Wahnsinniger war, der der Kaiser zu sein glaubte. Und er war es, solange er es glaubte. War dieser Mann so alt, wie Friedrich hätte sein müssen, wenn er lebte? Manchmal schien er hundertjährig und älter und morsch, als müsse er vor einem Luftzug zusammenfallen; aber wenn sein Gefühl ihn hinriß, strahlte er von Kraft und Jugend, trotz des weißen Haars, das ihm wirr ums Gesicht hing. Er war ein Träumender und sprach seltsam ergreifende Dinge aus Tiefen des Traums. Er war Friedrich, verzehrt von Schmerzen und heil im Bewußtsein seines Namens. Er war ein Sinnbild herrlicher Vergangenheit und stand geisterhaft schaurig vor dem Bringer der neuen Zeit, dem der gemütliche Humor auf den Lippen erstarb angesichts dieser Flamme aus der Asche.

Solange Friedrich träumt, ist er der Kaiser und herrscht; aber wenn man ihn rauh antastet, ihn martert, dann erwacht er und ist ein armseliger, gehetzter Kranker, der sich fürchtet und zittert und nach Hause möchte. Irgendein Wort aber des Hohns oder der Schande stürzt ihn wieder in den Abgrund seines Wahns: er ist wieder Friedrich, der Kaiser. Er wirft sich in das Feuer wie in die Glorie, die ihm gebührt und besser ansteht, als vor der Verlegenheit der einen und dem verbissenen Hasse der anderen zu stehen. Rudolf handelt, wie er muß, wenn er den Betrüger, den Zerstörer seines Friedenswerks aufopfert; und dennoch, solange die beiden sich gegenüberstehen, ist Rudolf der falsche und der mit Purpurfetzen behangene Bettler der echte Kaiser, der Hohenstaufe, der von Gottes Gnaden.

Friedrich:

So empfängt Habsburg seinen Kaiser! Knechte dingt er,
Nicht ihn zu stützen, denn er ist sehr alt,
Nein, ihn zu greifen, vor sich herzustoßen
Als einen Missetäter. Rudolf! Hättst du das geglaubt,
Wenn jene umbrische Sybille dir's
Geweissagt hätte,
Die bei Arquata uns den Weg vertrat?
Sie griff in deines Rappen Zügel, hielt ihn,
Ein alt gebrechlich Weib, und rief: Heil dir,
Gottes Erwählter! Hoch, hoch wirst du steigen
Und dein Geschlecht! Du sprachst, zu mir dich wendend:
„Die Törin sieht nicht weiter als ein Maulwurf.
Nie steig ich höher, Herr, als du mich hebst
In deiner Gnade; und ob hoch oder nieder,
Findst du mich treu." Was sagte ich darauf?

Rudolf:

Im tiefsten Busen regt sich ein Erinnern,
Haucht auf verwischte Bilder. War's in Umbrien,
Wo uns, als wir am Quell vom Pferde stiegen,
— Uns dürstete — ein Trupp Banditen überfiel
Und den von Arnstein fingen und entführten,
Des roter Bart sie trog, als wär's der Kaiser?

Graf v. Katzenellenbogen:

So hört ich's einst von meinem Vater sagen,
Der auch dabei war!

Friedrich:

Katzenellenbogen?
Ich seh, du bist sein Sohn. Gleichst ihm zwar wenig,
Er kurz und fett, du schlank, fast wie ein Mädchen;
Doch deine Augen sind's, die ihn bezeugen.
So schmale hatt' er, bläulich spiegelnde,

Daß ich ihn wohl zu necken pflegte,
Sein Vater hab ihn aus Jerusalem
Von einer Sulamith.

Graf v. Katzenellenbogen:

Ist das Magie nicht,
Spricht Wahrheit hier. So wärst du Kaiser Friedrich!
Mir ist zumut, als drehte sich der Himmel!

Friedrich:

Ihr zögert, schweigt. Grüßt mich denn keiner, keiner
Erkennt mich? Bin ich nicht mehr ich,
Weil Schnee mein Blondhaar deckt, weil Alter
Und Kummer meinen stolzen Rücken krümmte,
Die Wange einfiel, die einst straff und braun?
Kenn ich doch euch und weide mich
An euren Zügen, draus Vergangenheit,
Zeit meiner Jugend, meiner Herrlichkeit
Wie aus dem Spiegel glänzt, und ihr steht stumm,
Verlegnen Blicks. Ihr werft euch nicht
In meine Arme, auf die Knie vor mir,
Dem letzten Staufer, den ein Wunder sparte!

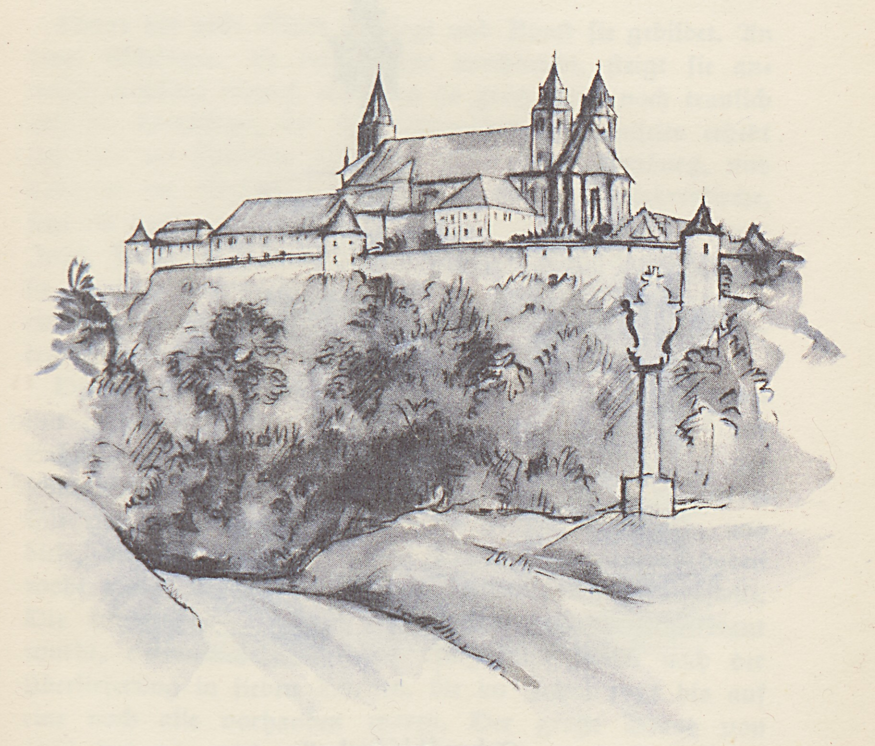
Graf v. Regenstein:

Eben das Wunder lähmt uns. Kaiser Friedrich,
Den Gift zu früh entseelte, liegt begraben
Im Dome zu Palermo. Wenn er lebte,
Hätt' er geschwiegen, als der Feinde Wut
Ihm Söhn und Enkel schlachtete? Der Frauen
Und Kinder selbst nicht schonte? Wär' er nicht,
Ein Löwe, starken Sprungs in Feindes Nacken
Gefallen? Läg' er nicht im Grabe, Staub,
Soweit er Fleisch war, hätt' er zugesehen,
Wie Konradins, des Knaben, edles Haupt
Das Beil des Henkers abhieb? Zugesehen,

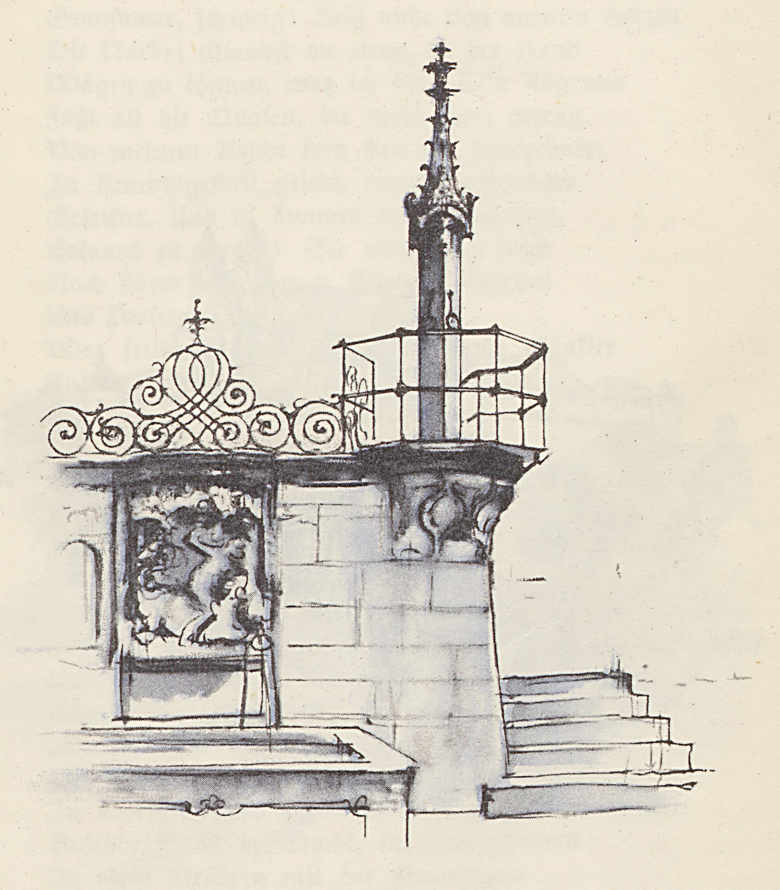
Wie Manfred mit Verrätern rang und fiel?
Und ohne Hülf und Rache Heinz, den Liebling,
Im Turme wimmern hören?

Friedrich:

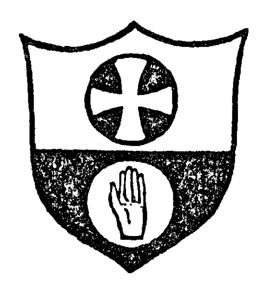
Schweig!
Grausamer, schweig! Reiß nicht von meinem Herzen
Die Narbe! Glaubst du etwa, in der Hand
Wägen zu können, was ich litt? Kein Abgrund
Faßt all die Qualen, die mein Herz ertrug.
Von meinem Reiche fern hab ich Jahrzehnte
In Knechtsgestalt gelebt, mein Bettlerelend
Gefristet. Und in Lumpen noch gefürchtet,
Erkannt zu werden. Sie verfolgten mich
Noch übers Meer, nach Asien, Trapezunt
Und Persien. Dies gesalbe Haupt
War feiler Mörder Ziel. Der große Gaukler
In der Tiara war auf meinen Fersen.
Ach, daß der Haß scharfsichtiger, treuer ist
Als Liebe! Häscher und Banditen, die
Erkannten mich! Syrien und Palästina
Verbarg mich ihnen nicht. Aus schmählichster
Vermummung blitzen sahn sie meiner Ahnen
Verderblich Adlerauge. Jener Wüstenscheik,
Der auf Kamelen flog, wie Wolken fliegen,
Weit — weit — unendlich weit — auch jener kannte mich
Und sandte Sklaven mir und Sklavinnen
Und Gold und Purpur, rot wie adlig Blut.
„Da man im Abendland," sprach er, „den Herrn
Der Welt verstößt, heilig sei mir dein Haupt
In Dornen." So der Scheik. Und weiter, weiter,
Rasende Flucht bei Nacht, bei Tagesgrauen
In alten Gräbern mit der Fledermaus
Verborgen. So verfolgte mich
Der böse Greis in Rom.



Schwäbisch Hall
Die Komburg



Schwäbisch Hall
Der Pranger



Schwäbisch-Hall

Natur hat diese Stadt gewiegt und Kunst sie gebildet. An zwei Abhängen, die der Kocher durchbricht, steigt sie anmutig prächtig hinauf, auch wo sie groß wirkt noch traulich wie die Landschaft, der sie verschwistert ist. Jenseits erhebt sich wie ein Fabelbau die ritterlich-kirchliche Komburg, und dahinter der Einkorn, einst Träger einer Wallfahrtskirche, jetzt ein dunkelgrün bewaldeter Kegel. Hier ist Burg, Strom, Insel, Felsarchitektur, auf, nieder, Winkel und Bogen, alles so glücklich benutzt und ineinander gewachsen, daß es wie ein lobpreisender Auszug deutscher Welt vor dem überraschten Wanderer liegt.

Die freigebige Natur, die jedem Ort etwas verleiht, womit er sich nährt und woran er erwächst, schenkte hier zur Schönheit Nutzen in einer Salzquelle, die schon in geschichtsloser Zeit von Tieren und Menschen aufgesucht wurde. Sie gehörte zum Gebiet der Grafen von Westheim, und diese, die zugleich Grafen des Kochergaues waren, haben wohl zuerst Versuche planmäßiger Salzbereitung angestellt. Die königlichen Beamten, denen der Betrieb anvertraut wurde, vermutlich Adlige der Umgegend, lebten nach der Überlieferung in sieben Burgen, die im Jahre 1718 bis auf eine noch alle vorhanden waren. Der große Brand von 1728 ließ nur noch eine übrig, die sogenannte Keckenburg, ein Fachwerkbau auf steinernem Untergeschoß. Der Ertrag

der Quelle wurde in 111 gleiche Teile geteilt, die verpachtet wurden, und man unterschied Obereigentum, Lehn genannt, und Nutzeigentum oder Erb, dessen Besitzer Erbsieder hießen. Mit dem Beginn des 14. Jahrhunderts war die ursprünglich königliche Quelle ganz im Besitz der Erbsieder. Sie bildeten den reichsten und vornehmsten Teil der Bürgerschaft, aus deren Mitte der Rat besetzt wurde.

Jetzt ist die Haal, der Platz, wo die Quelle gefaßt ist, verödet. Mit Eröffnung des Steinsalzwerks Wilhelmsglück wurde die alte Quelle von Hall, die der König von Württemberg durch Ankauf sämtlicher Aktien erworben hatte, aufgegeben und wird seitdem nur noch zu Solbädern benutzt. Das in gutem Geschmack erbaute Solbad liegt auf der baumbeschatteten Insel Unterwöhrd, die durch Stege und Brücken mit den verschiedenen Stadtteilen verbunden ist. Diese Brücken mit ihren Türmen, ihrem Holzdach, die Ufermauern, die Gebüsche, die kleinen, zutraulich übers Wasser geneigten Giebelhäuser setzen sich bei jeder Wendung zu neuen, unaussprechlich anziehenden Bildern zusammen. Das unerschöpfliche Durcheinanderspielen der Linien wirkt so, als wären die Winkel und Plätze und Häusergruppen weniger zur Benutzung als zur Lust eines müßigen Riesenkindes hingestellt, das sich mit wunderlichen Bausteinen die Zeit vertreibe. Von bösartig lauernden und furchtsam zusammengeschrumpften Häusern umringt steht der Malefizturm da; hier hauste vielleicht der Henker mit Folterzeug und Schwert, und aus diesen verwegenen Schornsteinen konnte man vielleicht nachts auf ihren Besen die blanken Hexen fahren sehen. An das Badtörlein beim Josenturm duckt sich ein kleines gequetschtes Haus mit einem spitzen Hut, wie ein Zauberer ihn tragen möchte; im Süden der Stadt unweit des malerisch reizvollen Weilertores erstreckt sich ein Stück Stadtmauer neben dem Henkersturm. Hier ist es, fern von den Lichtern und der Bewegung der Stadt, wenn der Abend fällt, feucht, einsam und schaurig; aber selbst die

Stätten düsterster Erinnerung sind durch den Genius des Ortes ins Märchenhafte, oft Drollige gerückt. Überaus anheimelnd sind die spielzeughaften Häuser, die am Rosenbühel behutsam zum gewaltigen Neuen Bau hinaufklettern. Gemütlich und doch zugleich, seiner Bedeutung gemäß, eine Hoheit darstellend, empfängt uns die Mitte der Stadt, der Markt. Vom stillen Haalplatz durch die Haalstraße hinaufsteigend, kommt man zur Rückseite des Rathauses, an dessen Seiten Treppen zum Marktplatz hinaufführen. Dieser erste Aufstieg ist Vorbereitung eines zweiten: zur Michaeliskirche, die den Markt bekrönt, leitet eine breitausladende Freitreppe, die in den wesentlich mittelalterlichen Platz ein neues festliches Raumgefühl glücklich einführt. Auf beiden Seiten begrenzen ihn herrschaftliche Giebelhäuser, der Kirche gegenüber schließt ihn das Rathaus ab, das nach dem großen Brande von 1728 errichtet wurde, ein Barockbau von heiterer Pracht, der Umgebung angemessen mehr anmutig als imposant. Reizend belebt den Platz ein großer rechteckiger Brunnen, dessen Rückseite geschmückt ist durch drei Heroengestalten unter gotischem Baldachin: Simson mit dem Löwen, Sankt Michael mit dem Drachen und Sankt Georg mit dem Lindwurm. Das wehrhafte Mittelalter hatte eine Vorliebe für die kämpfenden Göttersöhne, Vorbilder des Kampfes gegen die Heiden sowohl wie gegen das Böse. Ein schmiedeeisernes Gitter mit kunstvollen Verschlingungen faßt den Brunnen ein, zu dem rechts der Pranger hinzutritt, ein hübsches Bauglied und zugleich ein Instrument der Justiz. Aus der Mitte des Brunnens speit ein abenteuerliches, steinernes Ungetüm Wasser.

Dies schöne Reich beherrscht die Michaeliskirche. Da alle Salzquellen in der heidnischen Zeit als heilig galten, kann man annehmen, daß auch in Hall schon in Urzeiten ein Gott verehrt wurde, vielleicht Wodan, den gewöhnlich der Erzengel Michael verdrängte. Im Jahre 1156 wurde die Kirche durch den Bischof von Würzburg geweiht in Anwesenheit

eines Sohnes Friedrich Barbarossas, des zwölfjährigen Herzogs Friedrich von Rothenburg, der in jungen Jahren vor Rom an der Pest starb. Diese romanische Kirche wurde im Jahre 1427 als zu klein abgebrochen, die neue war erst hundert Jahre später vollendet. Von der alten sind nur die vier unteren Stockwerke des Turms übriggeblieben und die Vorhalle. Auf einer Konsole an der Mittelsäule, die sie stützt, steht im langen Gewande ein schöner Dämon, der Erzengel Michael, der das Schwert gegen den sich aufbäumenden Drachen richtet. Seine hochaufgestellten Flügel gleichen zornigen Flammen; seine Gestalt sowie die dunkle Vorhalle überhaupt hat etwas altertümlich Geheimnisvolles. Anders ist der Eindruck des Inneren: licht, leicht, majestätisch, die Seele zu befreiendem Aufschwung emporhebend. Die beiden mit dem Mittelschiff gleichhohen Seitenschiffe setzen sich in einem Kapellenkranz um den Chor fort, der länger als das Schiff und um mehrere Stufen über dasselbe erhöht ist. Es ist von großer Wirkung, daß der Blick inmitten der Kirche noch höher hinauf und tiefer ins Weite geführt wird. Der Reichtum an Altären, Grabdenkmälern und allem sonstigen Zubehör gibt dem Raum die sinnliche Fülle und das Wohnliche. In einer Seitenkapelle befindet sich ein heiliges Grab, das dem von Gmünd verwandt ist; der göttliche Leichnam ist hier bewegter und schöner, aber weniger feierlich. Herrlich ist das Triumphkreuz über dem Hochaltar mit dem überlebensgroßen Christus, einem Werk des Ulmer Meisters Michael Ehrhardt. Zwischen der Menge geschnitzter Altäre und heiliger Bilder blickt überraschend von der Nordwand des Mittelschiffs das Porträt einer vornehmen jungen Dame in die Kirche, auf dem schön geformten Antlitz ein spöttisch überlegenes, herablassendes und doch anmutig liebenswürdiges Lächeln. Sie stammt der Umschrift nach aus dem Geschlecht der Bonhöffer, die als Goldschmiede aus Holland einwanderten und im 17. und 18. Jahrhundert zu hohen Stellungen gelangten.

Vor der Kirche wurde einst auf ummauertem Platze unter einer Linde das alte Gaugericht gehalten, und noch im Jahre 1462 wird ein „freyheimlich Gericht" dort erwähnt. Im Anfang des 16. Jahrhunderts wurde die Linde gefällt und die Mauer abgetragen. Als ein Überbleibsel des königlichen Gerichts ist auch das Kampfgericht anzusehen, eine sehr altertümliche Einrichtung, die noch lange in Hall bestanden hat. Ritter, die keinen ordentlichen Richter finden konnten, durften in Hall miteinander kämpfen, bis der Sturz des einen dem andern erlaubte, das Gottestodesurteil auszuführen.

War Hall durch sein Salz in vieler Leute Munde, so kam es durch seine Münze in vieler Leute Hand. Die dort geprägten Haller oder Häller waren so verbreitet, daß der Name noch jetzt als Bezeichnung für eine kleine Münze verständlich ist. Das besonders feine Gepräge der Häller war vielleicht die Ursache, daß sie sosehr in Aufnahme kamen. Sie zeigten auf einer Seite das Kreuz, auf der anderen eine Hand, das Symbol der Macht, entweder auf Gott oder wahrscheinlicher, auf den Kaiser deutend; später blieb eine Seite leer und Kreuz und Hand nebst Reichsadler füllten die andere. Nach einer Bestimmung Kaiser Wenzels durfte dies Gepräge nur in Augsburg, Nürnberg, Köln und Hall geschlagen werden. Von demselben Kaiser, der sich eine Zeitlang städtefreundlich zeigte, erwarb Hall das Münzrecht, das eigentlich ein kaiserliches Hoheitsrecht war, auf ewige Zeiten für sich. Unter den Münzmeistern, die eine hochangesehene Stellung einnahmen, fällt der Name Martin Lerch auf, der später nach Regensburg kam und dort, weil er im Zorn einen Knecht erschlagen hatte, das große Kruzifix im Vorhof von St. Emmerau stiftete.

Kreuz, Hand und Reichsadler gingen in das Wappen der Stadt über, dessen Farbe rot und gelb war, das Rot und Gold, das mit Schwarz verbunden zur Zeit der Freiheitskriege die Farbe des frei und einig zu erneuernden Reiches

wurde. Die Haller rühmten sich nämlich des Rechts, den sogenannten Verlorenen Haufen zu stellen, der im Vordertreffen war und eine rotgelbe Fahne führte; von anderer Seite wird behauptet, diese Fahne sei keine andere als die Sturmfahne gewesen, die die Schwaben seit alters dem Reichsheer vorantragen durften.

Unter Friedrich I. wurde Hall eine Stadt, indem es Markt und Mauern erhielt, und es war infolgedessen gut staufisch. War auch Barbarossa selbst nie in Hall, so doch sein Sohn Heinrich VI. als Reichsverweser, der hier den neuen Herzog von Brabant belehnte, ferner Philipp von Schwaben, fünfmal Heinrich VII., der unglückliche Sohn Friedrichs II., und sechsmal Konrad IV. Die Haller gingen in der Hohenstaufentreue so weit, daß sie, weil sie Friedrich II. Zuzug leisteten, vom Papste mit dem Bann belegt wurden, und daß Prediger in Hall auftreten durften, die, nachdem durch Glockengeläut das Volk zusammengerufen war, auf dem Markte verkündeten, der Papst, die Bischöfe, Prälaten und Priester wären Ketzer, weil sie in Laster und Todsünde lebten, die Franziskaner und Dominikaner wären Irrlehrer, nur sie selbst sagten die Wahrheit, und wenn sie nicht gekommen wären, würde Gott die Steine haben reden lassen, damit der wahre Glaube nicht verloren gehe. Kaiser Friedrich und sein Sohn wären vollkommen und gerecht.

Niemals hat irgendein Kaiser grundsätzlich und dauernd die Städte begünstigt; wenn die Staufer einen Stand bevorzugten, so waren es die Ritter, deren Hilfe sie zu ihren Feldzügen benötigten, während die Städte zu voller Blüte und Leistungsfähigkeit im allgemeinen erst später kamen. So bereicherten die Hohenstaufen zwei Familien, die Hohenlohe und die Limpurg, beide Nachbarn der Stadt Hall, die dem eben sich entfaltenden Gemeinwesen durch die kaiserliche Gunst sehr gefährlich zu werden drohten.

Die Hohenlohe, die von Weikersheim ausgingen, gerieten durch die Begabung mit Öhringen, Waldenburg und Neuen-

stein in Halls unmittelbare Nachbarschaft. Diese Familie, die sich Jahrhunderte hindurch auf einer immergleichen Höhe von Tüchtigkeit und Gesundheit erhielt, brachte gerade um diese Zeit einige in Kampf und Verwaltung ausgezeichnete Männer hervor, unter denen Gottfried, ein unentwegter, tätiger Anhänger der Hohenstaufen, der bedeutendste war. Über den Zoll, das Geleitrecht und das Jagdrecht kam es zwischen den Nachbarn häufig zu Zwistigkeiten. Graf Kraft von Hohenlohe nahm einmal den Haller Patrizier Gilg Senfft, den er auf einem Gebiet jagend antraf, wo nach seiner Meinung ihm das Jagdrecht zustand, gefangen und warf ihn in Waldenburg in den Turm. Folgenschwerer und bedenklicher aber waren die Beziehungen zu den Limpurgern, die zur Hohenstaufenzeit auf Limpurg neben Hall auftauchten.

Walter von Schüpf, dem wahrscheinlich Heinrich VII. die Aufsicht über die staufischen Güter anvertraute, erbaute auf einem Hügel oberhalb Hall die Burg, von der noch ein paar jetzt sorgfältig behütete Trümmer übriggeblieben sind. Wahrscheinlich war diese Familie, die sich von den alten fränkischen Herzögen ableitete, schon lange in der Kochergegend ansässig; sie hatten einen Streitkolben, die fränkische Heerspitze und den Schenkenbecher im Wappen. Die semperfreien Erbschenken von Limpurg hatten ursprünglich nur das Afterschenkenamt von der Krone Böhmen zu Lehen, erst durch die Goldene Bulle kam das Reichserbschenkenamt an sie und blieb bei ihrem Hause bis zu dessen Erlöschen. Den Titel semperfrey erhielten sie im 15. Jahrhundert, im 17. wurden sie Grafen. Bei allen Königs- und Kaiserkrönungen hatte der Älteste des Geschlechts das Amt zu verrichten, indem er vom Pferde stieg und den Becher voll mit Wasser vermischten Weins dem Neugekrönten zum Trinken reichte. Pferd und Becher erhielt er hernach geschenkt. Der Becher, aus dem Maximilian II. 1562 getrunken hat und den er dem Reichserbschenken Christoph schenkte, ist noch

vorhanden. In schöner getriebener Arbeit ist der Triumph des Bacchus darauf dargestellt, während auf dem Deckel ein geflügelter Löwe oder Greif das böhmische Wappen hält. Zum letztenmal vollzog Graf Vollrath das Amt bei der Krönung Kaiser Josephs I. im Jahre 1690. Im Jahre 1713 starb die Familie im Mannesstamm aus. Im Kreuzgang des Ritterklosters Komburg, dessen Schirmherren sie sehr zum Leidwesen des Klosters wurden, hatten sie ihre Begräbnisstätte. Dort steht unter gotischem Baldachin aufrecht auf einem Löwen Schenk Georg I., gestorben im Jahre 1475, schlank, gerade wie ein Lichtstrahl, ganz gerüstet, die linke Hand am Schwert, in der rechten eine Lanze, die ihn um ein Stück überragt und die stolze Haltung und Figur betont. Alles, was das Rittertum an Kühnheit und Ehre besaß, ist in dieser Gestalt wie in einem Symbol ausgedrückt. Er ist von zehn Wappen umgeben und wird in der lateinischen Umschrift als des heiligen Reiches Erbschenk de sanguine ducum Francorum et Suevorum bezeichnet. Das schöne Denkmal Friedrichs V. aus derselben Zeit hat eine deutsche Umschrift: des hyligen Rychs Erb schenk Semper frey. Am Tag nach bartolme. Got Gnad im. Von diesem Friedrich wird eine liebliche Legende erzählt. Als er einmal bei Tüngen Hasen jagte, geriet eines der verfolgten Tiere in die dortige Kirche, sprang auf den Altar und schmiegte sich schutzsuchend an das Marienbild. Die Hunde, die dem Flüchtling in die Kirche nachgesetzt waren, blieben bescheiden vor dem Altar stehen. Als der Schenk das sah, nahm er das Häschen, trug es ins Freie und ließ es laufen, indem er sagte: „Zeuch hin, lieber Has, du hast Freiheit in der Kirche gesucht und gefunden; dieweil meine Hunde die Freiheit an dir gehalten haben, so will ich sie auch nicht brechen.“ Das Grabmal seiner Frau Susanne von Thierstein befindet sich auch in der Schenkenkapelle.

Trotz aller Treue, die Hall den Hohenstaufen bewiesen hatte, fügte Konrad IV. der Stadt ernstlichen Schaden zu,

indem er Walter von Schüpf die erbliche Schirmvogtei mit der Gerichtsoberhoheit über Hall verlieh, wodurch die Schenken das Recht erhielten, Schultheißen und Schöffen zu ernennen. Nicht damit genug, überließ er ihm auch noch einen Anteil an der Hallschen Steuer, also eine Art Finanzhoheit, und im Jahre 1255 mußte die Stadt förmlich anerkennen, daß sie verpflichtet sei, den Schenken zu dienen. Es schien damit aus der königlichen Stadt eine Limpurger Landstadt werden zu sollen. Aus eigener Kraft hätte Hall damals das ihm auf den Nacken gelegte Joch kaum abwerfen können, aber das Glück kam ihm zu Hilfe: Rudolf von Habsburg nämlich hob alle Akte seiner Vorgänger bis 1245 auf, wodurch sie Reichsgüter verschenkt oder in irgendeiner Form weggegeben hätten. Dadurch wurde der Grund zu Halls Reichsfreiheit von neuem gelegt. Die Einteilung des Reichs in Landvogteien, die Rudolf von Habsburg einführte, und wobei Hall zur Reichslandvogtei Wimpfen geschlagen wurde; versetzte es in die schwäbischen Kreise; aus dem fränkischen Hall wurde Schwäbisch-Hall.

Die gegenseitige Befehdung und Eifersucht zwischen Hall und Limpurg hörte nicht auf, wenn auch Kaiser Rudolfs segensreicher Eingriff die Unabhängigkeit der Stadt wiederhergestellt hatte. Es gab jedoch auch Zeiten der Freundschaft, wo Schenken und Haller Patrizier in einem Schlößchen, das die Limpurger nahe bei dem die Stadt gegen ihr Gebiet abschließenden Tore erbaut hatten, zusammen pokulierten. Eines Nachts, im Jahre 1430, geriet bei einer solchen Gelegenheit der Schenk wegen des Jagdrechts mit seinen Gästen so heftig in Streit, daß er sie mit gezogenem Schwert bis ans Tor verfolgte. Daraufhin ließ der Stadtrat das Tor zumauern zum Ärger der Schenken, die dadurch einen großen Umweg zu machen gezwungen wurden. Auf ihre Klage soll Kaiser Sigismund geantwortet haben, daß seinethalb „seine lieben Söhne und Untertanen zu Hall ihre Tore alle zumauern und mit Leitern über die Mauern aus- und einsteigen

möchten, es könne ihnen das niemand wehren.“ Das Tor blieb vermauert, bis hundert Jahre später Schenk Erasmus die Burg mitsamt der Stadt Unterlimpurg den Hallern zum Verkauf anbot. Waren auch die Limpurger damals keine gefährlichen Nachbarn mehr, und war auch das „alt zerrissen grundlos Schloß“ nichts wert, so erwarb die Stadt doch um 42000 Gulden das Gebiet als erwünschte Abrundung ihres Landes. Das Tor wurde geöffnet, die Stadt hatte über die Ritter gesiegt; aber als die Schenken ausstarben, war auch die Herrlichkeit der Städte vorüber.

Halls dritter Nachbar war das Stift Komburg. Ursprünglich war es eine Burg, die sich ein Graf von Rotenburg am Ende des 11. Jahrhunderts erbaut hatte. Von seinen vier Söhnen, Einhard, Burkhard, Rugger und Heinrich, wurden zwei von der damals das Abendland bewegenden kirchlichen Strömung ergriffen und verwandelten die Burg in ein Kloster, dessen Ruf sich bald so verbreitete, daß ein mainzisches Ehepaar, das in seinem Hause einen Schatz entdeckte, denselben zur Vollendung der drei steinernen Türme der Klosterkirche stiftete. Der dritte Abt des Klosters, Hartwig, hat seinen Namen dadurch denkwürdig gemacht, daß er den berühmten Kronleuchter schenkte, der jetzt den edelsten Schmuck der ziemlich liederlich barockisierten Kirche bildet. Seltsam spukte in dem reichsunmittelbaren Kloster der Rittergeist fort, aus dem es hervorgegangen war. Verschiedene Äbte legten gern den Harnisch an und lagen mit ihren Nachbarn in Fehde, so Konrad von Münkheim und Gottfried von Stetten. Im Anfang des 13. Jahrhunderts wurde die Bestimmung gemacht, daß keiner als Koventuale aufgenommen werden sollte, der nicht edel von Vater und Mutter sei. Die adligen Mönche führten ein weltliches, verschwenderisches Leben, wovon die Folge war, daß das Kloster aus den Zahlungsschwierigkeiten und unangenehmen Verwicklungen nicht heraus kam. Nach langen Kämpfen wurde es endlich in ein weltliches Chorherren-

oder Ritterstift verwandelt, als welches es bis zur Säkularisation im Jahre 1803 bestanden hat. Seine wertvolle Bibliothek, die reich an Inkunabeln ist, enthält eine niederländische Handschrift des Reineke Fuchs. Die reichgegliederte Gebäudemasse, die der Berg hoch über das Tal hinaushebt, als wolle er ein gelungenes Meisterwerk weithin sichtbar machen, ist überraschend wirkungsvoll. Die mit Türmen besetzte Mauer umgibt den Gipfel wie ein Kronreif, aus dem die alten Kirchtürme mächtig hervorragen. Die Vereinigung zweier Hauptmächte des Mittelalters, der Kirche und des Rittertums, kommt hier zu monumentaler Erscheinung.

Den schlimmsten Nachbar, denjenigen, der es zuletzt verschlingen sollte, bekam Hall, als Eberhard I. von Württemberg, von den Zeitgenossen der Recke, von seinem respektvolleren Volke später der Erlauchte genannt, seine kleine Grafschaft auszudehnen unternahm. Damals schritten die Kaiser noch gegen das Bestreben der Fürsten, sich einen Territorialstaat zu bilden, strafend ein; aber sie verfuhren dabei so wenig folgerichtig, daß Albrecht dem Eberhard die Landvogtei von Niederschwaben übertrug, wodurch vierundzwanzig Städte, darunter Hall, unter seinen Schirm, und das hieß soviel wie unter seine Gewalt, kamen. Gegen den landgierigen Grafen bildete sich jedoch ein Landfriedensbund, in dem neben verschiedenen Herren zweiundzwanzig Städte vertreten waren, und in dem Kriege, den Heinrich VII. anführte, verlor er seine ganze Grafschaft. Es kam die Zeit der großen und einflußreichen Städtebündnisse, wo eine Entwicklung möglich schien, die derjenigen der schweizerischen Eidgenossenschaft ähnlich gewesen wäre; indessen ein Enkel Eberhards I., Eberhard der Greiner, machte ihr durch den Sieg bei Döffingen ein Ende, den der Alternde mit dem Tode seines Sohnes zahlen mußte.

In allen diesen Fehden fand der zahlreiche hallsche Adel Gelegenheit, sich zu betätigen. Als ein Hund von Wenkheim

im Jahre 1438 in Rothenburg o. d. Tauber turnierte, war er von dreißig Edlen von Hall begleitet; und doch hatte damals schon ein großer Teil der Patrizier die Stadt verlassen. Die Unzufriedenheit der vom Regiment ausgeschlossenen Handwerker führte zu drei sogenannten Zwietrachten, deren Folge die gänzliche Auswanderung der Geschlechter war. Bei der zweiten Zwietracht, die im Jahre 1340 stattfand, änderte Ludwig der Bayer zugunsten der Handwerker die Verfassung, so daß künftig zwölf Edelleute, sechs Mitterbürger und acht Handwerker im Rat vertreten sein sollten. Auch ein Nichtadliger sollte das Amt des Städtmeisters, so hieß in Hall der Bürgermeister, bekleiden dürfen.

Entrüstet über die kaiserliche Entscheidung wanderten etwa fünfundzwanzig bis dreißig adlige Familien aus und ließen sich zum Teil in Straßburg nieder, wo eine Straße nach ihnen Haller Gasse benannt wurde. Immerhin blieben noch hundertundvierzehn adlige Familien zurück, die auch verfassungsgemäß das Übergewicht hatten.

Im Anfang des 15. Jahrhunderts wurde ein hervorragender Mann, Hermann Büschler, Städtmeister, der, aus mittelfreiem Stande hervorgegangen, vom Adel ungern gesehen wurde. Als er um Aufnahme in die Trinkstube der Patrizier nachsuchte, wurde sie abgeschlagen, obwohl seine Frau aus altadligem Geschlecht, eine Hornberger aus Rothenburg war; als geladener Gast, wurde ihm geantwortet, sollte er willkommen sein, nicht als berechtigtes Mitglied. Als nun Hermann Büschler mit verschiedenen des Rats eine bürgerliche Trinkstube gründete, wendeten sich die Geschlechter an den Schwäbischen Bund und setzten mit dessen Hilfe durch, daß die Trinkstube geschlossen und eine Veränderung der Verfassung im aristokratischen Sinne eingeführt wurde. Nachdem alle Versuche Büschlers, dies Verfahren auf dem Rechtswege zu bekämpfen, durchkreuzt worden waren, floh er aus Hall, um persönlich vor den Kaiser zu gelangen. Ein Rad um den Hals, Asche auf dem

Kopf, ein Schwert in der Hand, so sei er, erzählt man, in Frankfurt am Main bis zum Kaiser vorgedrungen. Man wollte ihn in seinem närrischen Aufzuge nicht vorlassen, allein Maximilian, der öfters in Hall gewesen war, erkannte ihn wohl wieder und hieß ihn sprechen. Indem er seine Sache vortrug, soll Büschler gesagt haben, er wolle sich gerne dem Feuer, dem Rade, dem Strang, dem Schwert unterwerfen, wenn er strafbar sei. Vielleicht war dem Kaiser die Persönlichkeit Büschlers sympathisch, der außerdem eine gerechte Sache vertrat; Maximilian schickte eine Kommission nach Hall, die anordnete, daß die Verfassung Ludwigs des Bayern wiederhergestellt werde. Diese Verfassung hinderte nicht, daß sich wieder eine Oberschicht bildete; aber der alte Adel, der Jahrhunderte hindurch die Geschicke der Stadt geleitet hatte, verschwand gänzlich und für immer. Die Adelsheim, Crailsheim und Theurer waren schon nach der ersten Zwietracht aufs Land gezogen, nach der zweiten und dritten folgten ihnen die Backenstein, die Bebenburg, Erbküchenmeister des Reichs, die Berler, oft Reichsschultheißen von Hall, die Clingenfels, Egen, Geyer, Gottwollshausen, Münzmeister, Ottendorf, Lamparter von Ramspach, Sturmfeder und Eschelbach. Zum Teil starben sie bald aus. Der Städtmeister Simon Berler, der das Haupt der Adelsverschwörung gewesen war, soll ruhelos im Land herumgewandert und in Armut gestorben sein. Der letzte Büschler starb im 18. Jahrhundert wahnsinnig im Arbeitshause.

Man kann es als einen Vorzug ansehen, daß durch die Auswanderung des Adels die Bevölkerung vereinheitlicht wurde, andererseits bedeutete sie einen Verlust und nicht nur durch das Sinken der Steuerkraft, was sich ziemlich bald wieder ausglich. Der Adel, so herrschsüchtig er im Inneren war, war er es auch nach außen, im allgemeinen stets auf das Ansehen, die Erweiterung, den Glanz der Stadt bedacht, und dadurch, daß er in den Waffen geübt und nicht durch Erwerbsarbeit behindert war, in der Lage, große

Pläne auszuführen. Gewiß waren auch die Zünfte wehrfähig und stets zur Verteidigung der Mauern bereit, auch ihnen lag das Wohl der Stadt am Herzen, auch aus ihrer Mitte gingen tüchtige und unternehmende Männer hervor; aber sie waren doch ihrer Natur und Aufgabe nach behutsam und sparsam, ein unentbehrliches Gegengewicht gegen den verwegenen Übermut des Adels, einseitig ohne ihn. Die kurzsichtige Überhebung und Herrschsucht des Adels hatte die unheilbare Spaltung herbeigeführt.

Die letzten 50 Jahre vor der dritten Zwietracht waren für Hall eine Zeit der Blüte, die sich in monumentalen Bauten ausdrückte. Damals entstanden das große Bollwerk, von dem nur der Pulverturm unterhalb des Bahnhofs übriggeblieben ist, das Spital am Markt und die schönen Patrizierhäuser in der Oberen Herrengasse. In den Grundstein der Kirche schloß man ein Glas voll roten Weins, ein Glas mit Korn, einen rheinischen Goldgulden, einen hällischen Reichstaler und einen hällischen Pfennig, eine Bleitafel mit der Jahreszahl und den Namen des regierenden Kaisers und der amtierenden Ratsherren. An den Namen Hermann Büschlers, der es ursprünglich zum Schutze gegen Limpurg erbaute, knüpft sich das Büchsenhaus oder der sogenannte Neue Bau, der die Stadt von ihrem höchsten Punkte aus beherrscht. Die Schmucklosigkeit des vorderen Giebels, dessen einzige Zierde das kaiserliche und das hällische Wappen bilden, läßt ihn um so gewaltiger erscheinen. Das Haus wurde beim Übergang an Württemberg Staatseigentum, aber später von der Stadt zurückgekauft und soll jetzt zur Abhaltung von Festen und Tagungen eingerichtet werden; ein der stolzen Lage auf dem Felsenvorsprung und der herausfordernden Massigkeit entsprechender Zweck findet sich nicht.

Auch mit kaiserlichen Besuchen, an denen es Hall nie gefehlt hat, wurde die Stadt in diesem Zeitraum mehrfach beehrt. Friedrich III., der sich, aus Wien durch Mathias

Corvinus vertrieben, einstweilen von seinen Reichsstädten versorgen ließ, kam im Jahre 1485 nach Hall. Als auf einem *abschüssigen Wege Kühe vor seinen Wagen gespannt werden* mußten, sagte er mit habsburgischem Humor: „Seht, die Kühe müssen das Römische Reich führen!“ Vier Jahre später kam sein Sohn Maximilian, gleichfalls umgänglich und gutgelaunt, aber frisch und unternehmend, um bei einer Versammlung des Schwäbischen Bundes gegenwärtig zu sein. Er nahm am Palmsonntage an der Prozession teil, und als er bemerkte, daß der hölzerne, auf Rädern laufende Palmesel durch die Stadtbüttel gezogen wurde, sagte er: „Haben die Herren von Hall sonst niemand, das Bild Christi zu führen, als die Schergen?“ Was den Anlaß gab, daß zwei Ratsherren an die Stelle der Büttel traten, bis die Reformation den ganzen Brauch aufhob. Im November des Jahres 1495 zog der Kaiser spät abends mit 350 Pferden ein, um die Huldigung entgegenzunehmen, die am folgenden Tage auf dem Markt durch Rat und Bürgerschaft geleistet wurde. Am Nachmittage fand auf Maximilians Wunsch ein Tanz der Geschlechter auf dem Rathause statt. Bei einem folgenden Besuche stieg der Kaiser bei Michael Senfft ab, der im Schwabenkriege den Haller Zuzug geführt und sich so ausgezeichnet hatte, daß der Kaiser ihn nach der Schlacht mit einem Pferde beschenkte. Damals soll es vorgekommen sein, daß ein fahrender Bettler den Kaiser als seinen Bruder ansprach, weil sie beide von Adam abstammten. Der Kaiser soll ihm einen Kreuzer gegeben und gesagt haben: „Gang hin und heiß dir einen jeden Bruder von Adam her einen Kreuzer geben, so wirst du reicher werden, als ich bin!“ Ein heikler Besuch in veränderter Zeit war der Karls V., von dem die evangelische Stadt Hall fürchtete, er werde ihr Zwang in Glaubenssachen antun. Er kam mit 800 Pferden und einem Gefolge, das, wie er selbst, einfach und ganz und gar in Schwarz gekleidet war, weil er um seine verstorbene Frau Juana trauerte; auch die Ratsherren, die ihm ent-

gegenritten, trugen sich schwarz. Vier Ratsherren hielten den schwarzen damastenen, mit goldenen Adlern bestickten Baldachin über ihn, während er einzog, Herolde trugen ihm einen goldenen Adler und ein goldenes Schwert voran. Im Hause Hermann Büschlers am Markt, das noch steht, stieg er ab, nahm den goldenen, mit Dukaten gefüllten Pokal entgegen, den man ihm überreichte, und gab dann seiner gnädigen Gesinnung gegen die Stadt Ausdruck. Beim Essen, das am anderen Tage in der Frühe stattfand, gab es unter anderem: Weinbeeren, Maien in Schmalz gebacken, Eier doppelt übereinandergestürzt, gedämpfte kleine Rübchen, gebackene Schnitten, Torten, Erbsensuppe, dürre Forellen, Stockfisch, blaue Karpfen, heißen Hecht, gebratene Birnen, Reis mit Mandelmilch, Fladen und Konfekt. Dazu nahm der Kaiser dreimal einen Schluck Wein aus einem venezianischen Glase. Nach dem Essen, es war um elf Uhr, fand die Huldigung statt. Dabei ereignete es sich, daß, als die anwesenden Ratsherren zwei Fenster aushoben, wo der Kaiser und der Kanzler standen, vermutlich damit er besser sehen und gesehen werden könne, und einem der Herren das schwere Fenster aus der Hand gleiten wollte, der Kaiser, um es zu verhindern, zugriff. „Dies Stück der Demut," sagt der Chronist, „hat allen Menschen wohlgefallen." Nach erfolgter Huldigung verabschiedete sich Karl, indem er dem Städtmeister und einigen Ratsherren die Hand gab, und brach nach Crailsheim auf, von den Hallern bis an die Grenze ihres Gebiets geleitet. Dort erwartete ihn der Markgraf Georg von Brandenburg, begrüßte die Majestät und sagte zu denen von Hall: „Da hat euer Geleit ein End." Nachdem sie erwidert hatten: „Ja!" sagte er weiter: „So hebt meines an," womit die Zeremonie beendet war. Bis Hall hatten die Hohenlohe das Geleit gehabt.

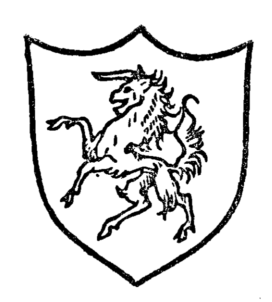
Der letzte Kaiser, den die Stadt Hall einziehen sah, war der den Protestanten freundlich gesinnte Maximilian II.; er kam

einmal mit der ganzen Familie, der Kaiserin, den Prinzen und Prinzessinnen, ein anderes Mal mit der Kaiserin. Der letzte Krieg, an dem die Haller sich beteiligten und der ihnen teuer zu stehen kam, war der schmalkaldische; der Kaiser ließ sich die verscherzte Gnade mit vielem Gelde abkaufen.

Reformator der Stadt war Johannes Brenz, nicht aus Hall, sondern aus Weilderstadt gebürtig, wo sein Vater Stadtschultheiß war. Auf der Heidelberger Universität befreundete er sich mit einigen jungen Hallern, die ihn seiner der neuen Lehre geneigten Vaterstadt empfahlen. Brenz war unbedingter Anhänger Luthers. Sehr jung, mit zweiundzwanzig Jahren, wurde er Prediger an der Michaeliskirche und Ausgangs- und Mittelpunkt der reformatorischen Bewegung. Er war ein Mann von unbeugsamer Überzeugungstreue, tatkräftig, gewissenhaft und furchtlos, durch seine Sittenstrenge manchem unbequem. Als er im Jahre 1548 dem Stadtrat zuredete, das sogenannte Interim nicht anzunehmen, verlangte der Kaiser seine Auslieferung, was einem Todesurteil gleichkam. Der Rat mußte schwören, von dem kaiserlichen Auftrage nichts verlauten zu lassen. Es wird erzählt, daß durch einen seltsamen Zufall einer der Ratsherren, Philipp Büschler, das Ratszimmer erst betreten habe, als der Eid schon geleistet gewesen sei. Er habe eilig auf einen Zettel die Worte geschrieben: fuge fuge Brenti cito citius citissime! und habe einen Boten damit zum Pfarrer geschickt. Brenz soll gerade mit Frau und Kindern beim Mittagessen gewesen sein, als er abgerufen wurde und von dem im Hofe wartenden Boten den Zettel empfing. Ohne noch einmal ins Haus zurückzukehren, ging er sofort dem nächsten Stadttor zu. Unterwegs, so heißt es, begegnete ihm der kaiserliche Kommissar und fragte, wohin er gehe? „In die Vorstadt zu einem Kranken,“ antwortete Brenz; worauf ihn der Kommissar für den folgenden Tag zum Mittagessen einlud. „So Gott will,“ soll Brenz erwidert haben. Er fand zunächst ein Asyl bei demselben Schenken

Erasmus, der einige Jahre vorher die Limpurg der Stadt verkauft hatte. Seine damals schon schwindsüchtige Frau sah Brenz nicht wieder. Mit seinem Sohne starb die Familie aus.

Der Dreißigjährige Krieg verwüstete Hall weniger als viele andere Orte, kostete die Stadt aber dreieinhalb Millionen Gulden und ein Drittel der Bevölkerung. Es ist zu verwundern, wieviel eine Stadt, die kaum jemals mehr als 8000 Einwohner hatte, leisten konnte. Allerdings verfügte sie über ein ansehnliches Gebiet mit drei Städten, 21 Pfarrdörfern und Weilern und Höfen und 20 875 Einwohnern. Als Hall an Württemberg überging, brachte es Schulden von beinah anderthalb Millionen Gulden mit, aber auch einen Schatz an unvergänglicher Schönheit und kostbarer Erinnerungen.



Schwäbisch-Gmünd

Die Schwabenmädchen haben den Ruf besonderer Lieblichkeit; schöner können keine sein als die von Gmünd. Sie sind schlank und behende, und ihr feines Gesicht leuchtet von Geist. Es wäre denkbar, daß die lange Beschäftigung mit schönen Dingen, denn seit dem 18. Jahrhundert ist die Anfertigung von Schmucksachen das blühendste Gewerbe in Gmünd, den Sinn für das Schöne so ausgebildet hätte, daß er sich auch in den Schöpfungen offenbarte, die die Natur der Frau zugewiesen hat. Schon lange jedoch, bevor an Gegenstände der Kultur gedacht wurde, zog sich an der himmlischen Kuppel, die über Gmünd sich wölbt, die reizende Linie der Alb mit Hohenstaufen und Hohenrechberg hin, die das Auge an das Schöne gewöhnte. Umfangen und umschirmt in samtgrüner Mulde liegt die Stadt da; in dieser Muschel war eine Perle zu liegen bestimmt.

Als Haupt der Gemeinde erhebt sich über die niedrigeren Häuser das breite und hohe Giebeldach der Heiligkreuzkirche, die über einer alten romanischen erbaut wurde. An ihr haben zwei Glieder der weitgewanderten und weitberühmten Künstlerfamilie der Parler im 14. und 15. Jahrhundert gearbeitet, Vater und Sohn, Heinrich und Johannes; vollendet wurde sie erst im 18. Jahrhundert. Sie ist ein herrliches Denkmal des gotischen Stiles in seiner Blüte, aber in gemäßigter Auffassung. Das Aufstreben der senkrechten Linie

wird überall durch die waagerechten zurückgehalten, wodurch das Münster nicht sosehr den stürmischen Schwung mancher anderen Dome, sondern den Charakter ruhiger Vollkommenheit, Majestät erhalten hat; so ist zum Beispiel der reiche Chor zweigeschossig und die Linie der Teilung durch einen Umgang betont, wie auch dadurch, daß die Fenster im unteren Geschoß bedeutend breiter als die im oberen sind. Wie auf einem Gebirge wachsen im Sommer zwischen seinen grauen Steinen Glockenblumen, die der leiseste Lufthauch bewegt. Von den Portalen, großen steinernen Bilderbogen, kann man die Weltschöpfung, das Weltgericht und die Welterlösung durch Maria und Christus ablesen; denn die mittelalterliche Kunst wollte gerade das, was der modernen durchaus verboten ist: erzählen, belehren, erleuchten. Nicht solche Begebenheiten werden hier dargestellt, wie sie dem einzelnen etwa zustoßen, sondern der große Kampf und die unabwendbare Tragik des zwischen Himmel und Hölle hingespannten menschlichen Lebens in Symbolen, die der ganzen Christenheit geläufig und verständlich waren. Die Hauptdarstellungen sind unterstützt durch einzelne Figuren von Propheten, Aposteln, Königen, die an jeder Stelle ihre besondere Wirkung und Bedeutung haben, sowohl für das Auge wie zum Verständnis der sinnvollen Geschichte. Manche unter den plastischen Gruppen haben durch Stilisierung jene Fremdheit und Undurchdringlichkeit bekommen, die das Kunstgebilde über das Lebendige erhebt, so die jetzt im Inneren aufgestellte Verkündigung. Der Fülle des Chors und der Nord- und Südportale ist die monumentale Einfachheit der Westfassade ebenbürtig. Die durch Strebepfeiler angedeutete Gliederung der Halle, drei wundervoll gearbeitete Rundfenster, fünf hohe Blendfenster im Giebel und das Portal bilden den Schmuck der gewaltigen, der Abendsonne zugekehrten Wand. Die über die Mauer hinaufgeführten, in Fialen endigenden Spitzen der Strebepfeiler umgeben das ganze Gebäude wie mit

einem Kranz von Lanzenspitzen oder versteinerten Flammen, dem der Kranz waagerecht vorspringender Wasserspeier in Gestalt von tierhaften und dämonischen Ungetümen entspricht. Diese doppelte Umrandung verleiht dem Münster etwas Kriegerisches: es ist eine Gottesburg, die himmlische Heerscharen, unterstützt von knirschenden Teufeln, gegen die Hölle verteidigen.

Nach diesem erschütternden Vorspiel wirkt das Innere als beruhigende Erfüllung. Die Übereinstimmung der Zahlenverhältnisse, wie sie die Gotik errechnete und ergrübelte, hat eine Musik hervorgebracht, die den Eintretenden wie Orgelklang begrüßt. Nicht, was das Auge sieht oder wovon der Verstand sich Rechenschaft geben könnte, ist es, was ergreift; sondern etwas, was vom Gewölbe, von den uns umwandelnden Säulen, von dem Bogengange der Fenster strömt und uns durchdringt. Von allen Seiten, besonders von den zehn Chorkapellen fließen dem großen Wohllautstrome Stimmen zu, die ihn anschwellen lassen und seine Harmonie bereichern. Unter den Kunstwerken, die die Kirche füllen, ist das steinerne Heilige Grab das eindrucksvollste. Auf einer Tumba ausgestreckt liegt der überlebensgroße Leichnam Christi, dahinter stehen die drei Marien und in gleichem Abstande von ihnen zu beiden Seiten je ein Engel; vor dem Sarkophage sitzen drei schlafende Wächter. Während diese mannigfaltig bewegt sind, stehen die Trauernden wie Säulen, liegt der Tote wie ein Felsen am Horizonte. Die unzugängliche Entrücktheit des Todes tritt uns erschreckend entgegen und ein Schmerz, der währen soll, solange die Menschheit währt; es ist, als umgäbe diese Gruppe nicht die Luft der Lebendigen, sondern raumlose Ewigkeit. Obwohl das Material des Steins sich gut zu diesem Werk eignet, hat man doch den Eindruck, als wäre es nach einem hölzernen Vorbild gearbeitet.

Am Karfreitag des Jahres 1497, während am Heiligen Grabe Andacht gehalten wurde, stürzten plötzlich die beiden

Türme ein, welche als einzige Zeugen des älteren romanischen Baus übriggeblieben waren, wahrscheinlich infolge davon, daß man den Bogen entfernt hatte, der den Chor vom Schiff trennt, um einen ungehemmten Blick durch die ganze Halle zu ermöglichen. Einer der Türme durchbrach das Kirchendach und riß eine Lücke, die erst dadurch ganz geschlossen wurde, daß der Nürnberger Patrizier Sebald Schreyer, der, vor der Pest flüchtend, einen längeren Aufenthalt in Gmünd genommen hatte, aus Dankbarkeit für die genossene Gastfreundschaft eine Kapelle an der beschädigten Stelle stiftete. Der kunstsinnige Mann stattete sie mit allem Zubehör aus, dabei zugleich die Künstler seiner Vaterstadt beschäftigend; einen Altar, seinem Lieblingsheiligen Sebaldus geweiht, ließ er in Dürers Werkstatt anfertigen. Dieser Altar befindet sich jetzt in einer anderen Kapelle, während in der Schreyerkapelle der sogenannte Sippenaltar aufgestellt ist. Der Stammbaum Christi, der aus dem schlafenden Stammvater Jesse als aus seiner Wurzel hervorwächst, sich vielfach verzweigt und endlich in der Maria und ihrem Sohne gipfelt, war ein beliebter Gegenstand mittelalterlicher Kunst. Der holzgeschnitzte Altar von Gmünd, dessen Mitte vier heilige Frauen einnehmen, umgeben von den beturbanten Häuptern sagenhafter Könige in reicher Verzweigung, und dessen Spitze der Gott am Kreuz bildet, hat in seiner Verschlungenheit etwas Romantisches, das es begreiflich macht, wenn manche glauben, das Werk sei nach einer Skizze des Baldung Grien, Gmünds größtem Sohne, gefertigt.

Unter den Grabsteinen hat der des im Jahre 1285 verstorbenen Bürgermeisters Bertold Klebzagel, aus der 1807 abgerissenen alten Michaelskapelle hierher versetzt, besonderes historisches Interesse. Klebzagel war nach einer erstmaligen Austreibung der Adligen aus Gmünd Bürgermeister, der zwar selbst zu den Geschlechtern gehörte, sich aber im Kampf auf die Seite der Bürgerschaft gestellt hatte.

Zu den zahlreichen Adelsfamilien gehörten die Rinderbach, Rauheimer, Feierabend, Horkheim, Guler, Fetzer, Zeiselmüller, Eytakofen. Viele vom Landadel, so die Edlen von Wolfskehl, die Wöllwarth, die von Degenfeld, die von Lauingen, die Blarer von Wartensee, hatten Häuser in der Stadt. Ein Ritter Wolfskehl blieb in der Schlacht bei Döffingen, ebenso Joh. Wolf von Thal, der den Gmünder Heerhaufen anführte. Bis 1462 blieb der Adel am Regiment, dann kamen die Zünfte zur Herrschaft und regierten bis 1551, in welchem Jahre Karl V. wieder eine aristokratisch-oligarchische Verfassung einführte. Der Goldschmied Hans Blezger war der letzte Bürgermeister aus den Zünften. Hoch über der Tür der Schatzkammer hängt eine Ritterrüstung von mailändischer Arbeit, die dem berühmten Bürgermeister Johann Rauchbein, einem langen, hageren Manne, gehört haben soll, der durch seinen persönlichen Eifer das Eindringen der Reformation in Gmünd verhindert hat. In dem barocken Orgelgehäuse, einem von Giganten gestützten Gerüst, auf dem Engel musizieren, glaubt man schon die neue Kunst, die Musik, zu hören, die im Begriff war, den Ausdruck der Empfindungen aufzunehmen, der in Holz und Stein bis an die äußerste Grenze gelangt war.

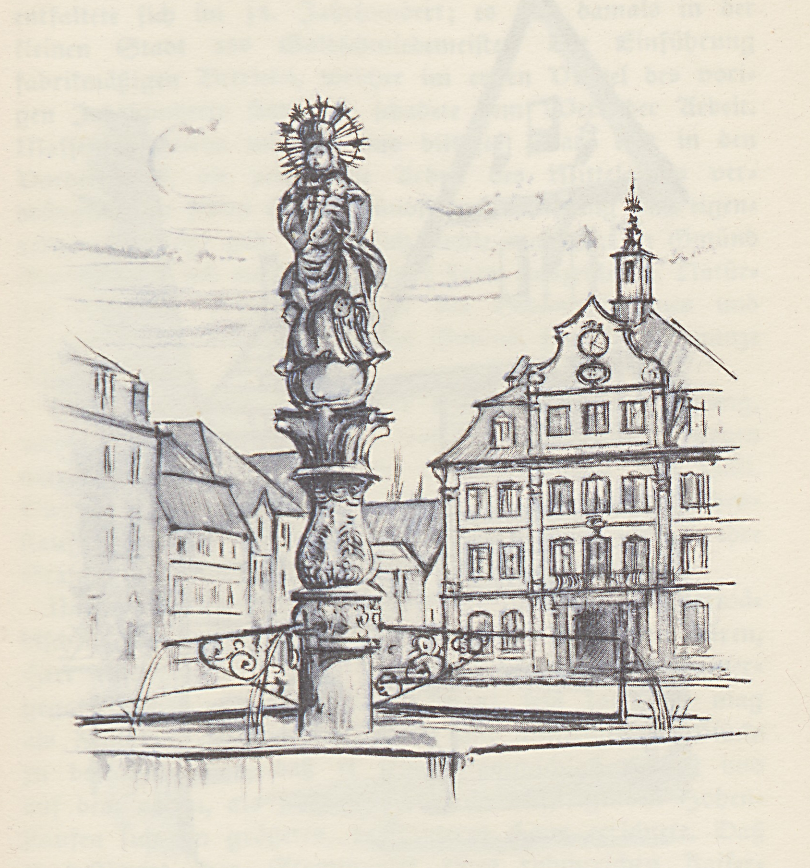
Sehr altertümlich, wunderlich und malerisch steht neben der Kirche ein Holzturm auf einem Fundament von Quadersteinen, in dessen pyramidenförmiger Spitze die Glocken hängen. Er diente erst als Glockenturm, seit die beiden Osttürme im Jahre 1497 eingestürzt waren; die beiden ältesten von den Glocken, die damals in ihn übertragen wurden und deren kleinste Susanna heißt, hat der Weltkrieg geschont. Es wird angenommen, daß der Sonderling einst zu einem Kirchhofstor oder zu einem der bewehrten Adelstürme gehörte, wie sie im 13. und 14. Jahrhundert beliebt waren.

Bis zum Jahre 1803 wurde auf dem Kirchplatz alljährlich

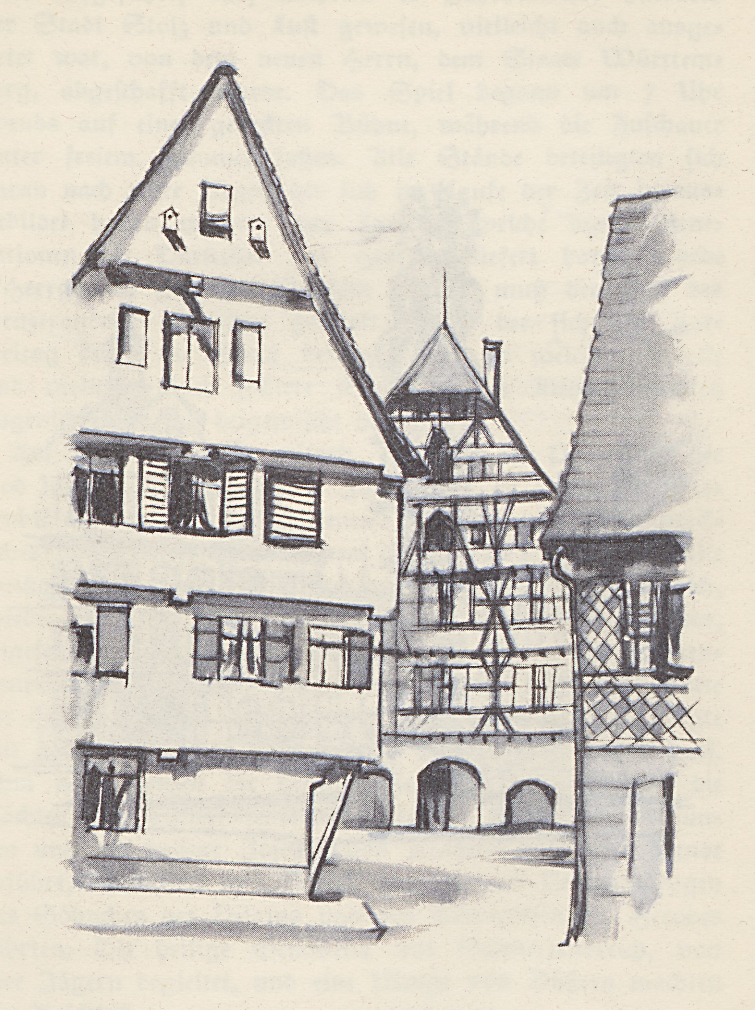
am Grünen Donnerstag und am Karfreitag ein Passionsspiel aufgeführt, das, nachdem es Jahrhunderte hindurch der Stadt Stolz und Lust gewesen, vielleicht auch ausgeartet war, von dem neuen Herrn, dem Staate Württemberg, abgeschafft wurde. Das Spiel begann um 7 Uhr abends auf einer gedeckten Bühne, während die Zuschauer unter freiem Himmel saßen. Alle Stände beteiligten sich daran nach einer Regel, die sich im Laufe der Zeit herausgebildet haben mochte; eine Familie, welche durch Generationen die Darsteller des Herrn geliefert hatte, wurde d'Herrgottles genannt. Seltsam grotesk muß der Zug des kreuztragenden Christus gewirkt haben, der sich am Karfreitag durch die Stadt bewegte, und in welchem barocke und vielleicht noch spätere Elemente dem Althergebrachten augenscheinlich sich beigemischt hatten.

Auf weißem Pferde reitend, eröffnete die Prozession der Tod mit Krone und Zepter. Ihm folgte zu Pferd ein Sardenbläser, der mit abgerissenen Trauertönen auf Schreckliches vorbereitete. Dann kamen Adam und Eva, zwei uralte weißgekleidete Leute mit Pflug und Ochsen. Nun nahte sich, wieder zu Pferd, der Hohe Rat der Juden, der von alten, angesehenen Bürgern dargestellt wurde, darauf der Judenhauptmann zu Pferde. Die nächste Gruppe bildete die Rotte der Henker mit den Leidenswerkzeugen, denen Christus folgte mit dem Kreuz, das Simon von Kyrene ihm tragen half. Ihm nach gingen die heiligen Frauen, Johannes und die Töchter Jerusalems. Unerwartet kamen die sieben Todsünden und der heilige Joseph, von Kindern an einem Bande geführt, dann Tod und Teufel, die in einem kleinen Wagen das Söhnchen des Pilatus und das Töchterchen des Herodes führten. Die heilige Genoveva mit Schmerzensreich, von vier Jägern begleitet, und eine Menge von Büßern machten den Beschluß.

Gmünd kam durch Handel empor, glücklich an der Straße gelegen, die von Augsburg nach dem Neckar und Rhein



Schwäbisch Gmünd
Marktbrunnen



Schwäbisch Gmünd
Alte Häuser

führte. Daneben hatten die Erzeugnisse der Waffen- und Sensenschmiede weithin Ruf, sowie die der Paternostermacher und Perlarbeiter, lauter Gewerbe, die der Kunst nahestehen. Die auf Schmuckgegenstände angewendete Goldschmiedekunst entfaltete sich im 18. Jahrhundert; es gab damals in der kleinen Stadt 250 Goldschmiedemeister. Die Einführung fabrikmäßigen Betriebs, welcher im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts stattfand, schadete dem Wert der Arbeit. Massenfabrikation unechter und billiger Ware trat in den Vordergrund, die persönliche Arbeit des Mittelalters verdrängend, die jedem Stück gründliche Vollendung und eigenartiges Gepräge gab. Vergeblich suchte man jetzt in Gmünd Schmuck, der sich durch überlieferte Form auszeichnete. Natürlich traf das Abhandenkommen des Schönheitssinnes und gewissenhafter Arbeit nicht allein Gmünd, sondern das ganze Abendland.

Dem Adel fehlte es nicht an kriegerischer Beschäftigung, wenn auch Gmünd, obwohl von zahlreichen Ritterburgen umgeben, nicht so gefährliche Nachbarn hatte wie Hall. Die mächtigsten Herren der Umgegend waren die Hohenstaufen und die Rechberg, wie auch die Berge, die ihre Stammsitze trugen, das Landschaftsbild beherrschen.

Um die Mitte des 11. Jahrhunderts lebte auf der Schwäbischen Alb, unweit Göppingen, Graf Friedrich von Büren, Herr einer kleinen Burg, die auf der Stelle eines untergegangenen römischen Kastells erbaut sein soll. Es mag als Zeichen hochstrebenden Sinnes und aufsteigenden Glücks zu betrachten sein, daß er sein Stammschloß verließ und auf dem nahen, als schlanke Pyramide aufsteigenden Hohenstaufen sich ein größeres, prächtigeres Haus errichtete. Daß er bestimmt war, Stammvater eines ruhmreichen Kaisergeschlechts zu werden, ahnte ihm damals noch nicht; er war ein treuer Vasall des unglücklichen Heinrich IV., der nicht ohne eigene Schuld soviel Abfall und Verrat erleben mußte. Die Anhänglichkeit Friedrichs des Alten von

Hohenstaufen, wie der Graf sich nach seinem neuen Schloß nannte, muß ihn dem Kaiser wert gemacht haben; denn auf einem Reichstage zu Regensburg vermählte er dem Getreuen seine einzige Tochter Agnes und machte ihn zugleich zum Herzog von Schwaben. Er war nun Schwiegersohn des herrschenden Kaisers und Schwager des künftigen, dem keine Kinder beschieden waren. Nachdem das nördliche Deutschland mit Lothar von Süpplingenburg noch einmal den Thron besetzt hatte, drangen die Staufer als nächste Verwandte der vorigen Dynastie und reiche, hochangesehene Herren bei der Wahl durch: Konrad, der Sohn Friedrichs, wurde als Konrad III. römischer König.

Friedrich der Alte und die Kaisertochter Agnes werden als Gründer der alten romanischen Johanniskirche von Gmünd betrachtet, die sowohl durch ihre Bauart wie durch altgermanisch anmutenden Reliefschmuck von Tieren und undeutbaren Symbolen auffällt. Auch als Gründer der Stadt gilt Friedrich der Alte, während andere die Rechberger Herren dafür halten; Friedrich Barbarossa verlieh ihr das Wappen, ein silbernes Einhorn im roten Schilde.

Als Grabstätte für sich und ihr Geschlecht gründete Friedrich der Alte das Kloster Lorch. Von den schweifenden Kaisern ist freilich keiner dort begraben: Friedrich Barbarossa ertrank im syrischen Flusse Saleph und liegt in Tyrus, Friedrich II. und Heinrich VI. im Dome von Palermo. Der blonde Enzio starb als Gefangener in Bologna und wurde dort auch bestattet, Konradin fiel auf dem Schafott in Neapel, Margarete endete in einem Kloster in Frankfurt am Main, nachdem sie vor ihrem eigenen Manne, Albrecht dem Entarteten von Thüringen, hatte fliehen müssen. Die Sage erzählt, daß Barbarossa in der kleinen Kirche des Dorfes Hohenstaufen am Fuße des Bergkegels einmal seine Andacht verrichtet habe; über einer jetzt vermauerten Tür stehen die Worte: hic transibat Caesar. Das einzige Glied jedoch der kaiserlichen Familie, von dem sich mit Sicher-

heit feststellen läßt, daß es die Burg der Väter betreten hat, ist Irene, die Tochter des Kaisers von Byzanz und Gattin Philipps, des liebenswürdigsten jüngsten Sohnes Friedrichs I. Er hatte eben den ihm entgegengestellten Otto IV., Sohn Heinrichs des Löwen, besiegt, als er in Bamberg von Otto von Wittelsbach ermordet wurde. Da floh seine Witwe auf den Hohenstaufen, wo sie nach einigen Tagen ein totes Kind gebar und starb. Die beiden Fremdlinge wurden im Kloster Lorch begraben.

Nach dem Aussterben des herrschenden Geschlechts bemächtigten sich die württembergischen Grafen der staufischen Güter und wurden Schirmvögte der Burg. Jahrhunderte zogen schicksallos an ihr vorüber, bis im Frühling 1525 ein Haufe aufständischer Bauern zuerst das Kloster Lorch, dann die Hohenstaufenburg zerstörte. Ein Reuß von Reußenstein, der sie an Stelle des abwesenden Kommandanten hätte verteidigen sollen, entfloh und gab sie preis. Eine bedeutende Ruine blieb stehen, deren Steine Herzog Christoph zum Bau einer Kirche und eines Schlosses in Göppingen benutzen ließ. Seit der Zeit wurden die Trümmer des einstigen Kaiserhauses nach Belieben zu Neubauten verwendet, bis nichts mehr übrig war. Kahl und einsam, eine wüste Stätte, liegt jetzt der Gipfel da, dessen Name ein Schall von Ruhm und Größe ist. In dem wilden Gras, das ihn bedeckt, fängt sich zuweilen ein Schmetterling, Wolken und Winde und tragische Erinnerungen gehen über ihn hin. Der Schäfer, dessen Herde an seinem Fuße weidet, gedenkt der Vergangenheit nicht, die durch so viele Umwälzungen, die sich seither vollzogen haben, verschüttet wurde; und doch ist die Strecke zwischen dem Hohenstaufen und dem Hohenrechberg ein Geisterweg. Der Hohenstaufen ist nicht ganz 700 Meter hoch und überragt die Ebene nicht wie die Alpen, die unberührt oder spät von Menschen berührt in eisiger Schneeluft den irdischen Geschicken entrückt sind; sondern er gehört zu ihnen, wenn er

auch über ihnen ist. Römer besiedelten diese Berge nicht, ob heidnische Kelten oder Germanen dort ihren Göttern opferten, wissen wir nicht, aber es ist wahrscheinlich, da Anhöhen mit Vorliebe als Kultstätten benutzt wurden. Die Bewohner der umliegenden Dörfer sahen manchmal des Nachts Lichter unerklärlichen Ursprungs zwischen Hohenstaufen und Hohenrechberg hin- und herfliegen. War es das wilde Heer? Der alte Gott Wodan mit seinem Gefolge? War es Barbarossa, den es von Tyrus in die Heimat zog? Friedrich der Zweite und seine unglücklichen Söhne, Manfred — Enzio — Konradin? Es ist ein Weg für Götter und Göttersöhne; heißt er doch auch Asrücken, die Straße der Asen. Man blickt von hier weit ins Land, nichtbeackertes Feld, Tannendickicht, in dem das Licht erlischt, Dörfer, alte Mauern und Türme; es mag vor tausend Jahren nicht viel anders ausgesehen haben. Man spürt das Leben, das sich ewig wiederholt und ewig dasselbe ist: Dämmerung, Sonnenuntergang, blaß aufbrechende Sterne, weidende Schafe, Arbeit und Ernte der Bauern; und man denkt zugleich die weltumspannenden Gedanken der schwäbischen Herren nach, die hier erwuchsen, kurze Zeit das Abendland beherrschten und untergingen.

Die Spitze des Rechberg war seit alten Zeiten ein Heiligtum. Im 11. oder 12. Jahrhundert lebte ein Einsiedler dort, der in seiner Zelle ein Marienbild aufgestellt hatte; am Ende des 15. Jahrhunderts stiftete ein Herr von Rechberg eine Kapelle und ein ewiges Licht. Jetzt steht dort eine Wallfahrtskirche, und die frommen Gesänge darin wechseln ab mit den Wanderliedern der vorüberziehenden Jugend. Unterhalb des Gipfels, durch einen tiefen Graben von ihm getrennt, erhebt sich ein abgesonderter Felsenhügel, der die Burg trägt. An einen steinernen Viadukt, der über den Abgrund führt, schließt sich eine Holzbrücke als Zugang zur Burg, ein kühner Auftakt zu der großartigen Ruine. Das war die passende Burg für jenen Junker Rech-

berg, von dem Uhland erzählt, daß er in einer Kirche, wo er eine Nacht geruht hatte, seinen Handschuh habe liegen lassen. Als er zurückkehrte, um ihn zu holen, sah er einen häßlichen Teufel auf der verlassenen Stelle sitzen, damit beschäftigt, den ritterlichen Handschuh auf seine feurigen Finger zu ziehen. Der Unerschrockene nahm dem Bösen die Beute ab und ging seines Weges. Da begegnete er einem seltsam stillen Reiterzuge, dem ein lediges Pferd folgte. Wem das Pferd gehöre? fragte der Junker den, der es führte. Dem Rechberger, sagte der, den soll es zur Hölle tragen.

Die Rechberger der Geschichte sollen dem der Sage, der vermutlich manchen Raubritterfrevel auf dem Gewissen hatte, nicht geglichen haben, sondern im allgemeinen biedere Herren gewesen sein, die sich in angesehenen Stellen bewährten. Es gab einen Bischof von Augsburg unter ihnen, einen Bischof von Chur, einen Propst zu Ellwangen, einen Abt von Maria Einsiedeln; einer fiel in der Schlacht bei Sempach. Ebenso treu wie anfangs den Hohenstaufen dienten sie später den Grafen und Herzögen von Württemberg. Ihre Treue war so ungestüm, daß sie manchmal dem lästig fiel, dem sie galt. Ein Rechberg diente dem Herzog Georg von Bayern, den im Jahre 1489 der Papst in den Bann tat. Als nun ein Geistlicher den Bann verkündigte, forderte der entrüstete Rechberg denselben auf, den Bannbrief zu verschlingen und durchschoß ihn, da er sich weigerte, mit einem Pfeil, worauf der Diensteifrige nicht nur vom Papst mit dem Bann belegt wurde, sondern auch beim Herzog von Bayern in Ungnade fiel.

Mit der Stadt Gmünd gerieten die Rechberger zuweilen in Streit, besonders einmal, als der Graf Ulrich von Württemberg der Stadt Eßlingen Fehde ansagte und Rechberg dem Grafen beistand, während die Städte Eßlingen zu Hilfe kamen. Trotzdem zeigten sich die Rechberger, die drei Häuser in Gmünd besaßen, im allgemeinen als Freunde und

durch Stiftungen als Wohltäter der Stadt. Seit dem Aussterben der Hauptlinie im Jahre 1585 wurde die Burg nur noch von Beamten bewohnt. Eine Seitenlinie, in neuerer Zeit gegraft, blüht noch immer.

Außer den Kirchen und einigen Türmen, den Überbleibseln der Befestigung, besitzt Gmünd nicht viel Altertümliches mehr: die meisten Häuser, soweit sie nicht modern sind, stammen aus dem 18. Jahrhundert. Das alte, 1523 aus Eichenholz erbaute Rathaus mußte im Jahre 1793 wegen Feuersgefahr abgerissen werden, und auch die Zunfthäuser der Krämer, der Goldschmiede, der Gerber verschwanden damals. Indessen Gmünd ist so geartet, daß man ihm das Unschöne nicht zurechnet und nur das Gefällige in sich aufnimmt. Seine Seele ist mit den Hügeln, den Wäldern und dem Remsbach verbunden geblieben, die sie umschlingen, und wurde nicht berührt von den Häßlichkeiten der Zivilisation, die auch hier eindrang. Verschiedene Städte erheben Anspruch auf die Sage von dem armen Geiger, dem die Madonna in der Kapelle, durch Musik ins Leben gezaubert, ihren goldenen Schuh reichte; aber keiner steht sie so wohl an wie Gmünd, der sie der romantischste Dichter Schwabens, Justinus Kerner, in seiner Ballade zugesprochen hat. Er feiert Gmünd als die Stadt, die seitdem auch den ärmsten Sohn der Lieder gastlich empfängt, die stets von Geigen, Gesängen und Tänzen klingt, und aus deren Trümmern noch Melodien tönen werden. Gewiß, der hatte nicht unrecht, der einst den Namen dieser musischen Stadt, Heimat der Schönheit, der Kunst und der Musik, Gamundia, aus den lateinischen Worten Gaudium mundi, Freude der Welt, ableitete.



Nördlingen

Ich fahre durch das Ries, das einst in vorgeschichtlicher Zeit ein See gewesen sein soll; man will einmal am Hang eine Seejungfrau gesehen haben, einsam unter dem lichten Himmel sich sonnend, wie sie es vor Tausenden von Jahren getan haben mochte. Wenn der Sommerwind über die grüne Ebene streicht und die Halme biegt, daß eine silberne Welle darüber hinläuft, könnte man sie auch heute für eine Wasserfläche ansehen und den Turm, der sich tannenschlank und gerade daraus erhebt, für den Mast eines versteinerten Schiffes oder für eine vereinzelte Basaltsäule. Entdecken wir näherkommend, daß sie in Stockwerke geteilt, aus dem Viereck ins Achteck umgestellt und endlich mit einer grünen Kappe und Laterne vollendet ist, so erkennen wir edles Menschenwerk: es ist der Daniel, der Turm der Georgskirche von Nördlingen, König im Ries.

Im späteren Mittelalter gab es im Ries sechzehn Landes- und Grundherren: Kurbayern, Pfalz-Neuburg, Brandenburg-Ansbach, die Grafen von Oettingen-Spielberg und die von Oettingen-Wallerstein, die Abtei Deggingen, die Propstei Ellwangen, der Deutsche Orden, der Johanniter-Orden, verschiedene Klöster und Stifter und die Reichsstadt Nördlingen. Der Stadt voll arbeitsamer, reicher, waffengeübter Bürger wurde viel nachgestellt, und sie hat sich ihre Freiheit Blut und Schweiß kosten lassen, am meisten, als sie sie

gegen den Kaiser selbst, der ihr Quell war, verteidigen mußte.

Ich denke etwa dreihundert Jahre zurück und lasse die Nacht sinken auf einen Sommertag wie heute. Jene Anhöhe, der Breitwang, ist ein einziges großes Lager schwedischer und deutscher Soldaten; vor seinem Zelt steht Herzog Bernhard von Weimar und sieht nach dem Daniel hinüber, einem festen dunklen Schatten in ruheloser Nacht. Sorgenvoll bedenkt er die nächsten Kriegsereignisse: ist es geraten, sich hier auf eine Schlacht einzulassen, angesichts eines Feindes, der an Zahl und durch seine Stellung weit überlegen ist? Wagnis lockt; aber wagen, was nicht gelingen kann, ist das eines Feldherrn und Staatsmannes würdig? Soll er es darauf ankommen lassen, daß Gustav Adolfs siegreiches Heer seine Reputation einbüßt, ohne daß Nördlingen gerettet wird? Er sieht es klar, daß er sich entschließen muß aufzubrechen, um an einem besseren Ort Schwaben zu decken. Ja, hätte Horn ihm nachgegeben und sofort angegriffen, ehe die Spanier zu den Kaiserlichen stießen, dann hätte er das Spiel gewinnen können; aber Horns Wille war immer des seinigen Gegensatz. Nun muß er schmählich abziehen, seine Ohnmacht eingestehen, um nur die Hauptsache zu erreichen und Schwaben zu decken. Da geschah in der nächtlichen Tiefe, die ihn umgab, etwas, das ihn aufschreckte: ein trübe glühendes Aufflammen, die Pechpfanne am Daniel, das Zeichen, durch welches die Stadt in äußerster Not seine Hilfe anrufen wollte. Beide Hände schlug er unwillkürlich vors Gesicht, um den Feuerschein nicht zu sehen; als er sie wieder sinken ließ, flog es langsam wie lodernde Zungen abwärts vom Turm: sie warfen Pechkränze, damit ja das Winken der Verzweiflung nicht übersehen werde. Er ging ins Zelt, warf sich auf sein Lager und grub sein Gesicht in die Kissen. Nein, er konnte, er konnte der Stadt das Wort nicht brechen, das er gegeben hatte, sie zu entsetzen. Seine Ehre war verpfändet, er mußte sie einlösen,



Nördlingen
St. Georgskirchturm



Nördlingen
Reimlingertor

mochte das Heer und sein Leben und alles darüber zugrunde gehen. Auch als Bettler konnte er noch Kavalier sein; einen Flecken auf der Ehre wusch ihm kein Glück ab. Er dachte des armen Mannes, der viermal, einem schmählichen Tode trotzend, aus der umzingelten Stadt zu ihm ins Lager geschlichen war, um ihm die Not der Bürger zu schildern, und wie er wieder und wieder versprochen hatte, sie zu entsetzen. So mußte er die Schlacht wagen, hoffend auf den Gott, der Wunder tun kann.

Auch die Stadt hatte gezaudert, eine kleine schwedische Besatzung unter dem Befehl des Eberhard Daubitz, eines Pfälzers, einzunehmen; denn ungern löste man die Beziehung zu dem kaiserlichen Herrn, auf der das Glück reichsstädtischer Unabhängigkeit begründet war. Es war die Zeit, wo der Glaube, eigentlich der germanische Gedanke, die deutschen Reichsglieder von den Kaisern losriß, in denen nur der römische Gedanke des Weltreichs noch lebendig war, nicht mehr der der deutschen Nation. Eberhard Daubitz war ein beherzter Mann, dessen Nähe den Bürgern, wenn sie verzagten, Mut und Vertrauen einflößte, und unter dessen Leitung sie einen siebenmaligen Ansturm des mächtigen Feindes siebenmal abschlugen. Als sie eine Verbindung mit dem Herzog von Weimar herzustellen wünschten, um ihn an sein Versprechen zu mahnen, meldete sich ein Mann aus dem Dorfe Goldburghausen, Adam Jäckle, genannt Weckerle, und sagte, Kinder habe er nicht und sein Weib sei alt, er wolle sein Leben um das Heil der Stadt wagen. Nachts um 4 Uhr wurde er beim Baldinger Tor an einem Seil in den Graben hinabgelassen, wußte sich schlau und keck durch die kaiserlichen Wachen durchzuschleichen und gelangte bis zum Herzog. Abends um 10 Uhr kehrte er mit einer vertröstenden Antwort in die harrende Stadt zurück. Das traurige Kennwort an der Mauer war: mich hungert. Einige Tage später, als die Bedrängnis wuchs, schickte man Adam Jäckle wieder aus mit flehender Bitte um Hilfe; da

der Herzog in seiner Verlegenheit ihn vier Tage zurückhielt, glaubte man in Nördlingen den Braven verloren und sandte einen andern, der sich dazu bereit erklärte, einen armen Mann, der krumme Schneider genannt; den sah man am andern Morgen vor der Mauer gehängt mit ausgeschnittener Zunge: er hatte nicht die Geistesgegenwart und das Glück des andern gehabt. In der Nacht des 23. August kam der Totgeglaubte wieder und brachte die Botschaft, daß der Herzog binnen zwei Tagen Ersatz schaffen werde. Zum Zeichen, daß Weckerle angelangt sei, hängte man der Verabredung gemäß eine Pechpfanne zum Daniel hinaus, worauf zwei Kanonenschüsse aus dem schwedischen Lager antworteten. Käme die Stadt in äußerste Not, so war ferner verabredet, sollte sie Feuerzeichen vom Turme geben. Die Not kam am folgenden Tage, einem Sonntage, als das spanische Heer unter dem Kardinal-Infanten zur Verstärkung der kaiserlichen Armee eintraf. Zu Ehren des fürstlichen Helfers wurde, nachdem die habsburgischen Vettern sich begrüßt hatten, nicht nur große Parade abgehalten, sondern auch vom frühen Morgen bis zum Mittag die Stadt beschossen. In der Nacht ließ Daubitz vom Turme höchste Not melden; sieben Kanonenschüsse vom Breitwang her gaben Antwort. Es folgte ein Tag heldenhafter und siegreicher Verteidigung, und wieder züngelte das Signal der äußersten Not durch die Nacht. Am Vormittage des 26. August ließ König Ferdinand der Stadt nochmals Pardon anbieten; aber schon hatte sich das schwedische Heer in Bewegung gesetzt und dadurch jede Verhandlung abgeschnitten. Trotz der bedeutenden Übermacht der Kaiserlichen machten die Gegner ihnen so zu schaffen, daß am zweiten Schlachttage die beiden Habsburger den Oberbefehl an Gallas abtraten, der einen entscheidenden Sieg davontrug.

Die Schlacht bei Nördlingen bedeutete einen Wendepunkt im Kriege, wie vorher die Schlacht bei Leipzig im anderen Sinne. Die Verluste der schwedischen Armee waren furcht-

bar, Horn gefangen, Herzog Bernhard verschwunden. Er wurde für tot gehalten, weil sein Schlachtpferd gefallen war, aber er entkam mit einer leichten Wunde, der Überlieferung nach durch einen Dragoner aus dem Regiment Taupadel gerettet. Sein gesamtes Gepäck im Schlosse von Neeresheim fiel dem Führer der gefürchteten Kroaten, Isolani, der es erstürmte, in die Hände. Es war nicht nur die Kriegskasse, sondern des Herzogs Gold, Silber und Juwelen, zwölf reichgestickte Gewänder, kostbare Sättel, ein mit Diamanten besetztes Degengefäß, eine schwere goldene Kette mit Schmelzwerk, eine goldene Agraffe mit einem großen Diamanten, eine massive goldene Hand mit Smaragden, Diamanten und Rubinen besetzt. Das wertvollste Stück waren zwei große Diamanten in einem goldenen Kästchen mit den Porträts des Königs und der Königin von Schweden, einem Geschenk der letzteren im Werte von 60 000 Talern; dies rettete die tapfere Frau des Kommandanten von der Greene, der hatte kapitulieren müssen, und gab es dem Herzog später in Frankfurt wieder. Er hat die unheilvolle Niederlage nur um fünf Jahre überlebt.

Niemand ahnte in Nördlingen das Unglück, so groß war das Vertrauen in das bisher nie besiegte schwedische Heer und seine Führer. Von Hoffnung beschwingt, wagten die Bürger noch einen Ausfall und erbeuteten Lebensmittel; sie fühlten sich schon befreit. Um so erschreckender wirkte die Nachricht von der Niederlage; aber die Freude des jungen Siegers bewahrte die Reichsstadt vor dem Untergange. „Der Kaiser, mein Herr, hat mich nicht gesandt, seine Städte zu zerstören, sondern sie zu ihrer Schuldigkeit zurückzuführen,“ so soll der König von Ungarn zu den Ratsdeputierten und dem Kommandanten gesagt haben, die in sein Hauptquartier kamen, um Gnade zu erbitten. Sogar im Genuß des Religionsfriedens sollte Nördlingen bleiben; Ferdinand wollte, als er im silbernen Kleide seinen Einzug hielt, kein Jammergeschrei, sondern dankbaren Zuruf hören.

Alle Glocken läuteten, und scheinbar herrschte Festfreude; aber es war nicht so wie einst, als Kaiser Friedrich III. unter dem vom berühmten Stadtmaler Friedrich Herlin bemalten Baldachin seinen Einzug hielt, oder als Kaiser Maximilian vor der Trinkstube die freudig geleistete Huldigung empfing. Das war um 1634 schon gute alte Zeit.

Ein besonderer Freudentag war der Palmsonntag des Jahres 1474 gewesen, als Friedrich III. mit seinem Sohne, dem blonden Maximilian, zusammen einzog. Obwohl es zwischen 8 und 9 Uhr abends war, begab man sich zuerst in die Hauptkirche, um ein Tedeum zu hören. Die dunkle Stadt war mit Fackeln und Lichtern erhellt, auf vielen Plätzen brannten Feuerpfannen. Den mit Adler und Sternen bemalten blauen Himmel, der von vier vornehmen Bürgern über dem Kaiser schwebend getragen wurde, verlangte hernach, sowie das Bett, in dem der Kaiser geschlafen hatte, Philipp, Herr zu Weinsperg, als des Reiches Erbkämmerer für sich; die Stadt überließ ihm den Baldachin und kaufte ihm das Bett ab. Der Kaiser wohnte damals bei dem Patrizier Melchior Müller, Maximilian gegenüber bei Wilhelm Protzer in der jetzigen Polizeistraße. Im Jahre 1634 stieg Ferdinand in der Höllwirtschaft im Höllengäßchen, der jetzigen Pfarrgasse, ab.

Nördlingens große Zeit begann unter Kaiser Friedrich II., der die Stadt durch Tausch mit dem Bischof von Regensburg für das Reich gewann. Sie lag damals auf dem Totenberge, wo jetzt der Friedhof ist, vor dem Bergertor und blickte auf einige Jahrhunderte bescheidenen Lebens zurück, als im Jahre 1238 eine große Feuersbrunst sie verheerte und den Gedanken anregte, da doch einmal wieder aufgebaut werden mußte, es in der Ebene zu tun, vielleicht in der Meinung, dort besser vor dem Winde geschützt zu sein. Es scheint, daß der Wind, der mit ungehemmter Schwinge über das Ries bläst, in Nördlingen besonders gefürchtet wurde; denn unter den Angestellten der Stadt war ein Windreiter, der

bei starkem Windgange, vor fallenden Ziegeln durch eine Sturmhaube geschützt, durch die Straßen reiten und etwa ausbrechendes Feuer ansagen mußte. Der letzte städtische Windreiter hieß Alexander Lunte und starb im Jahre 1866. Am Johannistage des Jahres 1517 erhob sich des Abends zwischen 7 und 8 Uhr eine Windsbraut, die nicht nur Bäume ausriß, sondern auch die Emmeranskirche umwarf, die als Zeuge der verlassenen Stadt noch auf dem Berge stand und als Grabkirche dient. Was noch von ihr übrig war, rissen die Nördlinger im Jahre 1634 ein, damit es nicht vom Feinde als Stützpunkt benutzt werden könne.

Etwa hundert Jahre, nachdem Nördlingen in der Ebene neu angelegt worden war, ordnete Ludwig der Bayer eine Erweiterung der Stadt an, wozu er eine Abgabe gestattete, die acht Jahre lang erhoben werden durfte. Diese Befestigung, an der bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts gebaut wurde, hat sich in der Hauptsache bis heute erhalten und bildet mit der Georgskirche und dem Rathaus den Stolz Nördlingens. Das Mittelalter liebte die geschlossene Form, die dem Auge so wohltut, wie alte Musik dem Ohr; der gemauerte Gürtel ist ein Rahmen, der die Stadt, indem er sie vom Lande trennt, zusammenfaßt und zum Bilde macht. Schöpfer des Werks war vornehmlich Wolfgang Waldberger. Er entstammte einer Baumeisterfamilie, die seit 1432 in Nördlingen genannt wird, und arbeitete teilweise mit seinem Vater zusammen an der Befestigung. Zuerst war er Barlier und wurde dann Werkmeister; so hing das Handwerk mit der Kunst zusammen. Seine Tätigkeit, die sich über Jahrzehnte erstreckte, hat wesentlich der Stadt Nördlingen ihr eigentümliches Gepräge gegeben; errichtete er doch auch viele andere öffentliche Gebäude, wie das durch Umbau des alten Barfüßerklosters entstandene und deswegen Klösterle genannte Kornhaus, auf dessen gediegen schönem steinernem Portal des Meisters Bildnis angebracht ist. Der Charakter der Befestigung ist derb und kräftig,

wenig, aber wirkungsvoll geschmückt; allein der Zweck des Schutzes kommt in massiven, gemütlichen Formen zum Ausdruck.

Vom Bahnhofe kommend, trifft man zuerst den Deininger Torturm, eine staatliche, runde, mit einer Haube gekrönte Säule auf viereckigem Unterbau. In diesem Turm hatte sich bei der Belagerung des Jahres 1634 zum Entsetzen der Bevölkerung der Feind festgesetzt. In der Verzweiflung, da er anders nicht zu vertreiben war, verfiel der Gerber Hans Eiferlin auf den Gedanken, ihn anzuzünden; man sah die von der Flamme gehetzten Soldaten einen Augenblick in die Mauer festgeklammert schweben und dann, halbverbrannt, in den Graben stürzen, wo ausgehungerte Frauen sich über die Leichen warfen, um sie zu verzehren. An der Deininger Mauer stand das durch zwei gekreuzte Schwerter über der Tür bezeichnete Scharfrichterhäuschen. Der letzte Nördlinger Scharfrichter, Georg Andreas Edelhäuser, wurde im Jahre 1809 mit einer Pension abgedankt; sein Richtschwert wird auf dem Rathause aufbewahrt. Am originellen Reisturm vorüber kommt man zum Reimlinger Tor, das durch seinen Vorbau und einen seltsamen, schirmartigen Hut auffällt. Es ist ausgezeichnet durch das herrliche Stadtwappen: auf Goldgrund ein schwarzer Adler mit ausgebreiteten Flügeln, rechtsgewendetem gekrönten Kopf, gelben, raublustig gespreizten Fängen und roter, drohend aus geöffnetem Schnabel ausgereckter Zunge. Eine Tafel erinnert an Wolfgang Waldberger. Vor dem Reimlinger Tore lag die Richtstätte, jetzt versöhnlich Marienhöhe genannt, wo Galgen und Rad die Rechtsgewalt des Magistrats verkündeten. Im Jahre 1777 wurde dort zum letzten Male eine Hinrichtung vollzogen.

Es folgt im Süden die Alte Bastei und der jetzt zur Erdbebenwarte eingerichtete Seilturm. Er barg in sich ein Verließ, in welches diejenigen, die sich verfehlt hatten — daher kommt der Name —, an einem Seil heruntergehaspelt wur-

den. Wo einst die Neue Bastei stand, ist jetzt eine Lücke im Wehrgang. Sie war reichgeschmückt durch steinernes Figurenwerk, einen geharnischten Ritter, Türmchen mit Löwen, Wappen und den Brustbildern der Baumeister Wolfgang Waldberger und Hans Hämmerlein. Im Dreißigjährigen Kriege stark beschossen, wurde sie wegen Baufälligkeit im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts abgetragen. Vor dem Berger Tor, einem viereckigen Turm mit niedrigem Vorbau, liegt der Totenberg, wo vor fast tausend Jahren Alt-Nördlingen entstand, und wohin jetzt die neue Stadt ihre Toten führt. Nach Norden zu folgen der Löwenturm, der Obere Wasserturm, durch welchen die Eger in die Stadt hineinfließt, und der Backofenturm, dann sehr verkümmert das denkwürdige Baldinger Tor. Am Mittag eines Sommertages im Jahre 1703 bei windstillem Wetter stürzte der schlanke Hauptturm über dem Tore plötzlich in sich zusammen, fünf Personen im Fall erschlagend: den Torkorporal, den Torwart, den Turmwächter mit Frau und Kind. Er ist nicht wieder aufgebaut worden. Durch das Baldinger Tor zog im September 1632 Gustav Adolf ein, nachdem er seiner Gewohnheit nach die Stadt umritten hatte, um die Befestigungswerke zu prüfen. Er ritt auf einem Schimmel und trug zum Habit eines gemeinen Soldaten sein weißgraues Schwedenhütlein mit weißen Federn, das er abnahm, wenn er die im Gewehr stehende Bürgerschaft grüßte. Im Oktober kam er noch einmal wieder kurz vor der letzten Schlacht und dem Tode. Vom Baldinger Tor aus trat Adam Jäckle seinen verwegenen Gang durch die kaiserliche Zernierung ins schwedische Lager an; hierher wagte sich General Horn nach einem glücklichen Gefecht, führte über die Mauer hinweg ein kurzes Gespräch mit dem Stadthauptmann Weber und dem Kommandanten Daubitz und empfing einen Trunk Wein zur Labe. Draußen vor dem Baldinger Tore liegt die Kaiserwiese, wo im Mittelalter um die Frühlingszeit Turniere, Waffenspiele und andere

Belustigungen gefeiert wurden. Unter diesen war das Scharlachrennen am beliebtesten, ein Wettreiten um den Preis eines scharlachroten Tuches, das Bürgermeister und Rat stifteten. Von dem Stabe, an dem der Herold das Tuch trug, schrieb sich der Name Stabenfest. Die Gesellen und Mädchen liefen zu Fuß um ein Barchenttuch. Als der Rat am Ende des 15. Jahrhunderts das Scharlachrennen abschaffen wollte, befahl Kaiser Maximilian, der ritterliches Spiel liebte, man solle es weiterführen, er habe genug Fürsten, Grafen, Herren, Ritter und Knechte an seinem Hof, die Lust und Freude dazu hätten. Der Rat gehorchte bereitwillig, aber nur bis zum Tode des Kaisers; dann verlief sich das Herrenfest in ein Frühlingsfest für Kinder.

Am Spitztor und Unterem Wassertor vorüber, wo die Eger aus der Stadt hinausschleicht, führt der Rundgang endlich zum Löpsinger Tor, das dem Deininger Tor ähnlich ist. In die Zeit des alten viereckigen Turms, an dessen Stelle die beiden Waldberger in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts den neuen errichteten, fällt ein Ereignis, das die Phantasie der Nördlinger lebhaft und lange beschäftigt hat, nämlich der geplante und vereitelte Überfall durch die Oettinger Grafen.

Die Grafen von Oettingen waren die nächsten Nachbaren der Stadt und sahen den Aufstieg der Bürgerschaft mit scheelem Auge. Sie führten ihren Stammbaum bis auf das Jahr 1007 und behaupteten, einst Gaugrafen im Ries gewesen zu sein, woraus sie ein Recht über Nördlingen ableiteten, das erst im 13. Jahrhundert, und wie sie meinten, mit Unrecht und zu ihrem Schaden reichsunmittelbar geworden war. Tatsächlich kreuzten sich die Rechte verschiedentlich; so hatte z. B. Oettingen-Wallerstein das Lehnsrecht über die Nördlinger Stadtflur und zahlte Nördlingen ihm die Stadtsteuer, die die Kaiser diesem Hause verpfändet hatten. Dazu besaß es noch das Geleitsrecht, was von den Städten immer ungern ertragen wurde, da es zu Eingriffen

Anlaß gab. Nur in zweien seiner Dörfer war Nördlingen zugleich Grund- und Landesherr, nicht ohne daß ihm auch diese beiden Fälle von Oettingen bestritten wurden.

Im Jahre 1440 nun wollte einmal Graf Hans von Oettingen seinen lange gehegten Widerwillen gegen die Stadt austoben und sie nachts überfallen, um, wie man sich damals ausdrückte, im Blute der Bürger zu baden. Er gewann durch Vermittlung zweier Diener für seine Mordbrennerei den Türmer des Löpsinger Tores, Hans Lederer, und sein Weib, sowie den Torwart Hans Bös und seine Frau Els Klarerin. Außerdem wurden der Torwart des Reimlinger Tores, der Dütt von Erlingen und das „bös Cleuslein" des Einverständnisses verdächtigt. Zum Glück für die Stadt kam der Plan so zeitig auf, daß der Rat Gegenmaßregeln treffen und die beiden Oettinger Diener fangen konnte; sie gestanden es und wurden nebst Hans Bös, Hans Lederer und Els Klarerin hingerichtet. Die Oettinger Grafen ließen es sich sehr angelegen sein, ihre Untertanen zu retten, indem Graf Albrecht, die Frau des Grafen Ludwig und dazu noch eine verwandte Äbtissin persönlich Fürbitte einlegten, ohne aber den Rat dadurch zu rühren. Die anderen Schuldigen, darunter der Dütt von Erlingen und das bös Cleuslein wurden der Stadt verwiesen.

Die Händel zwischen Nördlingen und Oettingen wurden zuweilen durch kurze Perioden nachbarlicher Vertraulichkeit unterbrochen. Einmal begab es sich, daß die Frau des Grafen Ludwig eine Tochter zur Welt brachte, als gerade der regierende und der Altbürgermeister zu Besuch im Schloß waren, worauf sie zu Gevatter gebeten wurden. Als sie das daheim berichteten, äußerte der Rat die Meinung, da die beiden im Auftrage des Rats in Oettingen gewesen wären, müßte auch der Rat Gevatter sein, und kaufte als Patengeschenk „ein trinkgeschirrlin mit aim deckelin, alles inwendig und auswendig vergult, kost neun Gulden". Dergleichen Aufmerksamkeiten zu erwidern, schenkten die Gra-

fen wohl ein schweinernes oder anderes selbsterlegtes Wild.

Dauerhafter waren die Händel; sie drehten sich zuweilen um den Lerchen- und Wachtelfang, den die Nördlinger ausübten, während die Oettinger wie gewöhnlich ihnen das Recht dazu abstritten. Ein Prozeß, der dadurch entstand, daß die Oettinger den Bürgern auf ihrem altgewohnten Lerchenplätzlein ihr Garn zerrissen und wegnahmen, wurde vom Kammergericht zugunsten der Nördlinger entschieden; die Oettinger gaben es, wenn auch nicht ohne Protest, zurück. Im sogenannten vierten Lerchenkrieg im Jahre 1614 wurde Graf Max Wilhelm, dessen siegesgewisses Lächeln herausforderte, von den erzürnten Bürgern erschossen. Die Streitigkeiten und Prozesse nahmen erst ein Ende, als beide feindliche Nachbaren, zuerst Nördlingen, dann das Fürstentum Oettingen von Bayern verschlungen wurden.

Von Bayern sagten die Nördlinger gelegentlich, es habe sie von jeher gehaßt. Herzog Georg von Bayern-Landshut drohte am Ende des 15. Jahrhunderts mit Krieg, weil er, wie er sagte, den Tod eines bayrischen Herzogs rächen müßte, der im Jahre 1289 bei einem Turnier erstochen sei. Solange das Reich dauerte, fand die alte Schwabenstadt gerade Bayern gegenüber bereitwilligen Schutz bei den Kaisern.

Der Wohlstand Nördlingens beruhte auf Gewerbe und Handel, und zwar wurden hauptsächlich mit Erfolg betrieben die Färberei, die Gerberei, die Lodweberei und Teppichweberei. Der fertige Loden wurde nach der Schweiz, nach Italien und Spanien versendet; auch Flanell und Fries wurden hergestellt. Rohstoffe kamen aus Franken und Böhmen und über Triest aus Mazedonien. Rot und schwarz wurde damals nur in Hamburg ebensogut gefärbt. Beträchtlich war auch die Gänsezucht und der Handel mit Gänsefedern.

Durch Färberei war die angesehene Familie der Gundel-

finger reich geworden, aus der eine Reihe von Bürgermeistern hervorging. Ein eigentliches Patriziat gab es in Nördlingen nicht; aber daß gewisse, durch Vermögen und Geschäftskenntnis geeignete Familien bei der Ratswahl berücksichtigt wurden, bildete sich naturgemäß als Gewohnheit aus. Die beiden Bürgermeister, die beiden geheimen Räte und die acht Senatoren, welche den Magistrat bildeten, übten eine fast absolute Herrschaft aus, da der große oder äußere Rat, den es daneben gab, nur auf Berufung zusammentrat und auch nicht Beschluß fassen durfte. Im allgemeinen aber, wenigstens bis ins 18. Jahrhundert, scheint der Magistrat die öffentliche Meinung berücksichtigt und das Wohl der Bürgerschaft nicht über die Sorge für das eigene vernachlässigt zu haben. Das Gemeinwesen war so verknüpft mit der Existenz eines jeden und die Anhänglichkeit an dasselbe so groß, daß so ziemlich ein jeder, und vornehmlich die Führenden, ihre Kraft und ihr Leben an seine Erhaltung und Förderung setzten. Politik im großartigen Stile wurde von der Stadt, wo es keinen Adel gab und wo die geographische Lage nicht beherrschend war, nicht getrieben, auch gehörte Nördlingen mit etwa 10 000 Einwohnern nicht zu den großen Städten; doch wußte es sich ansehnlich und achtbar zu behaupten. Noch zeugen eine Anzahl ausdrucksvoller, origineller Wohngebäude von der Wohlhabenheit der Bürgerschaft, zeugen die Georgskirche und das Rathaus von dem Bedürfnis würdiger Repräsentation. Zwei tüchtige Maler, Hans Schäufelin aus Nürnberg und Friedrich Herlin aus Rothenburg, fanden in Nördlingen Beschäftigung und Anerkennung.

Schäufelins Vorfahren sollen in Nördlingen ansässig gewesen und erst sein Vater soll nach Nürnberg ausgewandert sein. Der Sohn kehrte nach der Stadt seiner Ahnen zurück, nachdem er im Auftrage des Rats das große Freskogemälde, die Belagerung Bethuliens mit der Geschichte von Judith und Holofernes, geschaffen hatte, das ihm außer der

Geldzahlung das Bürgerrecht eintrug, vom Rat ihm „seiner Kunst halb“ geschenkt. Sein berühmtestes Werk ist die Beweinung Christi, die er als Epitaph für die Familie Ziegler malte. Es stellt in schöner Anordnung die heiligen Männer und Frauen dar, die den die Mitte des Vordergrundes einnehmenden Leichnam des Herrn beweinen. Einige unter den weiblichen Gestalten sind von rührender Lieblichkeit. Überhaupt ist der Schmerz auf diesem Bilde mehr durch Anmut gemildert, als in seiner zerreißenden Gewalt dargestellt. Sehr eindrucksvoll ist der Bergvorsprung im Hintergrunde mit den drei Kreuzen; von dem leeren mittleren weht das Lendentuch des gemarterten Gottessohnes schaurig klagend gegen den stürmischen Himmel.

Auf Herlins schönfarbigen Bildern prägt sich so recht aus, was dem mittelalterlichen Stadtbürger teuer war. Der Engel der Verkündigung, die thronende Maria, die heilige Margarete auf demselben Bilde vereinigen Lieblichkeit, Ernst und Hoheit mit bürgerlicher Zurückhaltung und Schamhaftigkeit, mit gesunder Festigkeit der Erscheinung; in der Art und Weise, wie der Boden auf dem Verkündigungsbilde mit Maiblümchen bestreut ist, wie die Tiere behandelt sind, zeigt sich kindlich-inniges Einleben in die Natur. Christus erscheint mehr verantwortungsbewußt und vertrauenerweckend als majestätisch oder übermenschlich, Herlin selbst mit den Seinigen so aufrecht, wohlgebildet, treu und sympathisch, wie man sich eine bürgerliche Familie des 15. oder 16. Jahrhunderts gern vorstellen mag. Die den Baldachin über der Maria tragenden Engel, die jüngste Tochter des Meisters, der zwölfjährige Jesus im Tempel sind umhaucht von dem Ernst und der Süßigkeit früher Jugend. Herlin faßte die heilige Geschichte auf wie der Künstler, der zugleich Handwerker ist, und dessen Vorstellungen, von Überschwenglichkeit fern, nie der Ehrbarkeit, Gründlichkeit, Handfestigkeit und Gewissenhaftigkeit ermangeln. Der Maler der heiligen Mysterien strich den Ofen

für die Ratsstube und einen Tisch im Rechenstüblein an, bemalte für den Rat sechs Schildlein am Leuchter auf der Trinkstube, vergoldete die Zeiger der Uhr ebenda und bemalte den Adler am Baldinger Tor und den Kaiserhimmel; für die letztgenannte Arbeit erhielt er die bedeutende Summe von 40 Pfund. Er starb im Jahre 1499 oder 1500. Sein Enkel bemalte einen Teil der Außenwände des Rathauses mit figürlichen Darstellungen, von denen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts noch einige Spuren zu sehen waren. Unter einem Erker waren noch die Worte lesbar: Ih guck, Ih gaff, Ihe länger Ih gaff, bin Ih ein Aff. Auch zwei Söhne Herlins wurden Maler, vermutlich mehr nach der handwerklichen als nach der künstlerischen Seite.

Daß es nicht nur schön und gut in Nördlingen zuging, beweist die Zeit der Hexenverfolgungen; man würde sagen, daß sie ein sehr schlechtes Licht auf den Nördlinger Magistrat warfen, wenn man nicht wüßte, wie verbreitet diese Raserei war. Die Verfolgung wurde in Nördlingen eingeleitet durch die persönliche Anregung des Bürgermeisters und geschickten Schreiners Pferinger, der dem Hexenglauben besonders ergeben war. Unter seinem Vorsitz wurde der Beschluß gefaßt, die Hexen mit Stumpf und Stiel auszurotten. Anfangs wurden mehrere bezichtigte Frauen wieder entlassen, im folgenden Jahre aber drei verbrannt und im nächsten Jahre wieder drei, darunter die 65jährige Engelwirtin Anna Koch. Lebhaft unterstützt wurde das Verfahren durch die Ratskonsulenten Dr. Röttinger und Dr. Graf und den Stadtsekretär Paulus Mejer, der in einem Gutachten entschied, daß man bei Hexen auch auf allgemeines Gerücht hin die Tortur anwenden dürfe. Sobald man dazu schritt, waren die Unglücklichen verloren, denn man wiederholte die Quälerei so lange, bis sie gestanden und das Geständnis nicht mehr zurücknahmen. Aus den Akten geht hervor, daß nicht etwa, wie zuweilen behauptet wird, die Opfer sich selbst für schuldig hielten,

wenigstens in Nördlingen tat das kaum eine; der Hexenglaube bestand nur, solange er andere anging und nicht einen selbst oder Nahestehende. Die Frauen waren gewöhnlich anfangs voll Zuversicht im Vertrauen auf ihre Unschuld und den Beistand Gottes, der, wie sie meinten, Schuldlosen zuteil werden müsse; sie verzweifelten, sobald sie die Tortur und die Unmenschlichkeit ihrer Richter kennengelernt hatten. Diesen kam es darauf an, daß die einmal Beschuldigten und der Tortur Unterworfenen verbrannt wurden, was ohne Geständnis nicht geschehen konnte; sie wollten sich nicht geirrt haben und wollten auch von ihrem Verfahren nichts in die Öffentlichkeit dringen lassen. Mitleid oder Gewissenhaftigkeit erschwerte ihnen die Ausübung dieser Grundsätze nicht. Auch wurden nicht nur solche Frauen eingezogen, die sich auf irgendeine Art verdächtig gemacht hatten, sondern man zwang eine jede durch die Tortur andere anzugeben, die sie beim Hexentanz gesehen hätten, und drei erpreßte Zeugnisse genügten, um gegen die genannten einzuschreiten. Jede neue Gefangene empörte sich über die Schlechtigkeit der Hexen, die Unschuldige durch falsches Zeugnis ins Unglück stürzten, jede aber tat unter der Tortur dasselbe, um von der unerträglichen Marter frei zu werden. Die, welche schon längere Zeit litten, rieten den neu Eingelieferten, wenn sie mit ihnen konfrontiert wurden, lieber sofort alles, was verlangt wurde, zu gestehen, da es hier nicht auf Gerechtigkeit ankomme, sondern darauf, daß man verbrannt werde. Die Angst vor dem Feuertode erwies sich als weniger stark als die Angst vor der immer wiederholten Tortur. Die Familie des Zahlmeisters Peter Lemp, dessen Frau Rebekka als Hexe verklagt wurde, zeigt sich in dem Briefwechsel, der zwischen ihr und den Ihrigen hin und her ging, in jeder Hinsicht gutgeartet; reizend äußerte sich die naive Zärtlichkeit der Kinder, ergreifend die gegenseitige Liebe der Eheleute. Eine Bittschrift, die Lemp beim Magistrat einreichte, um seine Frau zu retten, schildert ein

glückliches Haus, in dem die fromme Frau für Mann und Kinder liebend und pflichttreu sorgt, ohne dadurch die hartnäckigen Richter zu überzeugen. Unter der Tortur büßte die warmherzige Frau ihr fröhliches Vertrauen auf ihren Mann und Gott ein und starb mit ihren Unglücksgefährtinnen in den Flammen.

Wagte Peter Lemp nur behutsam, Zweifel an der Zulässigkeit des gerichtlichen Verfahrens zu äußern, so trat öffentlich auf der Kanzel der Superintendent und Stadtpfarrer Friedrich Wilhelm Lutz dagegen auf. Über zwei scharfe Predigten, die er gegen das Hexenverbrennen hielt, wurde er im April 1590 zur Rede gestellt, beharrte aber unbeugsam bei seiner Überzeugung, trotzdem Dr. Röttinger warnte, der Magistrat sehe die Einmischung der Geistlichkeit ungern. Auch führte Lutz an, daß vor fünfzig Jahren sehr berühmte Kanzelredner dasselbe wie er gesagt hätten. Seine Bemerkung, man verfolge die hilflosen armen Weiber, hatte einzig den Erfolg, daß man nun auch nach den vornehmen griff: so starben auf dem Scheiterhaufen eine Frickhinger, eine Saugefinger und zwei Gundelfinger, Walburga, die Witwe des Bürgermeisters Karl, und Dorothea, die ihr siebzehnjähriges Leben unter der Tortur endete.

Was dem Pfarrer nicht gelang, dem fürchterlichen Morden Einhalt zu tun, das bewirkte eine Frau durch ihre bewundernswürdige Dulderkraft. Die aus Ulm gebürtige Kronenwirtin Maria Holl ließ sich kein endgültiges Geständnis entreißen, obwohl sie mehr als fünfzigmal grausamster Tortur unterworfen wurde. Die Gerichtsherren wurden stutzig und stellten zunächst einmal das Verfahren ein, ohne jedoch an Entlassung des Opfers zu denken. Da schritt, durch die Familie veranlaßt, der Magistrat von Ulm mit einem nachdrücklichen Schreiben ein, das Eindruck machte, zumal auch in der Bürgerschaft eine den Hexenprozessen feindliche Stimmung um sich zu greifen anfing. So wurde Maria Holl endlich ihrem Manne zurückgegeben, mußte

aber vorher eine Erklärung unterschreiben, in der sich die Engherzigkeit und Herrschsucht des Magistrats offenbarte; sie mußte nämlich hervorheben, wie gnädig und väterlich sie behandelt worden war, und daß sie gutwillig verschiedenes gestanden hätte, wodurch der gegen sie gehegte Verdacht bestätigt worden sei. Nach ihrer Entlassung im Jahre 1594 hörten die Hexenprozesse in Nördlingen auf. Bedenkt man, wie es in anderen Ländern und Orten zuging, so kommt man dazu, Nördlingen zu loben, wo sich Menschen fanden, die die Ungerechtigkeit und den Unsinn bekämpften, und wo die Epidemie immerhin nicht länger als vier Jahre dauerte.

Während die bei der Tortur Gestorbenen unter dem Galgen begraben wurden, die Asche der Verbrannten der Wind verwehte, erhielten die Richter ehrenvolle Grabstätten in der Hauptkirche. Seit dem Jahre 1521 wurde niemand mehr dort begraben mit Ausnahme sehr angesehener Personen.

Nachdem die Stadt aus der Höhe in die Ebene verlegt worden war, wurde zunächst noch die Bergkirche benutzt, aber allmählich zog man die kleine, dem heiligen Georg geweihte Kirche unten vor. Da sie sich jedoch für die wachsende Bevölkerung ungenügend erwies, entschloß man sich im Jahre 1427 zum Bau einer neuen, die erst im Jahre 1505 vollendet wurde. Sankt Georg wurde auch dieser Kirche Patron und zugleich Patron der Stadt, der „liebe Hausherr", der „liebe Herr und Ritter" genannt. Die von Stephan Weyrer überwölbte, von schlanken Pfeilern herrlich getragene Halle birgt als edelsten Schatz neben der Beweinung von Schäufelin das aus Holz geschnitzte Bild des Gekreuzigten am barocken Hochaltar. Das dornengekrönte, sterbende Haupt des Erlösers ist von ergreifender Schönheit, so daß die Sage sich bildete, die Herren, die Nördlingen zum kaiserlichen Geleit abschickte, als Kaiser Friedrich III., um seine Braut, Eleonore von Portugal, zu empfangen, nach Italien zog, ein Laninger, ein Frickhinger, ein Ainkürn,

ein Strauß hätten es von dort mitgebracht; ein rührendes Zeichen der deutschen Sehnsucht, die sich einbildete, alles Schöne komme aus dem Süden. Man schreibt das Kunstwerk jetzt der Werkstatt des Veit Stoß zu. Das Sakramentshäuschen, an dem besonders die jubilierenden Engel entzücken, die wie zwitschernde Vögel in den Verzweigungen eines Wunderbaumes sitzen, ist von Stephan Weyrer, demselben, der das Bild Kaiser Maximilians am Brothause anfertigte.

Zum Bau des Sakramentshäuschens stiftete der Bürger und Ratsmann Claus Berger ein Pferd, das er im Städtekrieg gegen den Markgrafen von Brandenburg gebraucht hatte, woraus 28 Gulden gelöst wurden. Unter denen, die für den Kirchenbau Gaben opferten, wird „eyn armes frewlein von Behem" erwähnt, das in Nördlingen starb und „eyn plöven Mantel und eyn sleygerlin" gab, die für 4 Gulden verkauft wurden.

Im heiligen Säulenhain der Kirche wurden einst die Häupter der Stadt und Tote, die man ehren wollte, bestattet; die Lebenden, die sich hier zum Gottesdienst versammelten, empfingen die Namen und Bilder der Toten, die einst hier gebetet hatten und nach beendigter Predigt wieder hinaus ins Licht gegangen waren. Bis zur Restauration des Jahres 1887 gab es 230 Epitaphien und Totenschilder in der Kirche; dann glaubte man die Säulen freilegen zu müssen und behielt noch etwa die Hälfte an den Wandflächen.

Da finden sich verschiedene Gundelfinger, auch jener Karl, gestorben im Jahre 1592, dessen Witwe bald hernach als Hexe verbrannt wurde; ein Wappenschild mit goldener Lilie und einem Arm mit emporgehobenem Zeigefinger deutet auf die Familie Saugefinger. „Anno Dm. 1575 am S. Martins Abend verschied der Ersam und weis Balthas. Saugefinger des Rats zu Nördlingen." Er war Gerber und gehörte zwölf Jahre dem Rate an. Auch dessen Witwe wurde als Hexe verbrannt. Die Familie starb mit seinem

Enkel aus. Die führenden Persönlichkeiten der Hexentragödie sind alle vorhanden: vor allen Dingen der Bürgermeister Johann Pferinger, der 1604 im 71. Jahre starb. Am 2. April 1597 verschied Wilh. Friedr. Lutz, „der hl. Schrift Doctor vnd Pfarrer allhier seins Alters 47 Jar. Des Seel Gott gnädig und barmherzig sein wolle. Amen." Er starb ohne Erben. Prächtig ist das Epitaph des Ratskonsulenten Röttinger; auf seinem Wappen steht sein Motto: in silentio et spe. Die lateinische Inschrift lautet auf deutsch: Im Jahre 1608 ist fromm und ruhig entschlafen der edle und fürnehme Mann Dr. Sebastian Röttinger, beider Rechte Doktor, der freien Stadt Nördlingen 43jähriger und nicht minder der schwäb. und fränk. Ritterschaft treueifriger Konsulent. Seine Seele ruhe in Frieden. Er hatte mit zwei Frauen vier Söhne, von denen drei vor ihm starben. Im selben Jahre starb auch sein Kollege und Genosse Graf. Wir begegnen den Welsch, den Ostertag, den Frickhinger. Im Jahre 1648 starb Joh. Melchior Welsch, Bürgermeister und Stadthauptmann, der, als eine feindliche Partei das Stadtvieh forttrieb, an der Spitze der Bürger hinauseilte und erschossen wurde. Es sind da die während des Dreißigjährigen Krieges regierenden Bürgermeister Georg Bommeister und Joh. Bapt. Jörg und auch Marx Seefried, beider Rechte Doktor, der nach der Schlacht bei Nördlingen beim Sieger Fürbitte für seine unglückliche Vaterstadt einlegte; er starb 59 Jahre alt, die Katastrophe nur vier Jahre überlebend. „Dem Gott der Allmechtig an Jehnen großen Tag eine fröhliche Auferstehung in Gnaden erteilen wolle." Ein Epitaph gedenkt des „ernsthaft und fürnem Friedrich Herlin, Stadtmaler allhie"; ein anderes des Enkels Jesse. Auf einem Grabstein im Chor ist die sogenannte „alte Gräfin" abgebildet, deren Wunsch es war, in der Georgskirche begraben zu werden. Die Gräfin Anna von Oettingen trennte sich von ihrem Mann, dem Grafen von Oettingen-Wallerstein, weil er ein Gegner der Refor-

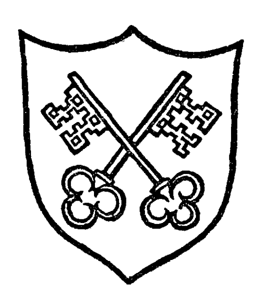
mation war, der sie anhing. Sie begab sich zunächst zu ihrer Schwester Christine, der Frau eines Grafen Wolfg. Karl zu Sternberg und lebte dann bis zu ihrem Tode in Nördlingen. In ganzer Figur auf rotem Sandstein dargestellt ist der junge Herzog Albrecht von Braunschweig, der im Dienste des Landgrafen Philipp von Hessen 1546 fiel. Im Kampfe stieß ihm ein Soldat den Spieß in den Mund, dessen eiserne Spitze steckenblieb; trotzdem tötete der tapfere Jüngling noch vier Spanier, bevor er ohnmächtig vom Pferde fiel. Er starb in Nördlingen nach schmerzhafter Operation. Sein lebensgroßes Bild zeigt ihn gerüstet, in der Rechten die Streitaxt, die Linke aufs Schwert gestützt. Von den sechsundfünfzig Offizieren, die in der Schlacht bei Höchstädt im spanischen Erbfolgekrieg 1704 fielen oder infolge der Wunden in Nördlingen starben, sind mehrere in der Kirche beigesetzt, darunter Joh. Wigand von Goor, General der Infanterie bei den holländischen Truppen, Joh. von dem Busch, Christ. Rud. von Haake und Karl Heinr. von Wilknitz bei preußischen Regimentern. Die vornehmen Begräbnisse fanden gewöhnlich nachts mit Windlichtern statt.

Aus dem Stil der Inschriften auf den Epitaphien kann man den wechselnden Charakter der Zeit ablesen. Vom 15. bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts wird der Mitteilung des erfolgten Todes ein kurzer Segenswunsch beigefügt: „Des Seel Gott gnad“ oder „Dem Gott genad“ oder „Dem Gott barmherzig sey“. Allmählich wurden sie weitschweifiger und aufgeblasener und posaunen schließlich das Lob des Verstorbenen aus, wie ein Scharlatan in einer Jahrmarktsbude seinen Kram anpreist.

Eine anmutige Geschichte erzählt die Chronik von dem Bürgermeister Wolfgang Grave, dessen Namen und Daten die Kirche bewahrt. Er war seinem Stande nach Säcklermeister und so tüchtig und angesehen, daß 72 Reichsstädte ihn zu ihrem Sprecher erwählten, damit er auf dem Reichstage zu Speyer vor dem Kaiser die evangelische Religion bekenne.

Nachdem er das in schöner, höflicher Rede getan habe, wie noch nie eine solche von einem Handwerker gehalten worden sei, habe Karl V. lachend zu ihm gesagt: „Säcklerle, Säcklerle, warum tust du Oration für meine Reichsstädte, haben sie doch genug Doktores unter ihnen?“ Darauf habe Wolfgang Grave geantwortet: „Allergnädigster Herr, dieweil es an mich ist kommen, solches Ew. Majestät vorzutragen, habe ich mich geweigert; aber die Reichsstädt und Herren mich nit entlassen wollen; bitt Ew. Majestät wollt solches mir selbst nit zurechnen.“ Darauf der Kaiser: „Ich laß mirs gefallen, daß ein ungelehrter Mann mehr soll reden können, denn die gelehrten; ich lob dich von Herzen deiner Relation halber für meine Reichsstädte; dir, ob Gott will, soll bald eine freundliche und gute Antwort werden.“ Der Kaiser, so wird weiter berichtet, habe Wolfgang Grave zweimal malen lassen, ein Bild behalten und eines ihm geschenkt.

Mag auch die Forschung die Echtheit dieses Vorfalls bestreiten, deutlich spiegelt sich darin die Auffassung, die das deutsche Volk von seinem Kaiser hatte, und die Art, wie Kaiser und Volk miteinander verkehrten. Auch Karl V. hatte bei aller spanischen Grandezza so viel von seinem Großvater Maximilian geerbt und so viel durch Menschenkenntnis und Klugheit gelernt, daß er in späteren Jahren den Ton anschlagen konnte, der dem deutschen Bürger zu Herzen ging. Wahr ist schließlich die Gestalt des Säcklers und Bürgermeisters Wolfgang Grave; manche Bilder von Handwerksmeistern aus dem 15. und 16. Jahrhundert sind auf uns gekommen, deren Züge einen so tapferen, sicheren, treuherzigen und bescheidenen Mann vergegenwärtigen.



Regensburg

Da, wo die Donau den nördlichsten Punkt ihres Laufes erreicht hat und sich zwischen Hügeln und Fluren nach Südosten wendet, gründete Kaiser Mark Aurel eine starke Festung, die nach dem Flusse Regen, der sich hier in die Donau ergießt, den Namen Castra Regina erhielt. Diese Anlage, die für die Ewigkeit erbaut schien, versank, nachdem sie durch bajuvarische Germanen zerstört war, unter dem Schutt der Jahrhunderte; aber wie alles Sterben Verwandlung ist, so lebte auch dies Gebilde unterirdisch weiter, strömte sein eigentümliches Wesen aus seinen Quadern in die neuen Mauern, die sie zu tragen bestimmt wurden, aus den Tempeln seiner Götter in die des Alleinen, die darüber erstanden. Soweit die Völkerwanderung nach Italien hineinflutete, hat sie unverwischbare Spuren hinterlassen, soweit die Römer nach Norden vordrangen, haben sie dem Boden ihren Stempel aufgeprägt. Römisches Heidentum weht unsichtbar über den einst römischen Stätten und schwingt fort in den Gemütern der dort Lebenden. Die Luft ist in Wahrheit erfüllt von Dämonen, die sich untereinander bekämpfen und um die Macht über die Menschenseele ringen.

Die Mauern von Regensburg umfingen einst fünf unmittelbare Reichsstände, die das Recht der Vertretung auf den Reichstagen und in weltlichen Dingen nur den Kaiser,

in geistlichen Dingen nur den Papst über sich hatten. Das war nicht anders, als wenn man Panther, Löwen und Tiger in einen Käfig sperrte; doch fraßen sie sich nicht gegenseitig auf, vielleicht weil jeder sich von der Kraft der andern überzeugt hatte und daher seine Rechte achtete, strichen nur mit verhaltenem Knirschen und gesträubtem Fell aneinander herum. Insofern, als vier dem geistlichen Stande angehörten, war die Stadt, der fünfte Reichsstand, etwas benachteiligt, und es ist zu verwundern, und nur gewissen, für sie günstigen Umständen zu verdanken, daß sie sich zu so hoher Blüte aufschwingen und durch Jahrhunderte darin erhalten konnte.

Die beiden Stifter, Ober- und Niedermünster, traten als Frauenklöster am wenigsten hervor. Beide gehen in die älteste Zeit zurück: Niedermünster erhob sich über dem Grabe des heiligen Erhard, eines der legendarischen Männer, die dem noch halb heidnischen Lande das Christentum brachten. Obwohl schon vor den Karolingern bestehend, verehrte das Stift als seine eigentliche Gründerin die Herzogin Judith, Mutter Kaiser Heinrichs II., des Heiligen, der der Abtei im Jahre 1002 die Freiheit der königlichen Klöster verlieh. Es war jedoch, ebenso wie Obermünster, kein eigentliches Kloster und seine Bewohnerinnen keine Nonnen, sondern Kanonissen. Diesen Charakter wahrten sich die Frauen selbst dem heiligen Wolfgang gegenüber, der in frommem Eifer die adeligen Damen unter eine strenge Regel stellen wollte. Der Abtei Obermünster stand als erste Äbtissin die Königin Hemma vor, die Frau König Ludwigs des Deutschen, der das damals schon bestehende Kloster durch Tausch erwarb und es dadurch zur Reichsabtei erhob. Kaiser Konrad III. schenkte der derzeitigen Äbtissin bei Gelegenheit einer Belehnung sein Zepter, das er sich bei feierlichen Gelegenheiten vorantragen ließ. Vergeblich bemühte sich einer der Regensburger Bischöfe, die beiden Stifter unter seine Gewalt zu bringen. Auf einem Reichstage erklärten mehrere Für-

sten, daß Veräußerung von Fürstentümern ohne den Willen der Betreffenden unzulässig sei.

Bedeutender als die beiden Frauenstifter und älter und denkwürdiger als selbst der Dom ist die Abtei, die den Namen des heiligen Emmeran trägt, der zur Zeit der Agilolfinger, wahrscheinlich am Ende des 7. Jahrhunderts, den Märtyrertod erlitt. Er wurde in der Kirche des heiligen Georg beigesetzt, die außerhalb der römischen Mauer stand, und von der man annimmt, daß sie über einem Herkulestempel errichtet sei; gewiß ist, daß unter dem späteren Kreuzgang Gräber aus römischer Zeit gefunden worden sind. Im Anschluß an die Georgskirche wurde ein Kloster gebaut, dessen Äbte bis auf die Zeit des heiligen Wolfgang die jeweiligen Bischöfe von Regensburg waren. Kaiser Adolf erhob das inzwischen zu großem Reichtum und Ansehen gestiegene Benediktinerkloster im Jahre 1295 zu einem gefürsteten Reichsstift. Es war eine Art Akademie oder Universität, wo Kunst und Wissenschaft gepflegt wurden; Bücher, Bucheinbände, Miniaturen, kunstgewerbliche und künstlerische Arbeiten aller Art gingen daraus hervor.

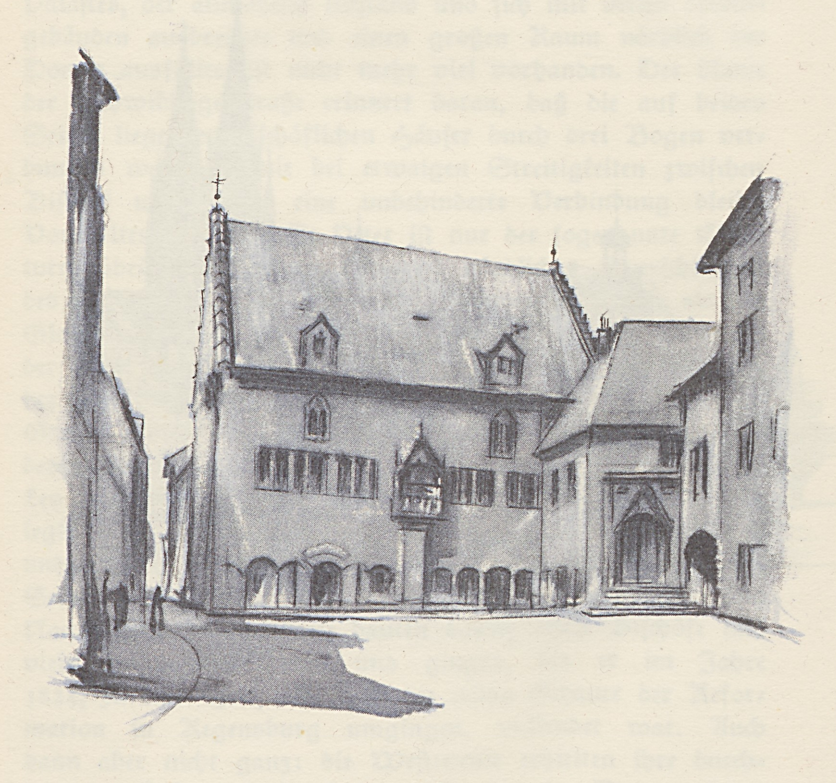
Vielleicht gibt es keinen Fleck in Regensburg, der das Gemüt des Besuchers so ergreift, wie der Vorhof und die Vorhalle der Emmeranskirche. Die niedrige Mauer des Vorhofs, über die das volle Grün von Baumzweigen hereinhängt, und an der eine Galerie von zierlichen romanischen Säulen zwischen höheren Pfeilern sich hinzieht, geleitet uns zum Eingang der Halle. Vom Giebel darüber leuchtet die Farbigkeit eines Freskogemäldes sanft in das Licht des Tages. Von den Grabsteinen, die längs der Halle aufgerichtet sind, geht überirdischer Friede aus: wir werden selbst die Verklärten, die, aus Gräbern geweckt, wie die Träumenden in das ewige Paradies eingehen. Hier befindet sich der Grabstein des bayrischen Geschichtsforschers Aventin, der im Jahre 1534 in Regensburg starb, als er Frau und Kinder, die er hier zurückgelassen hatte, nach der neuen Heimat

abholen wollte. Alle Denkmale überragt die große Kreuzigungsgruppe, die der Reichsmünzmeister, Martin Lerch, zur Sühne eines begangenen Frevels, stiftete.

Das Reich des Bischofs, des mächtigsten unter den geistlichen Ständen, erstreckte sich im Norden der jetzigen Stadt an der alten römischen Mauer entlang; das Tor eines Torturms der römischen Festung, die Porta Praetoria, starrt mit schwarzen Quadern gigantisch aus der verputzten Wand des bischöflichen Brauhauses hervor. Von der Pracht des Palastes, der allmählich entstand und sich mit vielen Nebengebäuden ausbreitete und einen großen Raum nördlich des Domes ausfüllte, ist nicht mehr viel vorhanden. Der Name der Schwibbogenstraße erinnert daran, daß die auf beiden Seiten liegenden bischöflichen Häuser durch drei Bogen verbunden waren, damit bei etwaigen Streitigkeiten zwischen Bischof und Stadt eine unbehinderte Verbindung bleibe. Vom alten Dom zu St. Peter ist nur der sogenannte Eselsturm übriggeblieben, der sich dem nördlichen Querschiffarm des neuen anschließt; es wird angenommen, daß er als ein Glockenturm neben der Kirche gestanden habe, wie das bei der alten Kapelle und bei der Stiftskirche von Obermünster der Fall ist. Dieser sehr alte, vielleicht schon vor Karl dem Großen unter den Agilolfingern gegründete Dom brannte, bereits baufällig, im Jahre 1272 vollständig nieder. Bischof Leo von Thundorf, in dessen Regierung das Ereignis fiel, legte drei Jahre später den Grundstein des neuen Domes und wurde nachmals zwei Jahre später darin begraben. Seine Fertigstellung erlebte er nicht, sowenig wie sein Nachfolger; Jahrhunderte bauten daran, viele Bischöfe und viele Baumeister kamen und gingen, bis er im Jahre 1524, zu einer Zeit, als schon die ersten Schauer der Reformation in Regensburg umgingen, vollendet war. Auch dann aber nicht ganz: die Westtürme erhielten ihre durchbrochene Spitze erst im Jahre 1869, und der Turm auf der Vierung, der im Plan vorgesehen war, ist niemals in An-



Regensburg



Regensburg
Das alte Rathaus

griff genommen. So ist es mit allen großen Werken und großen Taten: mögen sie auch dem Geiste einzelner entkeimen, Gefährten und Widersacher, ganze Geschlechter nehmen daran teil und ungeladen ein dämonischer Meister, der Zufall.

Wem sich jetzt bei untergehender Sonne der Blick auf die Westfront mit den Türmen auftut, der steht erschüttert davor. Aus der ungeheuren Felsenpyramide ringt sich Bewegung: Säulen und Pfeiler erwachen und stemmen sich titanisch gegen die überwältigende Last. Von Aposteln, Propheten und Märtyrern, unter zierlichen Baldachinen gekrönt, wachsen sie aufwärts, immer schlanker werdend, als spürten sie die Masse weniger, die sie tragen müssen. Dazwischen begeben sich, in Nischen geborgen, heilige Geschichten: ein Engel beugt sich über den eingekerkerten Petrus und führt ihn hinaus; die Wächter schlafen. Eine unerschöpfliche Legende christlicher Heroen entfaltet sich, höher, höher hinauf, wo kein Menschenauge mehr das edle Werk unterscheidet. Bogen reiht sich an Bogen, leicht, als wär es zum Spiel, schießen die Säulen empor, stürmisch flutet der energische Wille zum Himmel, kaum trägt er noch an der steinernen Masse, die durchglüht sich öffnet, zittert, lebt. Zum Zeichen, welcher Art die Kraft ist, der dies gelang, schwebt inmitten der Glorie des Lichts das Kreuz mit Christus, dem Überwinder. Von seinem stummen, hochentrückten Leibe schwingt sich die Botschaft, als ob ein Chor von Posaunen sie bliese, über den Markt ins Gewimmel: „In der Welt habt ihr Angst und Not; aber seid getrost, ich habe diese Welt überwunden.“ Der ganze Körper der Kathedrale bis zu dem wundervollen Chor, den die Strebepfeiler brüderlich stützend umgeben, singt mit an dem großen Mysterium von der Verschmelzung des Geistes mit dem Fleisch und seinen Sieg über das Fleisch. Das Innere beschwichtigt die erregte Seele. Dieser breite, majestätische, fast wohnlich anmutende Raum, in den magisches Licht durch farbige Glas-

fenster hineinflutet, ist das Haus des ewig Unerforschlichen, wo der Mensch nicht mehr kämpft, sondern anbetet und Erbarmen aus dem Abgrund der Liebe erfleht.

Der Dom, obwohl des Bischofs Kirche, gehörte dem Geiste nach der Stadt an, die in dem Jahrhundert, wo zumeist an ihm gebaut wurde, die erste Macht in Regensburg geworden war. Der gotische Stil bezeichnet die germanische Idee im Kampfe mit der romanischen, die Freude am Kampf, die Lust an der Freiheit, das reizbare, flammende, unerbittliche Gewissen. Es ist der Stil des erwachenden Gedankens, der die Mauern durchbricht, um ins Unendliche zu greifen. Jahrhunderte freilich hatten vergehen müssen, ehe die Bürgerschaft aus dunklen und sehr bescheidenen Anfängen zu einer den geistlichen Körperschaften ebenbürtigen Macht herangewachsen war. Die Bischöfe hätten sie auch wohl kaum aufkommen lassen, wenn nicht noch zwei Ansprecher dagewesen wären, die nach ihrem Besitz trachteten, nämlich die Herzöge von Bayern und die Kaiser. Die Stammesherzöge von Bayern, die Agilolfinger, die die alte Lagerstadt der Römer besiedelt und zur Hauptstadt erhoben hatten, standen unter der Oberhoheit der fränkischen Könige, die sich aber erst fühlbar machte, als die Karolinger sich der Herrschaft bemächtigten. Karl der Große setzte den Agilolfinger Thassilo ab und wurde vom bayrischen Volke als König und Herzog anerkannt. Dadurch wurde Regensburg aus der Hauptstadt des Donaugaus zu einer Hauptstadt des Reichs, wo sich die Karolinger mit Vorliebe aufhielten. Ludwig der Deutsche hat Spuren dauernder Anwesenheit und Wirksamkeit hinterlassen; es wird nämlich von ihm berichtet, daß er zum Bau der Kirchen, die er gründete, Quadern der alten Römermauer benutzte, weshalb man, wo solche sich finden, etwa am Glockenturm von Obermünster oder an der Alten Kapelle, auf seinen Namen schließen kann. Seine Gemahlin Hemma, die erste Äbtissin des Stifts Obermünster, liegt dort oder in der Kirche St. Emmeran

begraben. In St. Emmeran stellte eine spätere Zeit einen Grabstein mit ihrem Bilde auf, einen Kopf von unbeschreiblich anziehender, schwermütiger Lieblichkeit; in der Obermünsterkirche bezeichnet ein Stein aus rotem Marmor, eine Arbeit der Renaissancezeit, ihre vermeintliche Ruhestätte. Karl der Dicke wählte Regensburg zu seiner eigentlichen Residenz, und die beiden letzten Karolinger, Arnulf und Ludwig das Kind, sind in St. Emmeran begraben. Von den königlichen Palästen, die diese Fürsten bewohnten, ist nichts übriggeblieben, wenn nicht der Ursprung des sogenannten Herzogshofes so weit zurückliegt.

Kaum war das Geschlecht der Karolinger versiegt, so griffen die bayrischen Herzöge wieder zu: Markgraf Arnulf widersetzte sich dem neugewählten König Konrad, worauf dieser im Jahre 914 Regensburg eroberte. Ein Kampfmittel benutzend, dessen sich die deutschen Fürsten leider nur zu oft bedienten, entfloh Arnulf zu den Ungarn, den Reichsfeinden, und vorher seinen eigenen. Zwei Jahre später eroberte er Regensburg zurück und befestigte es, damit es ihm nicht wieder entrissen werden könnte, sehr stark, indem er auch den östlichen Stadtteil mit St. Emmeran in die Altstadt einbezog und ummauerte. Er hatte sich so gut geschützt, daß eine zweite Belagerung Konrads mißglückte. Dessen Nachfolger, der Sachsenkönig Heinrich, schloß mit dem mächtigen Bayern einen Vertrag, worin dieser seine Zugehörigkeit zum Reich, König Heinrich aber auch seine Selbständigkeit anerkannte. Auch er ist in St. Emmeran begraben, und sein Haus starb bald nach ihm aus. Einige Jahrzehnte später setzte ein anderer Herzog von Bayern, Heinrich II., der Zänker, dieselbe Politik fort, griff sogar nach der Königskrone; aber die Ottonen überwanden ihn und entsetzten ihn des Herzogtums. Nachdem er es von Otto III. zurückerhalten hatte, regierte er bis zu seinem Tode in Frieden. Von Gandersheim, wo er als Gast bei seiner Schwester Gerberga, der Äbtissin des dortigen Klo-

sters, starb, wurde seine Leiche nach Regensburg gebracht und in St. Emmeran beigesetzt. Seinen Königstraum verwirklichte sein Sohn, der als Heinrich II. Kaiser wurde und das Herzogtum Bayern zugleich in seiner Hand behielt.

Ein erster großer Zeuge des Aufschwungs der Stadt war die weitberühmte steinerne Brücke, zu deren Bau ein außergewöhnlich trockener Sommer den Anlaß gab. Mit gelassenem Kraftgefühl steigt sie, von sechzehn Bogen getragen, bis zur Mitte empor und wieder hinab bis an das gegenüberliegende Ufer, von der Vorstadt Stadtamhof, damals An der Stätte genannt, empfangen. Drei Türme bewachten sie, einer an jedem Ufer, einer in der Mitte. Der südliche war mit dem Reichsadler und dem Bildnis Heinrichs I. geschmückt und wurde, nachdem er bei der Erstürmung Regensburgs durch die Franzosen im Jahre 1809 beschädigt war, abgebrochen, der mittlere fiel einem Hochwasser zum Opfer. Einzig der Turm auf der Regensburger Seite ist übriggeblieben; er diente im Mittelalter als Schuldturm, wo die Zahlungsunfähigen gefangen saßen, bis sie aus milden Gaben so viel gesammelt hatten, um ihre Schulden tilgen zu können. Das vornehmste Wahrzeichen der Brücke ist ein auf einem Postament reitender nackter Jüngling von Stein, der nach der Stadt hinüberblickt, die Augen mit der Hand schützend, als ob ihn die Sonne blendete, eine anmutig natürliche und doch eigenartige Bewegung. Ein paar in Stein gehauene Kampfhähne mit der Jahreszahl 1580 sollen auf die Streitigkeiten deuten, die zwischen den bayrischen Herzögen und der Stadt wegen der Brücke entstanden. Herzog Heinrich der Stolze hatte zum Brückenbau geholfen und leitete daraus Rechte ab; die Stadt berief sich auf die Beiträge der reichen Kaufmannsgeschlechter, deren Interesse eine bequeme Verbindung mit dem anderen Ufer war. Hier trafen die Warenzüge und Gäste aller Art ein, darum entwickelte sich an dieser Stelle ein besonders geschäftiges Leben und entstanden mit der Zeit Gasthäuser,

wie der Blaue Hecht, das Weiße Lamm und das Haus zum Walfisch. Einer der hübschesten Brunnen der Stadt befindet sich in dieser Gegend: auf dem viereckigen Trog, von geschmackvoller Gitterzier umrandet, erhebt sich eine zierliche Säule, die einen ritterlichen Jüngling mit mädchenhaftem Antlitz, Roland genannt, trägt. Er stützt sich mit der rechten Hand auf einen Schild und tritt mit dem Fuß auf einen Drachen, der einem Delphin gleicht.

Die Begehrlichkeit der bayrischen Herzöge, die von den Kaisern mit der Burggrafenwürde in Regensburg belehnt wurden, so daß sie nicht nur ihre eigenen Ansprüche vertraten, sondern auch die Rechte des Kaisers in der Stadt, bildete einen Damm gegen das Bestreben der Bischöfe, ihre Macht über ganz Regensburg auszudehnen. Sie mußten sich begnügen, mit den herzoglichen Burggrafen, als Vertretern des Kaisers, gemeinschaftlich zu regieren; herzogliche und bischöfliche Ministeriale bildeten einen Rat, Bischof und Herzog ernannten gemeinsam die Münzbeamten, es gab einen bischöflichen Richter, Propst genannt, und einen herzoglich-kaiserlichen, den Schultheißen. Seitdem sich der Rat im Jahre 1205 zu einer einheitlichen Körperschaft vereinigt hatte, bildete sich seine Selbständigkeit heraus. Er erwarb durch Kauf oder Verpfändung allmählich die wichtigsten Rechte, so zum Beispiel von den bayrischen Herzögen das Schultheißenamt. Die Hohenstaufenzeit begünstigte diese Entwicklung; denn die Stadt stand auf seiten des Kaisers, der Bischof war sein Gegner. Erzürnt über den Abfall des Bischofs Siegfried bestätigte Kaiser Friedrich II. im Jahre 1245 den Bürgern von Regensburg alle ihre wirklichen und vermeintlichen Privilegien, insbesondere das Recht, Bürgermeister und Rat zu wählen, wozu sechs Jahre später eine Urkunde König Konrads kam, die allen Einwohnern Regensburgs, Geistlichen, Weltlichen und Juden befahl, sich den Anordnungen zu unterwerfen, die der Rat zur Verteidigung der Stadt treffen würde. Es

half dem Bischof nichts, daß er das Privileg widerrufen ließ; zwei Jahre darauf trat Regensburg dem Rheinischen Bunde bei, dadurch seine Unabhängigkeit erweisend. Um diese Zeit kam es vor, daß Bischof und Herzog gelegentlich eines Streites über die Münze das Urteil des Stadtrats anriefen.

Was an tatsächlicher Macht diesem Aufschwung zugrunde lag, war die Unternehmungslust und Arbeit der Kaufleute und Handwerker und die Wehrhaftigkeit aller weltlichen Bewohner der Stadt. Eine große Anzahl edler Geschlechter, meist Ministerialen des Kaisers oder des Bischofs, bildeten jetzt die obere Schicht der weltlichen Bevölkerung. Ihre burgähnlichen Häuser waren durch hohe Türme ausgezeichnet, von denen einige sich erhalten haben und der Stadt ihren eigenartigen Charakter verleihen. Im Innern fast aller dieser Häuser gab es Kapellen, die jetzt, soweit sie noch vorhanden sind, als Warenlager oder Gaststätten dienen. Der jetzt höchste Turm ist der Goldene Turm an der Wahlenstraße, der ursprünglich der edeln Familie der Haymo gehörte. Als der Marktturm im Jahre 1706 abgebrannt war, verwendete der Rat den Goldenen Turm an dessen Stelle, und so wurden dort bis in die neuere Zeit Hochzeiten ausgeblasen. Der Baumburger Turm am Walmarkt, in dem seit 1762 eine Spenglerwerkstätte war, ist, gleichzeitig mit den alten Teilen des Doms entstanden, einer der ältesten und der besterhaltene. Das berühmte Haus zum Goliath ist das Stammhaus der Thundorfer, jener Familie, der Bischof Leo von Thundorf, der erste Erbauer des Doms, angehörte. Später besaß es der Mann der Margarete Tucher, die durch ihr von Peter Vischer angefertigtes Denkmal im Dom bekannt ist. Es stellt Christus dar, wie er von seiner Mutter Abschied nimmt, in harmonisch klassischer Form, die unter den gotischen Wölbungen befremdet. Der Name des Hauses knüpft sich an ein Gemälde, mit dem der geniale Michael Bocksberger es im 16. Jahrhundert schmückte. Mehrfache Erneuerung hat

seine originelle Kraft sehr herabgemindert. Die Familie der Woller besaß das große Haus „Die Arch“ an der Ecke der großen Hahnengasse und der Haid. Das große Eckhaus der Herren de Zandt, einer der reichsten Familien, wurde 1718 abgetragen. Ihr Stammhaus ist wahrscheinlich das Haus „Zum Pelikan“ an der Ecke der Zandten- und Keplerstraße; sie führten einen Löwenkopf mit langen Stoßzähnen im Wappen. Lange Zeit waren die Auer das reichste und mächtigste Geschlecht in Regensburg. Sie hatten im Rat so sehr die Übermacht an sich gerissen, daß ein Teil der Patrizier selbst sich gegen sie auflehnte und, um es mit ihnen aufnehmen zu können, dazu schritt, eine Eidgenossenschaft mit den Handwerksinnungen einzugehen, die Aufnahme in den Rat verlangten und infolge dieses Ereignisses auch erhielten. Die vereinte Kraft brachte es zuwege, daß der Bürgermeister Friedrich und das ganze Geschlecht der Auer aus der Stadt verbannt wurden. Friedrich bewohnte damals das Haus mit der Thomaskapelle am Römling, mit dem später die Namen Dürnstetter, Ingolstetter und Leublfing verknüpft sind. Nach der Vertreibung der Auer beschloß der Rat ein Gesetz, demzufolge künftig der Bürgermeister nicht aus einem einheimischen Geschlecht gewählt werden durfte. Bei diesem Gesetz befand sich die Stadt hundert Jahre lang wohl. Das letzte Glied des berühmten Geschlechtes, die 1483 verstorbene Anna von Marbach, hat einen Grabstein in der gotischen Dominikanerkirche.

Von diesen alten Adelsfamilien waren in der Mitte des 15. Jahrhunderts die meisten entweder ausgewandert oder ausgestorben. Eine neue Zeit bereitete sich vor, während die ritterliche unterging. Die Burg und das Schwert dienten den neuen Lebensgewohnheiten nicht mehr, die allmählich bequemer und gemütlicher wurden. Zu einer großen Erscheinung kam das Rittertum noch einmal in Kaiser Maximilian, allein mit einem Stich ins Wunderliche, wie es wohl geschieht, wenn irgendwo der Geist einer Zeit festgehalten

wird und sich entfaltet, die schon von neuen Sternen gerichtet ist. Auch in Beziehung zu Regensburg trat Maximilian als der alte Reichskaiser auf. Die bayrischen Herzöge rüsteten sich wieder einmal zum Überfall auf die begüterte Stadt und nahmen zum Vorwande das im 13. Jahrhundert verpfändete Schuldheißenamt, das sie nun auslösen zu wollen erklärten. Seltsamerweise hatten sie Anhänger in der Stadt, auch ein Beweis, daß die einst heiß erstrebte Reichsunmittelbarkeit nicht mehr als das selbstverständlich höchste Gut erschien. Nun aber verhängte der Kaiser nicht nur die Reichsacht über den Herzog, sondern er rückte mit einem Heer heran, um die Schuldigen zu strafen, wie einst zu König Konrads oder König Heinrichs Zeit. Und doch war es nicht dasselbe; denn Maximilian kam nicht nur als Kaiser, sondern auch, und vielleicht sogar noch mehr als Herzog von Österreich, der nicht vergaß, daß Bayern einst einen Teil der Markgrafschaft des Ostens gebildet hatte. Für diesmal mußte Albrecht sich beugen; er gab der Stadt das Schuldheißenamt zurück, behielt sich jedoch den Blutbann als einen Zipfel vor, an dem er die Stadt einmal wieder an sich ziehen könnte. Dem Kaiser genügte die Wiederherstellung der alten Verhältnisse nicht; um einem erneuerten Abfall vorzubeugen, so sagte er, drängte er der Stadt einen Vertreter auf, dem er den Titel eines kaiserlichen Reichshauptmanns gab. Die Stadt hatte sich das gefallen lassen; als aber nach dem Tode des neuen Beamten ein anderer erschien, Ritter Thomas Fuchs von Schneeberg, kam es zum Aufruhr, dem ein greises Haupt zum Opfer fiel. Der Ratsherr Wolfgang Lyskirchen, dessen Vater Hans, einem alten Kölner Patriziergeschlecht angehörig, sich erst vor einigen Jahrzehnten in Regensburg angesiedelt hatte, wurde, weil er zum Kaiser hielt, gefoltert und gehenkt. Im folgenden Jahre rächte ihn der Kaiser, indem er einige von den Aufrührern hinrichten ließ; unter ihnen befand sich ein kunst- und ehrenreicher Mann, Wolfgang Koritzer, der seit

zwanzig Jahren als Baumeister am Dom tätig war. Sein Großvater, Meister Wenezla oder Wenzel, vielleicht aus Böhmen gebürtig, kam im Beginn des 15. Jahrhunderts nach Regensburg. Nach seinem Tode, der im Jahre 1419 erfolgte, wurde anfänglich Andreas Engel, der seine Witwe heiratete, sein Nachfolger, dann aber erhielt sein Sohn Konrad Roritzer das Amt und hatte es 27 Jahre lang inne. Dessen Söhne, Mathias und Wolfgang, wurden gleich ihm Dombaumeister und haben dauernde Werke hinterlassen. Mathias schrieb das Buch Von der Fialen Gerechtigkeit und ließ es in eigener Druckerei herstellen, soviel man weiß, der ältesten in Regensburg. Dort erschien auch die Schrift, in welcher Herzog Albrecht von Bayern sich wegen der Unterwerfung Regensburgs zu rechtfertigen suchte. Wolfgang ist der Schöpfer des graziös prächtigen Sakramentshäuschens im Dom; da die Arbeit unvollendet ist, scheint es, als habe der Tod, der den Meister so schrecklich antrat, ihm das Werkzeug aus der Hand genommen.

Die Persönlichkeit des in seinen Unternehmungen sowenig glücklichen Kaisers Maximilian übte eine solche Macht aus, daß die Stadt Regensburg seinen Tod abwartete, um eine Tat zu vollziehen, die ihm mißfällig gewesen sein würde. Es begab sich nämlich eine Abordnung des Rats, zu der auch der berühmte Maler Albrecht Altdorfer, damals Bauherr des Rats, gehörte, in die ummauerte Judenstadt und eröffnete den Vertretern der Judenschaft, daß sie binnen acht Tagen die Stadt gänzlich und für immer zu verlassen habe. Wie in allen Städten, gab es auch in Regensburg eine starke antisemitische Bewegung, die im Reichtum und den Geldgeschäften der Juden ihre Ursache hatte. Viele Bürger waren ihnen verschuldet; war ihnen doch sogar einmal von Böhmen aus eine besonders kostbare Reliquie, ein Partikel vom Kreuz Christi, verpfändet, das ursprünglich dem König Ottokar II. von Böhmen gehört hatte und später von einem Regensburger Bischof ausgelöst und dem Domschatz einverleibt wurde.

Nach dem Abzuge der Juden wurde die ganze Judenstadt, die den Platz zwischen Dom und Obermünster einnahm, samt der in der Mitte liegenden Synagoge zerstört und dem Boden gleichgemacht. Vorher fertigte Altdorfer zwei Aufnahmen von der Synagoge an, die noch vorhanden sind, während ein ihm zugeschriebenes Bild von der Schönen Maria verloren gegangen ist. Da, wo die Synagoge gestanden hatte, erbaute man eine hölzerne Kapelle und schmückte ihr Inneres mit einem Altar und einem Bilde der Madonna mit dem Kinde, für welche man ein Gnadenbild in der Alten Kapelle als Muster benutzte. Auch vor der Kirche wurde eine Maria mit dem Kinde aufgestellt, ein Werk des Baumeisters Michael Ostendorf, Nachfolger des unglücklichen Roritzer.

Das aufsehenerregende Ereignis der Judenvertreibung lockte eine Menge Menschen herbei und führte zu wunderbaren Heilungen Kranker vor dem Marienbilde, so daß ein Wallfahrten entstand, dessen Ergebnis an Geld den Bau einer neuen Kirche ermöglichte. Diese Kirche, an der der Bischof vergeblich einen Anteil zu erkämpfen suchte, prächtig zu gestalten, ließ sich der Rat sehr angelegen sein; sie sollte wohl ein Gegenstück zum Dom werden. Bekannte Meister, darunter Hans Behaim zu Nürnberg, legten Baurisse vor; genehmigt wurde endlich der Vorschlag des Hans Hueber, der sich in Augsburg durch Arbeiten in den modernen Renaissanceformen einen Namen gemacht hatte. Wie großartig die Kirche gedacht war, kann man an dem reizenden, im Rathause aufgestellten Holzmodell studieren; was wirklich entstand, ist immerhin sehr eindrucksvoll und eigenartig durch die gelungene Vermischung von Gotik und Renaissance. Als wesentlich neu springt einem sofort die zentrale Anlage des Baus ins Auge; sie verkündet sichtbar die auch im politischen und sozialen Leben sich vorbereitende Zentralisierung. Als Prediger an die neue Pfarrkirche berief der Rat den Balthasar Huebmaier, einen fanatischen Mann,

der besonders zur Vertreibung der Juden gehetzt hatte; da er früher in Ingolstadt an der Kirche zur Schönen Maria gepredigt hatte, wünschte er, daß der Name auf die neue Kirche übertragen würde, was auch geschah. In seinem ruhelosen Fanatismus wurde er später Wiedertäufer und wurde als solcher in Wien verbrannt.

Zur Zeit der Judenvertreibung und des kirchlichen Neubaus widerhallte schon Europa von den ersten Schlägen der Reformation. Unergründliche, zwiespältige Umwälzung! Etwa 1000 Jahre lang hatte die Zusammenfassung der romanischen, germanischen und slawischen Völker, vornehmlich der ersten beiden, gehalten. Ein Reich war entstanden, das nicht wie das alte römische von einem Mittelpunkt aus regiert wurde, sondern in dem das Leben der Völker, wenn auch die Deutschen die Mitte bildeten und zuerst eine Vorherrschaft, später nur einen Vorrang hatten, auf Zusammenwirkung und gegenseitiger Verständigung beruhte, die allerdings meist erst durch Kämpfe erzielt wurde. Vergeblich hatten Päpste und Kaiser nach Alleinherrschaft, wie man später sagte, nach der Universalmonarchie gestrebt: die Vielheit der regsamen selbstbewußten Kräfte stellte immer wieder einen Ausgleich her. Nun aber zerriß das elastische Netz, in dem Verschiedenartiges so bewunderungswürdig verflochten war, daß die Germanen sich dem Einfluß eines römischen Papstes, die Romanen sich der Macht eines deutschen Kaisers unterwarfen. Die Städte, schon im 14. und 15. Jahrhundert so protestantisch wie sie gotisch waren, lagen oft um der Kaiser und der Reichsfreiheit willen mit ihren geistlichen Herren in Streit, hielten aber doch recht und schlecht miteinander haus; nun rissen sie sich los. Luther, wie sehr er auch in mittelalterlicher Weltanschauung lebte und wie wenig er auch die Wissenschaft überschätzte, denn er war, wie kein anderer Reformator, durchdrungen von der Zwiespältigkeit und Paradoxie der letzten Dinge, hatte doch so viel wissenschaftliche Art zu denken, daß

er in die abgegriffenen, dünngewordenen Symbole hineinschaute, und grade, weil er wußte, daß sie nicht bedeuten, sondern sind, sie erklärte. Es war nicht seine Schuld, daß sie dünn geworden waren, und auch nicht seine Schuld, daß keine Erklärung sie auf die Dauer retten konnte. Die Künstler fingen an, nicht mehr nur heilige Gegenstände und nicht nur für die Kirche zu malen; Altdorfer teilte, wenn er Legenden darstellte, seinen Zauber weniger dem religiösen Vorgang als der in ihn hineinrauschenden Natur mit. Nachdem das Netz an einem Punkte gerissen war, fiel alles auseinander, und die bisher oft gegeneinander, aber doch noch zusammenwirkenden Kräfte standen vereinzelt einander kampfbereit und unversöhnbar gegenüber: Kaiser, Papst, Fürsten, Bauern, Ritter und Städte.

Die vornehmen Geschlechter Regensburgs bekannten sich größtenteils zu der neuen Lehre und hielten in ihren Kapellen den Gottesdienst in der neuen Weise, allen voran die Herren von Stauff von Ehrenfels zu Beratzhausen, Verwandte der Argula von Grumpach, der Freundin Luthers.

Im Anfang des 17. Jahrhunderts starb diese mächtige Familie mit Bernhard von Stauff aus. Ihr Freihaus, der Staufferhof an der Obermünsterstraße, wo zuerst protestantischer Gottesdienst stattfand, brannte gegen Ende des 19. Jahrhunderts ab und an seiner Stelle wurde das Gasthaus Zum grünen Kranz errichtet. Auch viele Geistliche schlossen sich Luther an, besonders die Klosterleute, die von jeher die strenge Zucht ihrer Orden unwillig ertragen hatten. Im Minoritenkloster, wo die Wissenschaft immer gepflegt worden war, waren im Jahre 1543 nur noch vier Mönche, von denen zwei der neuen Lehre anhingen; der Rat richtete dort eine Buchdruckerei ein, aus der die ersten protestantisch-religiösen Bücher hervorgingen. In das Augustinerkloster, das stets unter dem Schutz der Stadt gestanden hatte, verlegte der Rat im Jahre 1524 die städtische Lateinschule und stellte dort einen von Melanchthon empfohlenen Lehrer an. Die auf sumpfi-

gem Grunde erbaute Augustinerkirche wurde 1838 wegen Baufälligkeit abgerissen, bei welcher Gelegenheit ein Teil des Grabsteins von Albrecht Altdorfer zum Vorschein kam, der hier neben seiner Frau begraben wurde. Besonders starken Anklang fand die neue Lehre bei den Dominikanern, die trotz öfterer Reformen schlechte Disziplin zu halten gewohnt waren; der Prior Moritz Fürst entfloh mit der Äbtissin des Klosters Arlesberg, Käthchen Hinzenhausen, und nahm sie in Nürnberg zur Frau. Bis zum Jahre 1626 hatten Protestanten und Katholiken die Kirche gemeinsam inne, dann räumten sie die Protestanten infolge eines Vergleichs. Die Sakristei der Dominikanerkirche bewahrt einen Becher für die Johannes-Minne aus dem 13. Jahrhundert; er trägt als Umschrift die Worte: Trinchd Sent Johans min.

Daß die Bürgerschaft insgesamt protestantisch war, braucht kaum erwähnt zu werden. Trotzdem gelang es der Stadt, mit den habsburgischen Kaisern in gutem Einvernehmen zu bleiben. Im Anschluß an den Kampf Bayerns und Österreichs um Regensburg, der zur Zeit Kaiser Maximilians stattgefunden hatte, begab sich die Stadt nach mancherlei Kämpfen im Jahre 1521 auf ewige Zeit in Österreichs Schutz. Ein innigeres Band als dieses sollte Karl V. mit Regensburg verbinden, da er sich hier in die schöne Barbara Blomberg verliebte und von ihr mit einem Sohn beschenkt wurde. Das hübsche Gesicht des gefeierten Siegers von Lepanto, dem die charakteristischen Eigentümlichkeiten der Habsburger fehlen, trägt vermutlich die Züge der Mutter. Ihre Eltern, Wolfgang und Sibylle Blomberger, besaßen zu jener Zeit ein Haus an der Kramgasse, wo Don Juan d'Austria geboren sein mag. Ihm war nach einem Leben von Bitterkeit unter dem eifersüchtigen Auge seines Stiefbruders, Philipps II., Königs von Spanien, ein großer Sieg, Ruhm durch die ganze Christenheit und früher Tod beschieden. Karl V. pflegte in Regensburg im Gasthaus zum Goldenen Kreuz abzusteigen, einem mit

Turm und Kapelle versehenen großen Hause, dessen erste bekannte Besitzer die Weltenburger waren. Nachdem es durch verschiedene Hände gegangen war, wurde es im 16. Jahrhundert ein Gasthaus. Es beherrscht mit seinem gut erhaltenen, mit Zinnen versehenen Turme noch immer den Haidplatz, wenn es auch durch Umbauten das charakteristische Gepräge des Mittelalters verloren hat. Sonst wohnten die Kaiser meistens im Bischofshof; dort starb Maximilian II. im Jahre 1576 während eines Reichstages, und dort stieg im Jahre 1613 Matthias ab, nachdem er unter einem Baldachin von gelbem Seidendamast, der noch im Rathause aufbewahrt wird, feierlich eingezogen war. Er legte damals mit seiner Gemahlin Anna den Grundstein zu einem Kapuzinerkloster.

Matthias war der letzte von den Kaisern, die in dem Zwiespalt, der durch den mächtigen Aufstieg der neuen Lehre entstanden war, auf Reichstagen und Kurfürstentagen zu vermitteln suchten; immer stärker wurde der Widerstreit der Kräfte und führte zu dem entsetzlichen Kriege, der das alte Reich in Stücke schlug. Regensburg sah den für seine Zukunft so bedeutungsvollen Kurfürstentag, auf welchem Ferdinand II. nach der siegreichen Schlacht am Weißen Berge bei Prag, den Herzog Maximilian von Bayern für ihn errungen hatte, dem Pfalzgrafen Friedrich die Kurwürde nahm, um sie auf Bayern zu übertragen. Im Jahre 1630 folgte der verhängnisvolle Reichstag, auf dem der Kaiser sich dazu entschließen mußte, Wallenstein der Eifersucht der Fürsten zu opfern. Bei dieser Gelegenheit wurde die Kaiserin Eleonore im Dome gekrönt.

Zu demselben Reichstage traf ein größerer Mann als die versammelten Potentaten und Herren ein, Johannes Kepler, ein unscheinbarer Reisender, der hoffte, die rückständigen Geldsummen zu erhalten, die er aus der Zeit, wo er im Dienst Kaiser Rudolfs stand, zu beanspruchen hatte. Anstatt dessen fand er in Regensburg den Tod. Er nahm sein

Quartier in einem Hause, das an das turmbewehrte Haus Zum Blauen Hecht, schon seit dem 16. Jahrhundert Gasthaus, angrenzt. Vielleicht drang von der Donau her der Lärm des geschäftigen Hafens bis an sein Krankenlager und spielte fremdartig in seine letzten Gesichte und Gedanken. Er wurde auf dem Friedhof der Protestanten bei dem ehemaligen Kloster Weih St. Peter begraben, das im Schmalkaldischen Kriege behufs besserer Befestigung abgebrochen war. Das Grab, an der Mauer gelegen, wurde bei der bald danach erfolgenden Belagerung verschüttet, und konnte, als man später danach forschte, nicht mehr aufgefunden werden.

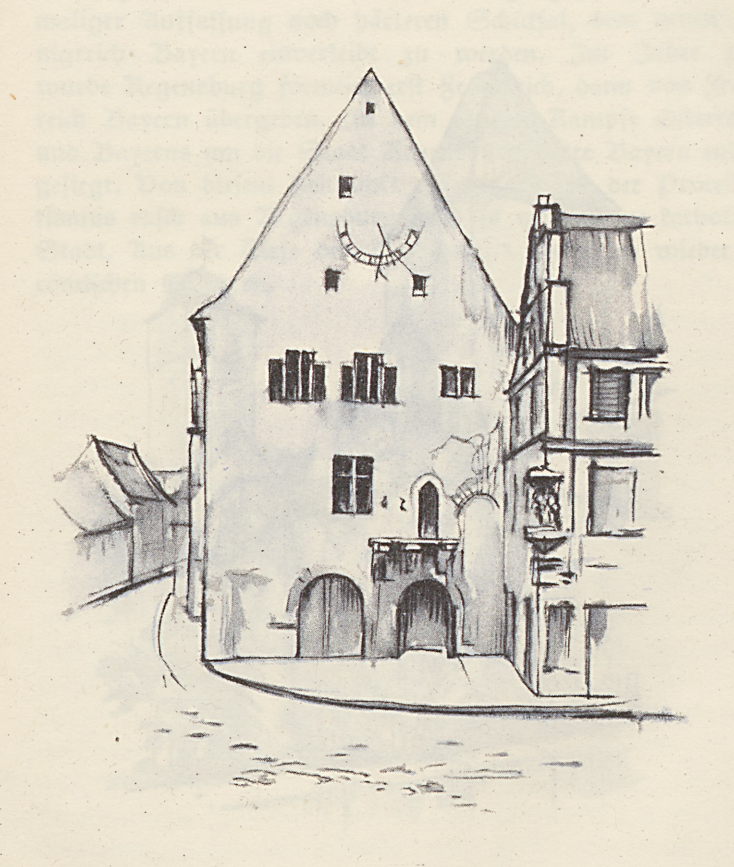
Bald flutete eine protestantische, bald eine katholische Welle über Regensburg hin. Im Jahre 1635 wurde der unglückliche Schaffgottsch, als Anhänger Wallensteins, in Regensburg gefoltert und enthauptet, im selben Jahre Ferdinand III., weil in Frankfurt die Pest herrschte, im Regensburger Dom gekrönt. Bei Gelegenheit eines späteren Reichstages nahm er teil an einer Fronleichnamsprozession; es war derselbe, den der verwegene Banér, unversehens vor die Stadt rückend, mit seinen Kanonenschüssen erschreckte.

Mit dem Ende des Kriegs war des Reichs und Regensburgs große Zeit dahin; aber wie für das Reich, wurde auch für Regensburg ein Gerüst gezimmert, sie von allen Seiten stützend, so daß es einem oberflächlichen Blick erscheinen konnte, als stünden sie noch in Glanz und Kraft. Im Jahre 1664 wurde Regensburg zum Sitz des beständigen Reichstages ernannt, nachdem der Magistrat vor Kaiser Leopold I. im Bischofshof, die Bürgerschaft auf dem Platze vereidigt war. So war Regensburg wieder eine Art Kapitale des Reichs geworden; aber Reich und Kapitale erstarrten in ihren Klammern, indes neue Mächte sich reckten und breit machten. Das letzte Geschäft des Reichstages war, unter dem Drucke des französischen Kaisers und seiner Kreaturen den Reichsdeputationshauptschluß zu unterschreiben, durch

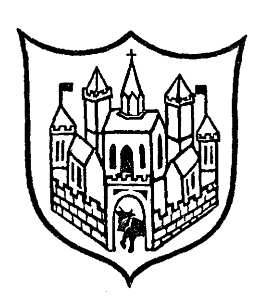
welchen die weltlichen Reichsstände, das heißt die Fürsten, für die auf dem linken Rheinufer verlorenen Länder durch geistliches und reichsstädtisches Gebiet entschädigt wurden. Regensburg fiel wie Frankfurt an den Koadjutor des letzten Erzbischofs und Kurfürsten von Mainz, den Freiherrn von Dalberg. Das war aber nur der Übergang zu dem nach damaliger Auffassung noch härteren Schicksal, dem neuen Königreich Bayern einverleibt zu werden. Im Jahre 1810 wurde Regensburg förmlich erst Frankreich, dann von Frankreich Bayern übergeben. In dem langen Kampfe Österreichs und Bayerns um die Stadt Regensburg hatte Bayern endlich gesiegt. Von diesem Zeitpunkt an verschwand der Protestantismus rasch aus Regensburg, und es wurde eine katholische Stadt. Aus der Tiefe der Erde heraus herrschten wieder die römischen Quadern.



Ochsenfurt
Pulverturm und oberer Torturm



Ochsenfurt
Altes Rathaus



Ochsenfurt

Wenn man, den Main hinunterfahrend, sich Würzburg nähert, sieht man ein Städtchen liegen wie eine Festung, viereckig mit einem Turm an jeder Ecke; das ist Ochsenfurt. Hohe, gestufte Giebel ragen daraus hervor, Bollwerke, Türme und wieder Türme; so klein es ist, es ist ein Städtchen im Harnisch, ein harter Bissen für den Feind. So unentstellt tritt einem selten das Wesen mittelalterlicher Städte entgegen, Wehrhaftigkeit und Geborgenheit; wer darin war und dazu gehörte, mochte das böse Leben draußen toben lassen und ruhig schlafen.

Der Marktplatz in der Mitte des Ortes ist die Erweiterung der Hauptstraße, die ihn vom Oberen Torturm bis zum Klingenturm führend durchquert; er ist auf einer Seite durch das Rathaus abgeschlossen. Dies, zu Ende des 15. Jahrhunderts errichtet, ist eine Welt im kleinen, indem es Menschliches und Kosmisches, Himmlisches und Städtisches, was für den Bürger wichtig war, zur Anschauung bringt. Die dem Platz zugewendete Längsseite ist durch ein beschiefertes Türmchen geteilt, das nach oben und nach unten eine Spitze hat; die obere, höhere, mit vier winzigen Ausbauten geschmückte, überragt das Dach. Am Turmkörper befindet sich eine Uhr, die zugleich eine bunte, sinnreiche Verzierung ist. Zwei Zifferblätter zeigen die Stunden, das Datum und den Stand des Mondes an. Darunter steht mit Pfeil und Sand-

uhr der Tod, der, wenn die Stunde schlägt, mit dem Kopfe nickt, den Pfeil hebt und die Sanduhr umdreht. Unter dem Gerippe erscheint ein bärtiger Kopf mit offenem Munde an einem offenen Fenster: der Bürgermeister, der zu seiner Gemeinde spricht. Beim Stundenschlage öffnen sich oberhalb zwei kleine Butzenscheiben, aus denen zwei Ratsherren den Kopf strecken, um ihm zuzuhören. An der oberen und unteren Turmspitze erscheinen zwei beim Stundenschlage sich stoßende Ochsen und die Rathausjungfer, die ein Farbenschild vorzeigt und sich verneigt. Die Ochsen deuten auf das Wappen der Stadt, das außerdem noch schön gefaßt an der Mauer angebracht ist: ein Ochse, der, nachdem er den Main durchwatet hat, eben das Ufer betritt. Das Uhrwerk, das mit dem Stundenschlage dies ganze Theater in Bewegung setzt, wird durch einen gewaltigen Stein angetrieben. Der Unterbau des Rathauses wird durch unsymmetrisch gestellte Türen und Fenster und durch eine Freitreppe mit reizend gearbeitetem Geländer gegliedert. Unten auf dem Geländer, augenscheinlich im Begriff hinaufzuklettern, sitzt ein winziger Löwe, wie ein Frosch anzusehen, mit verwegenem Gesicht. An der Ecke darüber steht auf gotischer Konsole eine Madonna, deren liebliche Hoheit an Tilman Riemenschneider denken läßt; eine Inschrift daneben mahnt in lateinischer Sprache den Wanderer, der des Weges kommt, die Jungfrau, Hoffnung der Menschen und Zierde des Himmels, zu grüßen, ehe er weiterzieht.

Er erblickt nach einigen Schritten zur Linken auf einer Plattform, zu der eine breite Treppe hinaufführt, die Pfarrkirche Sankt Andreas mit romanischem Turm und gotischem Schiff. Es ist Pfingsten, die Glocken läuten, Sonnenschein und Frühlingsglanz überströmt die Straße. Aus der Kirche, deren Portale geöffnet sind, schwingt sich der süße Klagechor des Agnus Dei. Sie ist voll von Andächtigen, durch den Weihrauchnebel, der den Hochaltar verhüllt, flammen die Kerzen wie rötliche Sterne, an den Pfeilern schweben

ernste Figuren. Der Raum leuchtet warm von der Bemalung, die an die Stelle häßlicher Tünche des 18. Jahrhunderts getreten ist. Neben der Pfarrkirche steht im ehemaligen Totenhofe die Michaeliskapelle, dem Erzengel geweiht, der als Führer der Toten galt. In der unteren Kapelle war das Beinhaus, in der oberen wurden die Exequien gehalten. Ihrer düsteren Bestimmung entsprechend ist auf dem Tympanon das Jüngste Gericht dargestellt. Ein reichverzierter Kielbogen flicht einen Kranz von Schönheit um das tragische Symbol.

Das Ende des Platzes bezeichnet das alte Rathaus, ein schmuckloser, imposanter Giebelbau. Die großen Akkorde der Verhältnisse lassen an diesem kleinen Ort alles gewaltig erscheinen. Gewaltig ist besonders die einstige Residenz des Würzburger Domkapitels, mit der Stadtmauer und ihren Türmen zu einer Gruppe und zu einem Teil der Befestigung zusammengewachsen. Das Hauptgebäude ist auf den breiten Treppengiebeln durch ein Bild des heiligen Kilian und einen wappentragenden Löwen bezeichnet. An einer anderen Stelle ist der Mauer das Hirtenhaus angebaut, eigentlich ein Turm mit Fachwerkgiebel und Satteldach, das zuerst vom Stadtgänsehirten, dann vom Totengräber bewohnt wurde. Fast alle die Gebäude, die als bemerkenswert auffallen und den Charakter der Stadt bestimmen, sind Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts entstanden, nur die Kirchen sind teilweise älter. Besiedelt war jedoch der Ort schon im 8. Jahrhundert; denn man weiß, daß der heilige Bonifatius im Jahre 725 die heilige Thekla als Oberin eines Frauenklosters nach Ochsenfurt schickte. Ferner weiß man, daß Gotzbald, Kanzler Kaiser Ludwigs, vielleicht Erbe der Gaugrafen, die hier saßen, um 840 in Ochsenfurt eine Kirche baute. Edle Geschlechter, die Eyring, Sonderhofen, Wolkshausen, besonders aber die von Seinsheim und die von Hohenlohe waren hier begütert. Die Güter der Seinsheim kamen durch Kauf oder Schenkung an das Würz-

burger Domkapitel, die der Hohenlohe an das Kloster Tückelhausen. Man weiß nicht genau, wie die Herrschaft über die Stadt an den Bischof von Würzburg kam; nachdem sie schon mehrmals dem Domkapitel verpfändet war, verkaufte sie ihm Bischof Mangold 1295 um 4000 Pfund Heller.

Als Vertreter des Domkapitels saßen in Ochsenfurt Stadtschultheißen oder Amtmänner. Sie führten im Rat, der von der Bürgerschaft gewählt wurde, den Vorsitz und hatten eine entscheidende Stimme bei der Wahl der Bürgermeister; aber es gab auch Fälle, wo sie im Dienste der Stadt wirkten. Der Rat besetzte wie überall die Ämter. Vom städtischen Gericht ging die Berufung an das Domkapitel, die Malefizsachen hatte das sogenannte Zentgericht, dessen Urteile vom Fürstbischof bestätigt werden mußten. Es war zusammengesetzt aus dem vom Fürstbischof bestellten Zentgrafen oder Zentschreiber, der zugleich Stadtschreiber war, und aus vierzehn Schöppen, von denen Ochsenfurt zwei, andere benachbarte Orte je einen stellten. Den Stadtschreiber ernannte der Rat, doch durfte er es im 17. Jahrhundert nicht ohne Vorwissen des Domkapitels tun. Auch die Verwaltung wurde vom Domkapitel beaufsichtigt, das zu diesem Zweck jährlich einmal zwei Abgeordnete schickte.

Ihre Blüte dankte die Stadt der fränkischen Sonne und der Rebe. Es wurde in Ochsenfurt kein Ackerbau getrieben; auf das Aushauen eines Weinbergs zum Zweck der Gewinnung von Ackerland stand Gefängnisstrafe. Die Weinkultur reicht bis ins 8. Jahrhundert zurück und wurde als Quelle des Wohlstandes vom Rat überwacht. Jedes Jahr begab sich der Bürgermeister mit Sachverständigen in die Weinberge, um die Güte und den Ertrag der Ernte zu schätzen und den Herbstanfang zu bestimmen. Im Beisein eines Abgeordneten vom Domkapitel wurde sodann die Herbst- und Zehnt-Ordnung verkündet, denn das Domkapitel hatte das Recht auf eine gewisse Abgabe an Wein. Diejenigen Domherren, die das Einsammeln des erwünschten Zehnten be-

aufsichtigten, wurden Herbstherren genannt und veranstalteten nach der Lese Gastereien, die wahrscheinlich in der von einer einzigen Säule getragenen Halle im Erdgeschoß der Residenz stattfanden. Dabei ging das zweiundeinhalbe Maß fassende Trinkgefäß um, das die Form einer Eule hatte und deshalb Kauz genannt wurde. Im Jahre 1611 verordnete der Herbstherr Konrad Ludwig von Zobel, daß jeder, der den Kauz geleert habe, sich in das dazu bestimmte Kauzenbuch einschreiben müsse, was auch so gehalten wurde. Zur Zeit der Säkularisation ist der Kauz von Ochsenfurt verschwunden. Nebst dem Weinbau wurde etwa noch Obstzucht betrieben, erst im Beginn des 18. Jahrhunderts wurde den Besitzern von Weinbergen erlaubt, Vieh zu halten. Mit dem Wein wurde ins Ausland gehandelt, daneben auch mit Holz; der Handel mit Holz sowie der mit Salz waren Monopol des Rats. Es gab ein Marktschiff, das den Verkehr mit Würzburg und von da nach Frankfurt besorgte. Das Privilegium der Würzburger Schiffahrt schenkte Fürstbischof Echter dem von ihm gestifteten Spital.

Wie selbständig die Ochsenfurter trotz der Herrschaft des Domkapitels waren, erhellt daraus, daß fast die gesamte Bürgerschaft mit Einschluß des Rats zur Zeit der Reformation die neue Lehre annahm. Es kam vor, daß selbst der Stadtschultheiß lutherisch war, wie denn das Domkapitel selbst, soweit es nicht gleichgültig war, dem Luthertum zuneigte. Erst unter dem Fürstbischof Echter von Mespelbrunn wurde die Katholisierung mit Ernst auch in Ochsenfurt betrieben. Wer von den Jesuiten nicht schon bekehrt war, wobei der deutsche Schulmeister die größte Mühe gemacht hatte, der unterwarf sich dem Fürstbischof, der im Jahre 1595 in Person nach Ochsenfurt kam, um das Werk zu vollenden. Nur eine Frau, die Ehefrau des Bürgers Mathias Wunderer, gab nicht nach und mußte abziehen. Zwei Ratsherren, Eiselin und Segnitz, hatten schon vorher die Stadt verlassen. Natürlich war die vom Schrecken durch

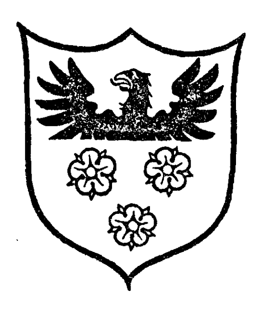
die oberherrliche Erscheinung eingejagte Bekehrung nur oberflächlich gewesen; aber die Jesuiten sorgten dafür, sie zu befestigen. Im Jahre 1603 wanderte der Schulmeister Sebastian Kurz als letzter Lutheraner aus.

Mit der Hexerei wollte es in Ochsenfurt nicht recht fort. Einmal, als es lange hintereinander schlechtes Wetter war, entstand wie so oft in ländlichen Orten in den geplagten Bürgern die verzweifelte Hoffnung, es möchte durch Verbrennung einiger Hexen endlich besser werden. Nach langem Harren hatte ein Schusterjunge namens Hannes Götz endlich ein Einsehen und bekannte sich freiwillig der Hexerei schuldig. In Ansehung seiner blühenden Jugend wurde er nicht verbrannt, sondern mit dem Schwerte gerichtet. Nachdem so der Anfang gemacht war, ging es zehn Jahre lang weiter, bis der Einfluß Spees im Würzburgischen eine Wendung herbeiführte.

Man denkt etwas milder über den Hexenwahn, wenn man sich vorstellt, das schlechte Wetter habe ihn veranlaßt, vor allen Dingen in Ochsenfurt. Regengüsse, trüber Himmel, flaues Licht gehören so durchaus nicht hierher, daß man sie wohl den Intrigen des bösen Feindes zuschreiben möchte. Ein anrollendes Gewitter, ein Sturm mit Trommeln und Pfeifen kann diesen gezackten Giebeln anstehen, nicht das schleichende, schmierige, schlechte Wetter. Was den Reben des Maintales gebührt, ist Sonnenfeuer und kosende Luft. Geht man an einem solchen Tage über die steinerne Brücke, an deren Eingang das Schlößchen steht, auch Kämmerlein oder Bürglein genannt, letztes Überbleibsel der Burg, aus der im Jahre 1338 der tapfere Amtmann Erkinger von Seinsheim ausfiel und den nächtlichen Überfall des Ritters Luitpold, Küchenmeisters von Nordenburg, abwehrte, und schlägt den Weg nach Frickenhausen ein, so glaubt man zu träumen. Am voll und gleichmäßig fließenden Main entlang wandert man unter den Flügeln der Heiligen. Am Wegesrande steht das Bild der trauernden Gottes-

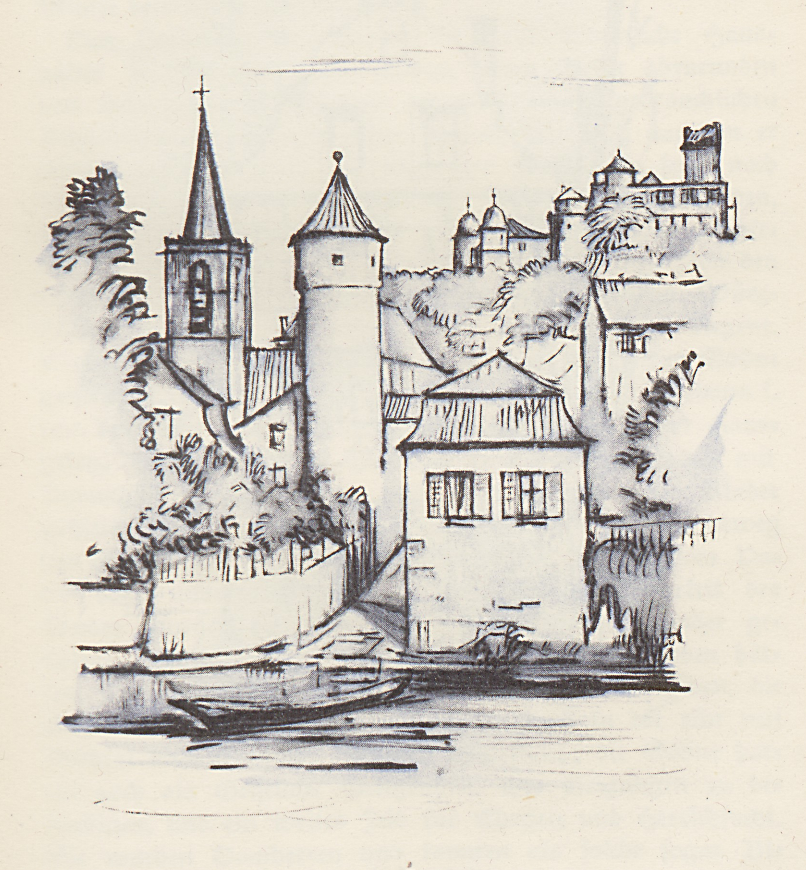
mutter mit dem toten Sohn auf den Knien zwischen zwei seltsam verschnörkelten Bäumen, die aussehen wie die Kreuze, an denen die Schächer hängen. Weiterhin kommt ein Wegkreuz, auf dem die Dreifaltigkeit dargestellt ist: Gott Vater wie Zeus mit einem edlen Ausdruck der Trauer im herrlichen Antlitz und der Sohn am Kreuz mit schönem, schlankem, gotischem Leib. Rückblickend sieht man Ochsenfurt aus Gebüschen steil aufragen, eine Wohnstätte ritterlicher Geschlechter. Der junge Mann, der uns mit festen Schritten entgegenkommt, könnte wohl der Schmied sein, von dem die Sage erzählt, und dessen Haus an der Hauptstraße wir gesehen haben. Hans Stock, der blonde Schmied, verließ seine Vaterstadt und zog nach Italien, um in Konradins Heer zu kämpfen; denn Ochsenfurt war wie die meisten Städte kaiserlich. Indessen als er unten ankam, war das Haupt des letzten Hohenstaufen schon gefallen, und die erschreckte Kriegerschar befand sich in großer Bedrängnis. Da stellte sich der Schmied an die Spitze der Führerlosen, die ihm um so lieber gehorchten, weil er dem Konradin glich, und steuerte sie glücklich durch alle Feindseligkeiten über Flüsse und Gebirge heim. Das Haus, das er bewohnt haben soll, stammt zwar so, wie es ist, aus einem späteren Jahrhundert; das beweist nicht, daß er nicht an derselben Stelle seinen Hammer schwang und sein Schwert schärfte. Stand auch die Wolfgangskapelle noch nicht, so brachte er sein Pferd doch dahin, wo seine heidnischen Vorfahren ihre Rosse in Wodans Hut stellten, und wo man sie später dem Erzengel Michael zuführte, um sie segnen zu lassen. An der Mauer, die den Kirchhof der Wolfgangskapelle umgibt, befinden sich noch die Ringe, wo die Pferde nach dem Umritt angebunden wurden.

Auf dem Papier lassen sich solche Träume träumen, auf der Landstraße zwischen Würzburg, Ochsenfurt und Frickenhausen zerreißen sie an schönen Tagen vorüberrasselnde Autos und Motorräder. Sie hätten den Göttersegen nötiger als die Pferde; aber es gibt keinen Gott für die Maschinen.



Wertheim

Die Grafen von Wertheim gehörten zu den angesehensten Dynasten des Frankenlandes, wahrscheinlich waren sie mit der konradinischen Herzogsfamilie verwandt, von der einer als Konrad I. römischer König wurde. Stolz auf ihre Reichsunmittelbarkeit verschmähten sie es, Diener der Bischöfe von Würzburg zu werden, die sich als Herzöge mit den den Erzämtern der Kaiser entsprechenden Ämtern umgaben. Erst im 14. Jahrhundert, später als alle andern, ließen sich die Grafen von Wertheim dies Lehen gefallen. Um ihre Unabhängigkeit kundbar zu machen, legten sie sich den Titel „von Gottes Gnaden" bei, den Vasallen nicht führen durften. Es scheint, daß in einer frühen Zeit Wertheim den Bischöfen gehört hatte, denn sie beanspruchten stets ein Drittel des Zehentgerichts; das bot natürlich Anlaß zu Entzweiungen und machte die Beziehungen zwischen den Grafen und den Bischöfen, die zugleich Herzöge von Franken waren, dornig; zuweilen arteten sie in offenen Kampf aus. Treu hielten sich dagegen die Grafen zu den Kaisern, anfangs zu den Hohenstaufen, später zu den Habsburgern und Luxemburgern. Kaiser Albrecht erteilte der Stadt Wertheim alle Rechte und Privilegien der Stadt Frankfurt, Ludwig der Bayer befreite sie von den Ansprüchen der Bischöfe, Karl IV. verlieh dem Grafen Rudolf das Privileg, daß er von niemandem außer vor dem Kaiser wegen Judenschulden sollte belangt



Wertheim
Kittsteintor



Wertheim
Haus Götzelmann

werden können. Eberhards Anhänglichkeit an Karl war so groß, daß er seinen wichtigsten Allodialbesitz, Schloß und Stadt Wertheim, von ihm zu Lehen nahm, weil der Kaiser die Eigenheit hatte, daß er auf der Reise von Prag nach Frankfurt stets an eigenen Orten übernachten wollte. Als Entgelt dafür gab der Kaiser dem Grafen mehrere, Zoll und Münze betreffende Privilegien.

Das Bestreben der Grafen, die meist ordentliche Haushalter waren, ging früh dahin, ihren Besitz abzurunden und zusammenzuhalten, was bei der damals gebräuchlichen Kindermenge nicht leicht war. Rudolf II., dem, nachdem er schon gefürchtet hatte, der Letzte der Familie zu sein, noch drei Söhne von seiner zweiten Frau geboren wurden, nannte alle drei Rudolf, zum Zeichen, daß sie gemeinschaftlich regieren, gleichsam nur eine Person sein sollten. Von den dreien starb einer, ein anderer wurde Chorherr im Würzburger Domstift, der dritte wurde der eigentliche Regent. Er hielt es mit der Nachfolge so, daß er vier seiner Söhne geistlich werden ließ, ebenso zwei seiner Töchter. Johann I. mit dem Bart, der 1373—1407 regierte, machte zum Hausgesetz, was inzwischen Gebrauch geworden war, daß mit Ausnahme eines Sohnes und einer Tochter alle Kinder geistlich werden mußten, und zwar sollte nicht schlechtweg der älteste Sohn Landesherr werden, sondern der vom Vater dazu auserwählte. Dem Zweck der Unteilbarkeit des Landes wurden die persönlichen Interessen der Kinder geopfert, ohne daß sie, wie es scheint, Einspruch erhoben hätten. Opfer war es zwar hauptsächlich für die Mädchen, die aber wohl wissen mochten, daß ihnen auch in der Ehe viel Mühsal und allenfalls Jammer bevorstand; die Söhne hatten auch als Geistliche Gelegenheit, ihre Neigungen zu befriedigen, und ein weites Feld für Ehrgeiz und Herrschsucht. Sie wurden Domherren und konnten als solche sogar Bischöfe von Würzburg und dadurch Herzöge von Franken werden. Das häufige Erscheinen junger Wertheimer Gra-

fen im Würzburger Domkapitel, das den Bischöfen öfter feind als freund war, gab neuen Anlaß, diese zu den selbstbewußten Dynasten in Gegensatz zu bringen. Zum offenen Kampfe kam es, als Johann von Brunn Bischof wurde und sich durch Gewalttätigkeit und Verschwendung sowohl beim Kapitel wie bei der Stadt verhaßt machte. Von allen Seiten gedrängt, nahm der Fürst widerwillig den Grafen Johann von Wertheim, der Domherr war, zum Koadjutor an, einen, wie es heißt, feinen, klugen und rechtlichen Mann, dem damit die Aussicht eröffnet wurde, Brunns Nachfolger zu werden. Als er plötzlich starb, traute man dem Bischof zu, daß er den unwillkommenen Aufseher vergiftet habe. Das Kapitel besetzte die erledigte Stelle mit dem jüngeren Bruder des Verstorbenen, der auch den Mut hatte, sie anzunehmen; darüber kam es zwischen den Grafen und dem Bischof zum Kriege.

Als mit Johann III. im Jahre 1497 die ältere gräfliche Linie ausgestorben war, fiel Wertheim an die jüngere, die Johann I. mit dem Bart gegründet hatte, und die durch Michael II. vertreten war, der nun wieder den gesamten Besitz in einer Hand vereinigte. Sein Sohn Georg II., dem er zu seinen Lebzeiten, da er sich alt fühlte, die Regierung übertrug, war ein heftiger Gegner Luthers; er war aber augenscheinlich ein nachdenklicher Mann, beschäftigte sich ernstlich mit den die Nation so sehr erregenden Fragen und wandte sich endlich der neuen Lehre ganz und gar zu. Nicht nur aus Not, sondern wohl auch aus Überzeugung nahm er, als die aufständischen Bauern die Grafschaft betraten, ihre zwölf Artikel an, die in der Hauptsache dem Evangelium und menschlicher Billigkeit entsprachen. Freiwillig schloß er sich ihnen an und zog mit ihnen vor Würzburg, wobei er es versäumte, was seinen Standesgenossen auf der Gegenseite als unerhört auffiel, dem Bischof einen Fehdebrief zu schicken. Dies Beiseitesetzen der Ritterehre läßt sich vielleicht so erklären, daß man damals wie heute

an eine Weltwende glaubte, die alles bisher Gültige weggeschwemmt habe. Noch bevor es zur Katastrophe kam, zog sich Georg, den auch die langen Verhandlungen ungeduldig machten, und der den Glauben an einen guten Ausgang verloren haben mochte, vom Kampfe zurück. Zur Rechenschaft gezogen wurde er nicht. Fünf Jahre nach der Revolution starb er, erst dreiundvierzig Jahre alt; ein Jahr vor seinem Tode hatte ihm seine zweite Frau, die Tochter eines Schenken von Limpurg, einen Sohn geboren, der der Letzte seines Geschlechts wurde. Georgs Vater, Michael II., lebte noch und übernahm die Regierung wieder, starb aber schon im folgenden Jahre. Michael III. wuchs im evangelischen Glauben auf. Begleitet von seinem Onkel von Limpurg bezog er als Jüngling die Universität Wittenberg, wo er mit Luther, Melanchthon und anderen Reformatoren, an die er empfohlen war, umging. Seine Begabung, seine Bescheidenheit und sein feines Benehmen machten ihn beliebt; besonders Melanchthon nahm sich seiner wie ein Vater an. Sobald er selbständig handeln konnte, bekannte er sich öffentlich zum Evangelium, wobei er sich mit der Stadt Wertheim, die schon ganz lutherisch war, in Übereinstimmung befand. Er starb siebenundzwanzigjährig, und sein einziges Kind, eine Tochter, folgte ihm nach ein paar Tagen. Die Gepflogenheit, alle Söhne mit Ausnahme eines einzigen geistlich werden zu lassen, hatte sich insofern als der Familie nachteilig erwiesen, als dadurch die Zahl der Nachkommen sehr beschränkt wurde.

Durch des letzten Grafen Witwe, die eine Stolberg war, ging das Erbe zuerst an diese Familie, dann an die Löwenstein über, die aus der Ehe des Kurfürsten Friedrichs des Siegreichen von der Pfalz mit der Augsburger Bürgerstochter Klara Dettin stammten. Sie wurden von den Kaisern mit Ehren überhäuft; die jüngere Linie, die wieder katholisch geworden war, wurde im 18. Jahrhundert, die ältere im Anfang des 19. Jahrhunderts gefürstet.

Sehr oft ist einer Familie ein in den Hauptzügen gleichbleibender Charakter eigentümlich. Die Grafen von Wertheim haben sich im allgemeinen durch Tüchtigkeit, Besonnenheit, Gerechtigkeit und wohlwollende Gesinnung ausgezeichnet, ohne gerade außergewöhnlich zu sein. Sie waren kirchlich im Sinne ihrer Zeit, Poppo I. machte einen Kreuzzug mit und gründete eine Reihe von Kirchen und Klöstern. Zu ihrer letzten Ruhestätte wählten sie das Chor der Marienkirche von Wertheim, das mit ihren Grabmälern angefüllt ist. Das schönste stellt Johann I. mit dem Bart zwischen seinen beiden Frauen Margarete von Rieneck und Uta von Teck dar, zwei züchtig anmutigen, schwesterlichen Gestalten; außerdem ist er noch als Einzelfigur vorhanden, streng und starr, die Fahne in der Hand. Die sinnvolle Würde der gotischen Denkmäler wird leider erdrückt durch mehrere breitspurige Renaissanceumrahmungen. Die Gestalten indessen der Katharina von Stolberg und ihrer beiden Männer, des letzten Grafen von Wertheim und des Grafen von Eberstein, sind von sympathischer Lebendigkeit.

Ihrer Stadt Wertheim gegenüber scheinen sich die Grafen durchgehend wohlwollend verhalten zu haben. Sie suchten die Kaiser für sie zu interessieren und statteten sie auch selbst mit Privilegien aus, wie zum Beispiel, daß die Bürger nur vor dem Stadtgericht Recht nehmen und geben sollten. Daß Bürgermeister und Rat die Verwaltung selbständig handhabten, versteht sich von selbst; aber sogar den Blutbann erwarben sie mit einer jährlichen Abgabe von tausend Gulden. Ihre Wohlhabenheit, die ihnen das ermöglichte, verdankte die Stadt der Tätigkeit, auf die ihre Lage am Zusammenfluß von Main und Tauber sie hinwies: es wurden hauptsächlich Fischerei, Schifferei und Weinbau getrieben, wozu der Handel mit Wein und Tuch kam. Die Grafen unterstützten die Betriebsamkeit der Bürger unter anderem durch eine Vereinigung, die sie in der Mitte des 14. Jahrhunderts mit dem Bischof von Würzburg, dem

Burggrafen von Nürnberg und einem Herrn von Hohenlohe abschlossen mit Bezug auf das sichere Geleit von Kaufmannsgütern, so daß die Kaufleute jeweils von dem beteiligten Herrn, in dessen Gebiet sie durch Wegelagerei geschädigt waren, Ersatz bekamen.

Die exorbitanten Ausplünderungen und Schatzungen des Dreißigjährigen Krieges zerstörten diese glückliche Blüte. Aus dem, was noch erhalten ist, kann man jedoch immer noch den Charakter einer selbstbewußten, gemütlich und reichlich lebenden, kunstsinnigen Bürgerschaft ablesen. Die anmutig geschwungenen Straßen scheinen die Art ihrer Bewegung von Tauber und Main angenommen zu haben, zwischen deren schlängelnden Biegungen sie hinziehen. Dem geräumigen, burgähnlichen Rathaus gegenüber liegt das zierliche Doppelhaus der Vier Gekrönten, andere durch lustige Baueinfälle ansprechende Fachwerkhäuser schließen sich an, auf die Kirche zudrängend. Deren Schlichtheit belebt ein gotischer Portalvorbau und ein ebensolcher Erker, Kleinodien von auserlesener Zierlichkeit. Der Stadtkirche gegenüber erhebt sich die reichere Kilianskapelle, ursprünglich als Beinhaus, im 17. Jahrhundert als Schule verwendet; wie ein Ziergürtel umgibt ihren Unterbau ein von reizenden Arabesken durchbrochener Umgang.

Vom Kirchplatz aus steigt der Weg bergan zur Burg, einer der größten in Deutschland, die durch die baulustigen Grafen von einer zweckdienlichen Befestigung allmählich zum fürstlichen Wohnhaus erweitert wurde. Im Dreißigjährigen Kriege zusammengeschossen, ragt sie doch noch mit schönen und gewaltigen Gliedern aus den Trümmern hervor.

Dem Schlosse gegenüber auf der anderen Seite der Tauber krönt seit dem Jahre 1520 der städtische Friedhof eine niedrigere Anhöhe. In seine Mauer eingebaut sind alte Grabsteine, die unsere Vorstellung von dem Reichtum und der Kultur der Wertheimer Bürgerschaft ergänzen. Die Denksteine der Rank, Rüdiger, Leutwein, dick von Epheu und

anderem Schlingkraut umwuchert, sind von namhaften Künstlern gemacht. Die Reihen der neu hinzugekommenen Gräber begrenzend, über deren Kreuzen Blumen blühen und Bienen summen, stehen die Mäler der Ahnen da als Zeugen einer Zeit, wo Leben und Sterben härter war, aber tiefer als heute in die Ewigkeit eingetaucht.



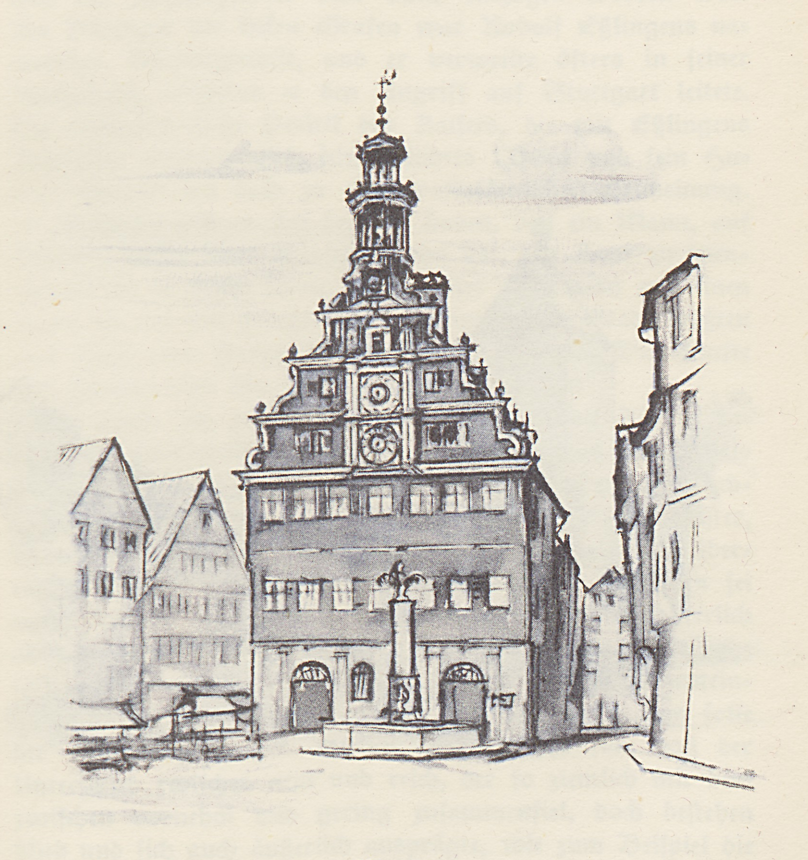
Eßlingen

Auf einem der Neckarberge im Herzogtum Schwaben lag die Burg Wirtenberg, nach der sich ein Grafengeschlecht nannte, das im 11. Jahrhundert in der Geschichte auftaucht. Es waren tätige und sparsame Leute, die die Umstände zu benutzen wußten, um ihren Güterbesitz zu vermehren. Als die Hohenstaufen die Kaiserwürde erlangten, schlossen sie sich ihnen an und erfuhren von ihnen viele Begünstigungen, namentlich aber in der kaiserlosen Zeit griffen sie um sich, als Schwaben ohne Herren war und das Reich voller Fehden. Die Familie der Wirtenberger hatte gerade damals zielbewußte Häupter, zuerst Ulrich den Stifter, auch nach seinem großen Daumen benannt, in dem sich, wie es scheint, seine Hartnäckigkeit sichtbar ausprägte, dann Eberhard den Recken oder den Erlauchten, der die Schirmvogtei über die Reichsstädte in Niederschwaben erwarb.

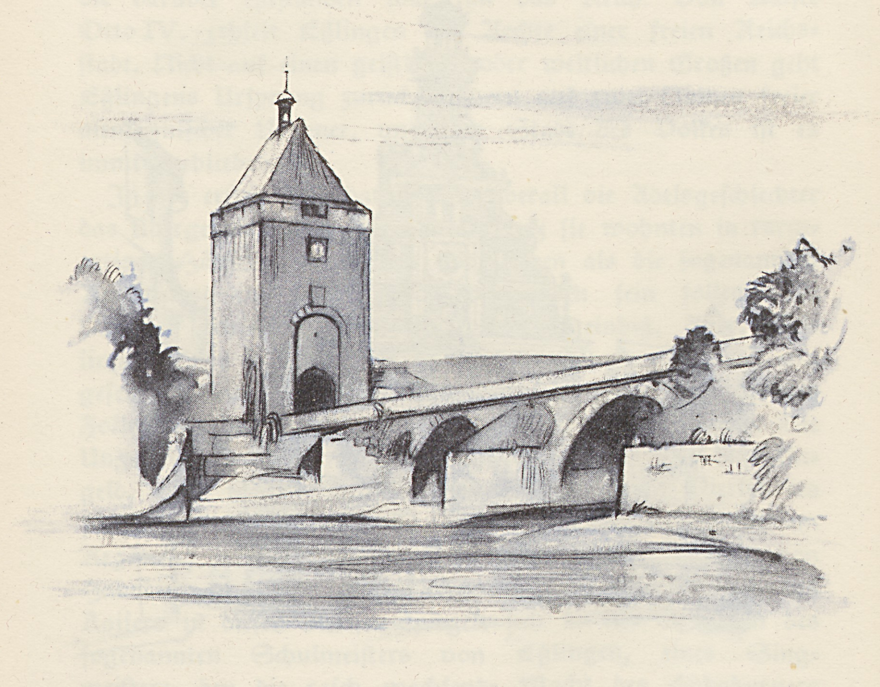
Die schwäbischen Reichsstädte sahen das Emporkommen der umsichtigen Grafen mit Sorge und Unwillen, namentlich Eßlingen, das nur vierzehn Kilometer von ihrer Hauptstadt Stuttgart entfernt lag, fühlte sich bedroht. Eßlingen durfte auf die Wirtenberger wohl als auf Emporkömmlinge herabsehen; denn sein Ursprung lag weit zurück: schon im Jahre 866 erscheint es als Ezzelingen in einer Urkunde, wie man annimmt, nach einem Ansiedler namens Hezel oder Hezilo so genannt. Etwa hundert Jahre früher baute ein

Alemanne namens Hafti im Dorfe Hezelingen eine Kapelle, wo die Gebeine des heiligen Vitalis aufbewahrt werden sollten, und übertrug sie dem Abt Fulrad von Saint-Denys, der Hofkaplan der fränkischen Könige Pipin und Karl war und vermutlich wie Hafti ein Alemanne. Fulrad schenkte die Kapelle dem Kloster Saint-Denys, das aber wegen der Entfernung und wegen der immer deutlicher sich bemerkbar machenden Trennung der west- und ostfränkischen Lande die Verbindung nicht festhalten konnte. Als herrenloses Gut fiel die Kapelle mitsamt der Marktansiedelung und der Burg, die darüber entstanden war, an das Reich. Von Kaiser Otto IV. erhielt Eßlingen die Rechte einer freien Reichsstadt. Nicht auf einen geistlichen oder weltlichen Großen geht Eßlingens Ursprung zurück, sondern auf zwei Namen freier alemannischer Männer, und eine Stadt des Volkes ist es immer geblieben.

In der ersten Zeit hatten wie überall die Adelsgeschlechter das Übergewicht über die Handwerker; sie wohnten in turmartigen Häusern, von denen noch sieben als die sogenannten Raubtürme im Untergeschoß vorhanden sein sollen. Die Pluvat, Schöllkopf, von Türkheim, Steinbiß, Auer, Nellinger, Kürn blühten im 13. und 14. Jahrhundert. Die angesehenste Familie war die Im Kirchhof, die eine Hälfte des Zolls zu Lehen hatte; die andere hatten die von Wend. Die Ungelter hatten ihren Namen davon, daß sie mit dem Ungeld, einer Steuer, belehnt waren. Im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts fingen die Zünfte an, um Teilnahme am Regiment zu ringen, fanden aber an Kaiser Rudolf von Habsburg zunächst einen Gegner. Die Unbeliebtheit des Kaisers in diesen Kreisen spiegelt sich in den Gedichten des sogenannten Schulmeisters von Eßlingen, eines Singmeisters, den die rasch wachsende Macht des Habsburgers zu der bekannten Warnung veranlaßte: Gott, nun sieh zu deinem Reiche — Also daß er dir nicht erschleiche — Deinen Himmel ohne Wehr. Ihm schien der arme Graf aus dem



Eßlingen
Rathaus



Eßlingen
Neckarbrücke mit Torturm

Aargau nicht hochgeboren genug, um des Reichsschildes wahrzunehmen, „auf den sich gebreitet hat — in Gold ein aufrecht Adelar". Diese Meinung teilte der Graf von Württemberg, Eberhard der Erlauchte; er verschmähte es, sich einem Standesgenossen unterzuordnen, der auf einmal als Vertreter der Ordnung auftrat und zurückforderte, was während des Interregnums dem Reich entzogen worden war. Als Bändiger des kecken Grafen war Rudolf Eßlingens natürlicher Bundesgenosse, und er verweilte öfters in seiner Reichsstadt, während er den Angriff auf Stuttgart leitete. Die reichsgewaltige Politik des Kaisers, die mit Eßlingens Interessen zusammenfiel, sein schlichtes Wesen und sein Humor machten ihn bald zu einer volkstümlichen Erscheinung. In Eßlingen soll es sich begeben haben, daß ein Mann, auf Rudolfs große Nase anspielend, ihn bat, den Kopf zu wenden, damit er sehen könne. Der Kaiser ging gern auf einen Spaß ein und soll gesagt haben, in einer freien Stadt müßten auch Geist und Zunge der Bewohner frei sein. Die Zünfte und Zunftmeister hat er noch bestätigt.

Im Laufe des 14. Jahrhunderts erreichten die Zünfte annähernde Gleichstellung mit den Patriziern, was dadurch erleichtert wurde, daß von den bisher herrschenden Geschlechtern viele ausstarben, andere auswanderten. Bürgermeister, Schultheiß, Bürger, Zunftmeister und Gemeinde kamen überein, künftig gute Freunde zu sein; was bisher geschehen sei unter Reichen und Armen, solle alles gänzlich und lauterlich ab sein, keiner solle es am andern rächen, Reiche und Arme sollten eine ganze Freundschaft und lautere Sühne miteinander haben. Wer künftig wieder Aufruhr mache, dem solle der Kopf abgeschlagen werden. Es versteht sich, daß der Unterschied zwischen arm und reich, der so ziemlich mit dem zwischen vornehm und gering zusammenfiel, doch bestehen blieb und sich auch äußerlich ausprägte, wie zum Beispiel die reichen Bürger, die Constaffler, in Kriegsfällen zu Pferde auszogen, während die Bürgerschaft das Fußvolk bildete;

aber der Anteil aller am Regiment, die Wahrung der Interessen aller war doch so gut wie möglich durch die Verfassung gesichert. Gewiß hatte die Bürgerschaft eingesehen, daß den von außen drohenden Gefahren nur durch festes Zusammenhalten im Innern begegnet werden könne, und das furchtlose Auftreten der Eßlinger, ihre oft errungenen Siege in den nun folgenden Kämpfen zeigen den Erfolg des Zusammenschlusses.

Rudolf von Habsburg hatte zur Wahrnehmung der kaiserlichen Rechte in Schwaben eine Landvogtei gegründet, die er trotz der vorhergegangenen Fehden mit dem Grafen Eberhard diesem übertrug; denn die Kaiser suchten gerade die mächtigen Dynasten, wenn sie auch unbotmäßig waren, immer wieder an sich zu fesseln. Natürlich verführte die Stellung als kaiserlicher Landvogt Eberhard dazu, seine Macht über Städte und Länder, namentlich über die Nachbarstadt Eßlingen auszudehnen. Das Schultheißenamt in Eßlingen, das die Grafen zudem noch als Pfand vom Reiche besaßen, hatte die Stadt zu ihrem Glück mit Erlaubnis des Kaisers einlösen und an sich bringen können. Eberhard, der die kurzen Regierungen Adolfs von Nassau und Albrechts von Österreich überlebte, hielt sich selber des Thrones wert und sah mit Unwillen den Grafen Heinrich von Luxemburg sich vorgezogen. Die dringenden Klagen der Reichsstädte und das trotzige Benehmen des Württembergers veranlaßten Heinrich zu energischem Einschreiten: er verhängte über Eberhard die Reichsacht und beauftragte seine Vasallen und Städte, sie zu vollziehen. Von allen Städten und Herren, die dem Rufe Folge leisteten, entfaltete Eßlingen am meisten Kraft und Opferwillen, was der Kaiser dadurch anerkannte, daß er der Stadt dreitausend Pfund Heller von der Reichssteuer zu Wetzlar, Frankfurt und Friedberg anwies, damit sie den Krieg nachdrücklich weiterführen könne. Sie stellte den Pfalzgrafen Götz von Tübingen als Feldhauptmann an, der mit ihren Truppen die Burg

Württemberg belagerte und gründlich zerstörte, sodann die Burg Beutelsbach nahm und die Gebeine der dort bestatteten Grafen aus ihren Gräbern riß. Nachdem ihm von achtzig Burgen und ummauerten Orten nur fünf geblieben waren, darunter Urach und Asberg, mußte Eberhard froh sein, daß sein Schwager, Markgraf Rudolf von Baden, den Flüchtigen aufnahm und verbarg. Der plötzliche Tod Heinrichs rettete ihn: er bekam sein Land zurück bis auf Stuttgart und Waiblingen, die Eßlingen, allein des Kampfes noch nicht müde, besetzt hielt. Als jedoch Eßlingen von Friedrich dem Schönen zu Ludwig dem Bayern überging, entspann sich dicht vor der Stadt bei der Brücke eine Schlacht zwischen den beiden Kaisern, in der Ludwig weichen mußte, die Stadt schutzlos lassend. Sowohl Eberhard wie Eßlingen waren nun kriegsmüde und schlossen Frieden, indem sie beiderseits auf Entschädigungen verzichteten.

Erst etwa fünfzig Jahre später entstanden durch die Politik eines anderen Grafen Eberhard, des Greiners, neue Zwistigkeiten und der große Krieg, in dem sich Fürsten und Städte entscheidend maßen. Anfangs trat Kaiser Karl IV. auf die Seite der Städte, welche klagten, daß Eberhard unberechtigt Zölle erhöhe und Straßen sperre, ächtete ihn und seinen Bruder, stellte sich selbst an die Spitze eines Heeres und brachte dem Grafen eine schwere Niederlage bei. Auf seinen Antrieb schlossen einunddreißig Städte, unter denen Eßlingen war, einen Landfriedensbund; in Eßlingen fand eine Versammlung der Städte unter der Alb statt. Indessen war es des Kaisers Absicht nicht, die Macht der Städte über die der Fürsten zu erhöhen; Eberhard erhielt nicht nur die Landvogtei wieder, sondern Karl gab ihm auch das Eßlinger Schultheißenamt und erlaubte ihm, die verpfändeten Einkünfte und Rechte der Stadt an sich zu lösen. Eine Anzahl schwäbischer Städte, darunter Ulm, Konstanz, Sankt Gallen, Rottweil, verbündeten sich mit Eßlingen, eröffneten den Kampf, ohne auf die Vermitte-

lungsversuche des Kaisers einzugehen, und erfochten über Eberhards Sohn Ulrich bei Reutlingen einen glänzenden Sieg, der den Höhepunkt der Städtebünde in dieser Gegend bezeichnet. Elf Jahre später rächten Ulrich und sein Vater die Niederlage durch den Sieg bei Döffingen, den Ulrich freilich mit dem Leben bezahlte; mit ihm fielen drei Grafen und vierzig Ritter und Edelknaben.

Über hundert Jahre bestand seitdem ein friedliches Verhältnis, soweit das zwischen zwei selbstbewußten und mißtrauischen Nachbarn möglich war. Als die Eßlinger klagten, daß das Wild aus den württembergischen Forsten ihnen viel Schaden zufüge, erklärte Kaiser Sigismund, es geschehe darin ungütlich, er habe geglaubt, es sei im Reiche wie in Ungarn Recht, daß, wo ein Wild in fremdes Eigentum breche, der Eigentümer es erlegen dürfe, um den Schaden abzuwehren, ohne daß er dafür dem Herrn des Wildes Strafe schuldig sei; er erlaubte also den Eßlingern, das württembergische Wild zu schießen. Im Widerspruch zu diesem auf natürlichem Rechtsgefühl begründeten Brauch mußten jahrhundertelang die Bauern ohnmächtig zusehen, wie das Wild ihre Äcker verdarb, damit die fürstliche Jagd nicht gestört werde. In guter Absicht machte Kaiser Friedrich III. die Markgrafen von Baden zu Eßlingens Schutzherren, wofür die Stadt vierhundert Gulden Schirmgeld zu bezahlen hatte; allein diese rieten den Eßlingern selbst, die Grafen von Württemberg gleichfalls als Schutzherren anzunehmen, weil die Nachbarschaft es nun einmal mit sich brächte, „daß sie leicht Unfrieden und Unwillen miteinander bekommen könnten", und sie, die Markgrafen, das doch nicht zu verhindern imstande wären.

Erst Herzog Ulrich III., derselbe, der durch die Ermordung des Hans von Hutten das ganze Reich gegen sich aufbrachte, störte den Frieden, indem er Reutlingen eroberte, was an sich schon die Reichsstädte entrüstete und besonders Eßlingen die Besorgnis nahelegte, es möchte zur nächsten Beute

bestimmt sein. Der alte Heldenmut belebte die Stadt, als Ulrich zur Belagerung schritt; einmütig war der Wille, das Äußerste an die Erhaltung der Freiheit zu setzen, sogar Priester und Mönche griffen zu den Waffen. Das Heer des Schwäbischen Bundes kam zum Entsatz, und Ulrich, aus seinem Lande vertrieben, war für geraume Zeit lahmgelegt.

Um diese Zeit begann das gemeinsame Interesse der Reformation, die sowohl in Württemberg wie in Eßlingen einzog, den alten Hader zu überwiegen. Der Rat zwar, an der Spitze der Bürgermeister Holdermann, lehnte die neue Lehre aus politischen Gründen ab, ungeachtet Holdermann auf dem Reichstage zu Worms einen starken Eindruck von dem jungen Mönch, der Kaiser und Reich trotzte, empfangen hatte. Er wollte von dem Irrsal, wie er das Luthertum nannte, nichts wissen und verließ die Stadt, als es dennoch durchdrang. Angstvoll erwartet ritt der siegreiche Kaiser Karl V. am 29. April 1548 in Eßlingen ein mit einem großen Gefolge von Welschen und Deutschen und achthundert Maultieren, die mit Bettzeug, Rüstungen, Kleinodien beladen waren. Es kamen auch Bären, Affen, englische und spanische Hunde mit, so daß es fast ein Jahrmarkt war, und unter starker Bedeckung die Gefangenen, vor allem der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen. Der Kaiser stieg im Salmannsweiler Hof neben der Frauenkirche ab, der als Amtsgerichtsgefängnis noch steht und einst in Verbindung mit der Stadtmauer ein Bollwerk war. Die Religion tastete er nicht an, schickte aber seinen Hofrat Haas, um die Verfassung im aristokratischen Sinne abzuändern. Eine Erhebung der Weingärtnerzunft brachte noch einmal die alte Zunftverfassung zurück, aber ohne dauernde Wirkung; denn der Kaiser kam und setzte den Hasenrat, wie er genannt wurde, wieder ein.

Als ebenbürtige, zu fürchtende Macht stand Eßlingen jetzt nicht mehr neben dem Herzogtum Württemberg; aber der Gegensatz blieb, wenn er sich auch nicht in Fehden aus-

wirkte. In den Residenzen brachte die meist üppige Hofhaltung Bewegung und Glanz mit sich, zwar beschränkt auf einen kleinen Kreis, der aber doch die unteren Schichten zu dienender Teilnahme heranzog. Die Residenz war gleichmachend, insofern dem Hof gegenüber alles untergeordnet war, und auflösend durch die leichteren Sitten, die verschwenderische Lebensführung der Herrschenden. Die Eßlinger hielten bewußt am reichsstädtischen Wesen fest. Der Wechsel der Mode, das Glänzen nach außen, das Zurschautragen des Reichtums wurde für ungebührlich gehalten; die Regierenden wußten, daß sie den Unteren das Beispiel gaben, und fühlten sich für den Charakter der Stadt verantwortlich. An Gleichheit dachte niemand, man ging davon aus, daß „Stand, Kondition und Qualität der Menschen different und ungleich sind". Im Vergleich mit dem Mittelalter waren die Stände kastenartig geworden, und es gelang den unteren weniger, ihr ihnen eigentümliches Recht zu verwirklichen. In einer Kleiderordnung waren die Eßlinger folgendermaßen in Klassen geteilt: zur ersten zählten die Häupter der Regierung, Bürgermeister, Stadtammann, geheime Konsulenten; zur zweiten die Mitglieder des inneren Rats, Geistliche, Ärzte, Advokaten; zur dritten die Mitglieder des äußeren Rats, die übrigen Beamten, die Lehrer des Pädagogiums, Apotheker und Handelsleute; zur vierten Barbiere, Künstler, reputierliche Handwerker und andere wohlhabende Bürger; zur fünften die Weingärtner, Tagelöhner, Knechte und Mägde.

So tief waren die Weingärtner herabgesunken, einst die zahlenmäßig stärkste Zunft. Denn Eßlingen war vor allem Weinstadt, wie ja noch jetzt die Hügel, die sie umgeben, mit Reben bepflanzt sind. Wie in allen mittelalterlichen Städten wurde auch Tuch gemacht und mit Tuch gehandelt; aber in der Hauptsache beruhte der Wohlstand auf dem Weinbau, der hier schon im 8. Jahrhundert betrieben wurde. Die Besitzer der Weingärten verpachteten sie an die Weingärtner,

die sie bearbeiteten; der größte Gewinn wurde dadurch erzielt, daß die Vermögenden Wein aufkauften und weiter verhandelten. Ulm war Stapelplatz für Wein, und dahin brachten die Eßlinger ihre Produkte. Es wurde auch durch Zusatz von Kräutern wie Alant, Salbei und Wermut Würzwein hergestellt, den man im Mittelalter gern trank, und wozu man geringere Sorten benutzen konnte. Den Eßlingern wurde der Vorwurf gemacht, daß sie ihre Weine verfälschten und dazu „unziemliche Gemächte" verwendeten, die die Gesundheit gefährdeten. Kaiser Friedrich III. fand für nötig, einen Sachverständigen namens Hans Schühlein nach Schwaben, Franken und ins Elsaß zu schicken, der die Weine untersuchen mußte, und der fand, daß die Eßlinger die kaiserliche Weinordnung „freventlich verachtet" hätten. Die Sache kam vor das Hofgericht von Rottweil, wo die Eßlinger sich damit zu rechtfertigen suchten, daß sie nur Senf in den Wein täten. Es erscheint uns als Härte, daß der Küfer Hans Jakob Erni wegen Weinverfälschung hingerichtet wurde; aber wenn es wirklich in Eßlingen üblich war, Quacksalber dazu zu gebrauchen, so mußte wohl einmal ein Exempel statuiert werden.

Der Unternehmungsgeist, der das Aroma der Fremde und frischen Wind vom Meere her in die großen Seehandelshäfen weht, berührte Eßlingen nicht. Es litt auch seit der Reformation keine Juden mehr außer einem, Salomo von Hechingen, der „um seiner Kunst der Arznei willen" geduldet wurde, aber keine Landsleute beherbergen durfte. Das Althergebrachte, das Familienhafte wurde gepflegt. Für die Rechtlichkeit und den guten Verstand der Eßlinger spricht, daß das Hexenwesen erst um 1662 durchdringen konnte, und zwar durch den Eifer eines Menschen, des Ratsadvokaten Daniel Hauff. Als dieser nach drei Jahren jung starb, hörten die Verfolgungen, die ohnehin nicht mehr zeitgemäß waren, auf. Wurde dabei auch mit der überall üblichen Gewalttätigkeit und Grausamkeit vorgegangen, so

fallen doch Züge zarten Sinnes und schwäbischer Gutmütigkeit auf. Es war gewiß schon sehr ungewöhnlich, daß ein Kloster zu Gefängnissen eingerichtet, und daß angeordnet wurde, die Gefangenen sollten mit Speisung und Heizung so gehalten werden, daß sie nicht zu klagen hätten; vollends deutet es auf ein treuherziges Zusammenhausen von Bürgerschaft und Regierung, wenn Kaspar Kunklert, der mit einigen anderen Männern wegen Hexerei und Sodomiterei verklagt war, begnadigt wurde, weil die Geistlichen sowie fünfzehn Jungfrauen und fünfzehn Jünglinge seinetwegen vor dem Rat einen Fußfall taten. Während die anderen verbrannt wurden, mußte Kaspar Kunklert, der wohl ein allerliebstes Bürschchen war, für immer die Stadt verlassen, nachdem ihm die Jungfrauen zum Abschied und zum Andenken einen schönen Kranz geschenkt hatten.

Die Liebe zum Alten erhielt in Eßlingen länger als anderswo den gotischen Charakter seiner baulichen Gestalt. Als im Jahre 1784 im Rat der Abbruch einiger Türme und Kapellen ins Auge gefaßt wurde, erklärte das Bauamt, ehrwürdige Denkmäler des Altertums, Zeugnisse des ehemaligen Wohlstandes der Stadt abzubrechen und außer Erscheinung zu setzen, sei nicht schicklich und rätlich. Ganz besonders sei abzuraten vom Abbruch des Heiligkreuzkirchleins an der äußeren Brücke, denn es sei noch in ziemlich gutem Zustande, mit einem schönen Kreuzgewölbe und einem auf besondere Art schiefstehenden Türmlein versehen, und gebe der Stadt, da es gleich am Tore einer so frequenten Landschaft stehe, kein übles Ansehen. Damals, wo man alles Farbige übertünchte, alles Schiefe und Krumme gerade machte, dem Gesichtspunkt der Weiträumigkeit, Helligkeit und Regelmäßigkeit alles unterordnete, war so viel Verständnis für die malerische Bauart des Mittelalters eine Ausnahme; aufhalten konnte die lobenswerte Bestrebung der Bauherren die Zerstörung des alten Stadtbildes doch nicht ganz. Die Burg war schon 1688 durch Mélac mit der Befestigung

stark zerschossen. Einige Klosterkirchen wurden erst zu weltlichen Zwecken gebraucht und dann verfallen gelassen, auch die Heiligkreuzkapelle mit dem gerühmten, schiefen Türmchen blieb auf die Dauer nicht verschont. Am meisten zu bedauern ist augenscheinlich der Abbruch der Spitalkirche, die ein besonders reizvolles und reiches Werk gotischer Kunst gewesen sein soll.

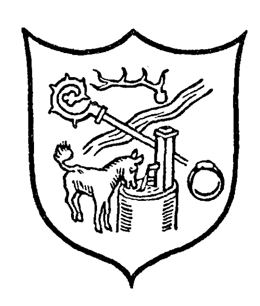
Das Spital, das mit der Kirche und allen dazu gehörigen Gebäuden am Markte lag, war die größte und reichste Wohltätigkeitsanstalt Eßlingens, und seine Einrichtungen zeigen den Gemeingeist der Stadt im schönsten Lichte. Von Rat und Bürgerschaft in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts gestiftet, von den Päpsten bestätigt und mit Freiheiten begabt, kam das Spital allmählich zu außerordentlichem Reichtum. Oft erscheint es auf Urkunden als Käufer beträchtlicher Liegenschaften. Es waren in seinem Besitz Häuser, Gärten, Güter, Dörfer und die Zehnten von mehr als hundertundfünfzig Ortschaften. Der Rat hatte die weltliche Obrigkeit und die Schutzvogtei, setzte die Pfleger und Beamten ein, der geistliche Obere war der Bischof von Konstanz, durch den Stadtpfarrer vertreten, Brüder und Schwestern waren Augustiner. Dem Reichtum des Spitals entsprachen seine Leistungen. Es speiste die Waisenkinder, die im „Fundenkinderheim" aufgenommen wurden, es speiste Hausarme mit Wein und Brot, ebenso zwei Siechenhäuser, Arme, die nicht selbst betteln konnten, Taube, Unsinnige, mit der fallenden Sucht Behaftete, arme Schüler, es unterstützte arme Kindbetterinnen mit Geld und beherbergte Pfründner teils umsonst, teils gegen eine Einkaufssumme. Das Seel- und Siechenhaus mußte jeden Armen um Gottes willen aufnehmen, über eine Nacht behalten und mit einem Fußwasser versehen. Fremde arme Kindbetterinnen wurden vierzehn Tage lang mit ihrem Kinde beherbergt und verpflegt. Die geräumigen Keller unter den Spitalgebäuden wurden beim Abbruch zugeschüttet.

Bevor es Eisenbahnen gab, führte die schöne, steinerne Brücke, die am Ende des 13. Jahrhunderts erbaut wurde, den Ankömmling über den Neckar, dann ging es durch den Pliensautorturm, den mit zwei anderen einzig erhaltenen von über fünfzig Mauertürmen, geradewegs durch die Pliensaustraße zur inneren Brücke, die noch heute mit einer dem Heiligen der Schiffer, Sankt Nikolaus, geweihten Kapelle geschmückt ist. Von dort sieht man hinüber zu den ungleichen Türmen der Dionysiuskirche, die in romanischer Zeit errichtet wurde, wo einst die Vitaliszelle, Eßlingens Ursprung, stand.

Höher hinauf gegen den Burghügel, nah der nördlichen Befestigung, erbaute sich die Stadt an Stelle einer alten Marienkapelle die Frauenkirche. Es wurde dazu der Baumeister des Ulmer Münsters berufen, Ulrich von Ensingen, der mit seinen Söhnen Matthaeus und Mathias das Werk in Angriff nahm. Nach dem Tode des Mathias führte Hans Böblinger den Bau weiter und schuf den durchbrochenen Turm, die bräutliche Krone der Kirche. Mitten aus Rebgärten steigt das hohe Haus auf, harmonisch bescheiden, durch makellose Schönheit herrschend. Auf dem Grabstein des Erbauers, der in der Kirche beigesetzt wurde, steht: „Hier lit begraben Hans Böblinger Meister dis Hus, des gedenkendt durch Gott.“ Kaum noch leserlich ist die Inschrift auf dem Grabstein seines Sohnes Matthaeus: „O Here Got ich bit dich um din Barmhercikeit.“ Von den vier kunstfertigen Söhnen des Meister Hans, der sich in Eßlingen verheiratete, war Matthaeus der berühmteste. Er baute zuerst am Turme des Ulmer Münsters, als aber dort an einem Sonntage während des Gottesdienstes Steine aus dem Gewölbe fielen und der Grund des Turmes wich, mußte er Ulm verlassen; er ließ sich in seiner Vaterstadt nieder, wo er zum Spital-Küchenmeister ernannt wurde und die Spitalkirche baute. Der Rat mußte den begehrten Meister oft an Städte und Fürsten ausleihen.

Unter den weltlichen Gebäuden hat den augenfälligsten Reiz das sogenannte Rathaus, eigentlich ein altes Kauf- und Steuerhaus, das so stolz und fröhlich die Mitte des Marktplatzes einnimmt, als wäre es sich bewußt, daß es aller Augen erfreut. Der gotischen Hauptmasse, die durch ihre Festigkeit und sinnvolle Konstruktion imponiert, ist eine zierliche Renaissancefassade vorgebaut mit einem lustig verschnörkelten Giebel, dessen Spitze ein säulenumgebenes Glockentürmchen in zwei Geschossen bildet. Das helle Glockenspiel, das den Stundenschlag begleitet, erklingt, als könne es nicht anders sein, wie die Stimme dieses reizenden Gebäudes.

Den, der mit der Eisenbahn ankommt, empfängt jetzt ein neues, vom alten sehr verschiedenes Eßlingen. Geschäftshäuser, Fabriken reihen sich aneinander, hastiges Leben schiebt sich durch gleichgültige, wenn nicht häßliche Straßen. Inzwischen hat der Geschmack sich gebildet, und man darf hoffen, daß, wie blühend und vortrefflich auch die tätige Stadt sich ausbreiten mag, der alte Kern erhalten bleibt, so wie er jetzt die Kraft, die Lebenslust und den Kunstsinn der Vorfahren verkündet.



Maulbronn

Alle menschlichen Einrichtungen neigen zur Entartung und zum Verfall; das Interesse, die Begeisterung, die sie begründeten, erlahmen, und eigennützige Begierden und Gleichgültigkeit treten auflösend an ihre Stelle. Es war natürlich, daß es mit den Klöstern so ging, deren Idee auf der Entfaltung erhabenster Tugenden beruhte; doch erstanden immer wieder Männer, die sich für die Reinigung der zuchtlos gewordenen einsetzten und die Wiederherstellung des ursprünglichen Zustandes, eine neue Blüte erreichten. Es bildeten sich die Kluniazenser im mittleren Frankreich und die Zisterzienser in Burgund, deren größter Abt Bernhard von Clairvaux war. Von dieser neuen kulturellen Strömung wurde ein schwäbischer Ritter ergriffen, Walter von Lommersheim, der auf einer Burg an der Enz nicht weit von Mühlacker saß. Er bestimmte sein Gut Eckenweiher zur Gründung eines Zisterzienserklosters, in welches er selbst eintreten würde, und erbat sich dazu einen Abt und die ersten Mönche vom Kloster Neuburg im Elsaß. Bald erwies sich der Ort als dem Zweck ungünstig, hauptsächlich weil es an Bausteinen und an Wasser fehlte, so daß die Mönche an einen Wechsel dachten. Als nun zu Weihnachten 1147 Bernhard von Clairvaux nach Speyer kam, um König Konrad zu überreden, daß er das Kreuz nehme, stellte der Abt des neuen Klosters ihm seine Sorge vor, worauf

Bernhard sie dem neugewählten Bischof von Speyer, Günther, Grafen von Henneberg, ans Herz legte. Dieser, zu dessen Sprengel Eckenweiher gehörte, überzeugte sich von der ungünstigen Lage des Klosters und übergab den Mönchen ein dem Bistum zustehendes Lehen namens Mulenbrunnen, wo es Wasser und Gestein in Fülle gab. Dort, am Abhange des Stromberges und an der Salzach erstreckten sich wilde Wälder weithin; es war eine einsame und schauerliche Gegend, für Zisterzienser geeignet, die sich nicht mit den Wissenschaften, sondern mit Landarbeit beschäftigen wollten. Die Mönche scheuten die schwere Arbeit um so weniger, als sie sie nicht selbst verrichteten; sie hielten sich dazu sogenannte Laienbrüder, welche zwar auf das Gelübde der Armut und Keuschheit und des Gehorsams ebenso wie die Mönche verpflichtet, auch den regelmäßigen Geißelungen unterworfen waren, aber die Gebetsstunden nicht zu halten brauchten und vollständig getrennt von den Mönchen lebten. Sie konnten unter keiner Bedingung Mönche werden, sondern blieben in ihrem untergeordneten Stande. Hießen sie auch Laienbrüder, so waren sie doch schlechtweg Knechte, arme Bauern, die die harte Arbeit des Rodens von Urwäldern, der Anbauung jungfräulichen Bodens und auch alles Handwerk für das Kloster geleistet haben. Es ist merkwürdig, wie vollkommen selbst im Kloster das Prinzip der Ungleichheit durchgeführt wurde; erst im Tode wurden die Laienbrüder durch die Ehre desselben Begräbnisses den Mönchen gleichgestellt.

Die Stimmung und die Umstände, die den Kreuzzug begleiteten, brachten es mit sich, daß dem neuen Kloster Schenkungen zuflossen. Ein Ritter, der das Kreuz nehmen wollte, gab sein Erbgut hin, wogegen der Bischof von Speyer ihm das Geld gab, das er zur Ausrüstung brauchte; Graf Ludwig von Württemberg schenkte sein Gut Elfingen, wo die Mönche später durch Anpflanzung von Traminerreben einen köstlichen Wein zogen. Bald war Maulbronn in hundert

Ortschaften begütert, viele besaß es ganz. Durch die treue Arbeit der Laienbrüder wurde die Wildnis allmählich in ertragreiches Kulturland verwandelt: es entstanden Getreideäcker, Seen voller Fische, Weinberge, Gemüsepflanzungen. Nachdem diese Umgestaltung des Bodens sich vollzogen hatte, fanden es die Mönche für besser, das Land in Pacht zu geben, als es selbst zu bebauen, und die Einrichtung der Laienbrüder wurde allmählich fallen gelassen.

Papst und Kaiser schenkten der Abtei ihre Gunst; Papst Eugen III., selbst Zisterzienser, befreite sie von allen Kirchenzehnten und stellte sie unter päpstlichen Schutz, Barbarossa nahm sie in den unmittelbaren Schirm des Reichs auf. Wegen der erwiesenen Wohltaten ehrte sie ihn als dritten Stifter. Der erste, Walter von Lommersheim, liegt vor dem Altar der Laienkirche begraben, der zweite, Bischof Günther von Speyer, vor dem Hochaltar in der Mönchskirche. Das Grab des Ritters hat eine mittelhochdeutsche, das des Bischofs eine lateinische Inschrift.

Die Trennung der Mönche und Laienbrüder erstreckte sich nämlich auch auf den Gottesdienst, und die Kirche wurde deshalb durch einen Lettner in eine westliche und eine östliche Hälfte, Brüderchor und Herrenchor, geteilt; das erklärt ihre auffallende Länge. Die romanische Schranke des südlichen Seitenschiffes fiel fort, als die gotische Kapellenreihe eingebaut wurde, die sowieso zum Herrenchor gehörte. Dieses erfüllt das wundervoll geschnitzte Chorgestühl aus Eichenholz, das im 15. Jahrhundert entstand. Die Künstler haben bei Herstellung der Chorstühle, wo die kirchliche Heiligkeit nicht in aller Strenge zum Ausdruck zu kommen brauchte, gewöhnlich in besonders glücklicher Laune gearbeitet; in Maulbronn lebt und blüht das umfangreiche Holzwerk in allen seinen Gliedern von drolligen, kecken und poetischen Einfällen. Mönche, Tiere, Pflanzen, Szenen aus der biblischen Geschichte, symbolische Vorgänge sind dargestellt: Simsons Kampf mit dem Löwen, Isaaks Opferung, die Jungfrau mit

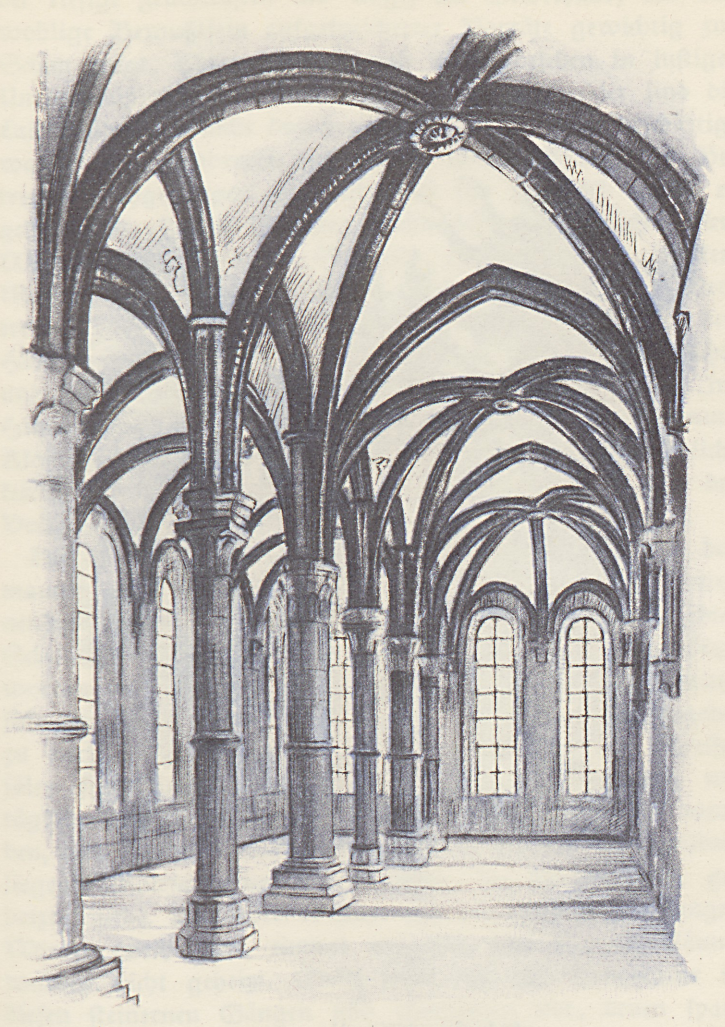
dem Einhorn. In der hellen kühlen Kirche steht das Gestühl wie ein sommerlich blühender Baum, von dem Wärme ausströmt.

Obwohl das Kloster unmittelbar unter Papst und Kaiser stand, wurde seine Unabhängigkeit bald dadurch beeinträchtigt, daß der Kaiser, der zu entfernt und zu beschäftigt war, um den Schutz selbst auszuüben, einen Schutzvogt ernennen mußte. Die Schutzvogtei konnte nur allzu leicht von den damit belehnten Fürsten benutzt werden, um ihre eigene Macht zu erweitern, weswegen sie danach trachteten, solche Ämter zu bekommen und zu behalten. Eine bemerkenswerte Ausnahme machte Heinrich I. von Enzberg, der an Stelle des Bischofs von Speyer den Schirm des Klosters Maulbronn löblich ausgeübt hatte und ihn schließlich dem Bischof zurückgab, weil er fürchtete, seine Söhne, die dem Kloster nicht wohlwollten, möchten ihre Stellung mißbrauchen. Trotzdem entstanden dauernde Streitigkeiten mit den Nachkommen des redlichen Enzbergers, bis Karl IV. in der Mitte des 14. Jahrhunderts das Schutzrecht den Pfalzgrafen bei Rhein verlieh, die es anderthalb Jahrhunderte lang ausübten, wenn auch nicht unbestritten. Von der Mitte des 15. Jahrhunderts an nämlich bemühten sich die Grafen von Württemberg, welche von jeher unentwegt auf Schaffung einer zusammenhängenden Herrschaft losarbeiteten, das Schirmrecht an sich zu bringen, wobei sie sich darauf stützten, daß sie bei irgendeiner Gelegenheit das Bezirks-Schirmrecht über Maulbronn erlangt hätten. Herzog Ulrich ging, nachdem sich Intrigen und Kämpfe zwischen Pfalz und Württemberg schon lange hingezogen hatten, zum offenen Angriff vor, indem er versuchte, Maulbronn aus der Reichsmatrikel zu streichen, wo die Abtei als reichsunmittelbar eingetragen war. Obwohl der Kaiser diese Eigenmächtigkeit dem Herzog zunächst verwies, behandelte er ihn doch wieder als Landesherrn, und der bedrängte Abt war schwach genug, ihn als solchen anzuerkennen. Ulrichs Vertreibung gab dem Abt noch einmal Gelegen-

heit, sich um die Erhaltung der Reichsunmittelbarkeit zu bemühen, und ebenso, nachdem der Kaiser schon Ulrichs Sohn Christoph als Landesfürsten und Erb-Schirmherrn von Maulbronn anerkannt hatte, die Einnahme Württembergs durch den Kaiser nach der Schlacht bei Nördlingen. Durch Anschluß an Frankreich hoffte der katholische Abt Bernardin die Unabhängigkeit Maulbronns durchzusetzen; aber nach erbitterten Streitigkeiten wurde es im Westfälischen Frieden doch schließlich Württemberg zugesprochen.

Herzog Christoph verwandelte das Kloster in eine evangelische Schule, welche die Aufgabe hatte, die Schüler zum Studium der Theologie vorzubereiten, und deren Vorsteher Sitz und Stimme auf den Landständen hatten; so bestand Maulbronn den neuen Verhältnissen angepaßt so ziemlich im alten Sinne fort und hat in Württemberg eine einflußreiche Stellung behauptet. Der baulichen Erhaltung ist wohl diese Art der Reformierung zugute gekommen; denn die meisten katholischen Klöster mußten das barocke Prunkkleid der siegreichen Gegenreformation anziehen. In dem Lande, das in zahlreichen kleinen Reichsstädten soviel Mittelalter aufgeschluckt hatte, erhielt sich Maulbronn im einsamen Waldtal als ein dem Studium des Gotteswortes geweihter Bezirk fast unverändert. Wie wohl muß es einst im Umkreis ihrer Mauern den Mönchen gewesen sein, geschützt gegen Wölfe und Räuber, die in den Wäldern hausten, gegen den Übermut der Ritter und Knechte, die die Straßen unsicher machten, mit welchem Dankgefühl müssen die Wanderer und Pilger das Friedensreich betreten haben, wo sie Herberge, Speise, Pflege und Sicherheit fanden! Sucht der moderne Mensch auch nicht Zuflucht vor Gefahren, so atmet er doch gerührt und beruhigt die Stimmung eines dem Dienste des Himmels und nützlicher Arbeit gewidmeten Gottesreiches.

In eine kleine ummauerte Stadt treten wir ein, die wir mit einem Blick umfassen. Gemütliche Fachwerkhäuser er-



Kloster Maulbronn
Herren=Refektorium



Kloster Maulbronn
Der Faustturm

füllen den Raum in malerischen Gruppen, vor allem fällt der riesige Fruchtkasten ins Auge, ein Giebelhaus, das das wohlige Bewußtsein aufgespeicherter Vorräte gewichtig zur Schau trägt. Türen, Fenster und Luken beleben in lustiger Unregelmäßigkeit das Dach und die Mauern. Hier sind die Laienbrüder, die nicht draußen in Wald und Flur beschäftigt waren, dem Handwerk und allerlei landwirtschaftlichen Betrieben nachgegangen. Ein Abt soll sich gerühmt haben, es gebe in Maulbronn Schuster, Schneider, Kürschner, Müller, Wagenmacher, Drechsler, Schmiede, Hufschmiede, Dachdecker, Maurer, Hafner, Seiler, Küfer, außer einer Menge von Vertretern höherer Berufe; alles das trieb sein Wesen in den Häuschen und Hütten, von denen keines dem andern gleicht, und die beliebig und zufällig im Hofe verteilt sind. Im Hintergrunde nach Osten zu sind nebeneinander Kirche und Kloster hingelagert, geschieden von den profanen Gebäulichkeiten durch einen Brunnen und ein paar Linden, eine der Volksvorstellung teure und heilige Gruppe.

Die Mitte der Abtei nimmt der Kreuzgang ein mit den mannigfachen gotischen Fenstern, mit der reizenden Brunnenkapelle und dem tannenschlanken Brunnen, dessen einer Schale in späterer Zeit zwei abgestufte kleinere hinzugefügt worden sind. An die südliche Seite des Kreuzgangs schließt sich die Kirche, die übrigen Seiten vermitteln den Zugang zu verschiedenen Zwecken dienenden Räumen: den Speisesälen für Mönche und Laienbrüder, dem Kapitelsaal, wo täglich Kapitel aus den Ordensvorschriften vorgelesen wurden, dem Gewölbe, von dem aus durch Röhren das darüberliegende Kalefaktorium der Mönche, die Wärmestube, geheizt wurde. Nur dort konnten sich die Mönche den langen Winter durch etwa einmal wärmen, alle übrigen Räume wurden nicht geheizt. Stellt man sich die Temperatur in diesen steinernen Gängen und Gewölben vor, denen sparsam ernährte und an Schlaf verkürzte Menschen ausgesetzt waren, so flößen einem die Mönche Bewunderung ein, die

sich freiwillig zu so greulichen Entbehrungen bequemten. Mag auch die Frugalität der Lebensweise in späterer Zeit etwas gelockert sein, so bleibt doch das Frieren, das Schweigen und die Last des siebenmaligen täglichen Gottesdienstes, wozu noch die nächtliche Vigilie kam, die bis an den grauenden Morgen dauerte. Manche mögen das Sprechen am meisten entbehrt haben, das auf die notwendigsten Mitteilungen beschränkt und in den eigentlichen Klosterräumen überhaupt verboten war. Dieser Beschränkungen war indessen der Abt überhoben. Er, der den Verkehr mit der Außenwelt leitete, der den Besuch von Fürsten empfing und seinerseits die Höfe und Reichsversammlungen besuchte, konnte reisen und auch innerhalb des Klosters speisen und sprechen, wie er wollte.

Von dem Gang aus, wo gesprochen werden durfte, und wo in späterer Zeit die Mönche wissenschaftlicher Arbeit oblagen, hat man einen Blick in den Garten und auf den Brunnen, der dem Kloster den Namen gab, und wo die Mönche sich ihre Tonsur zu scheren pflegten. Die südöstliche Ecke des Gartens bildet ein steinerner Turm mit Fachwerkaufsatz und kuriosem Dach, fast verschlungen vom Laubwerk hoher Bäume, wo Dr. Faust die Goldmacherkunst betrieben haben soll. Abt Johannes Entenfuß geriet durch seine Baulust in Schulden und ließ, so wird erzählt, den berühmten Magier Faust kommen, damit er ihm durch Alchimie und Teufelskniffe Geld verschaffe. Sie waren Landsleute, beide aus dem alten Knittlingen stammend, das zu Maulbronn gehörte. Erfolg scheint die heimliche Kocherei Fausts nicht gehabt zu haben, denn Abt Entenfuß fuhr fort, unter Geldmangel zu leiden, und wurde wegen üblen Hausens abgesetzt. Erhebt auch die Wissenschaft gerechte Bedenken gegen die Sage mit Hinweis darauf, daß das Häuschen auf dem Turm nebst hinaufführender Wendeltreppe laut Jahreszahl erst 1604 erbaut worden ist, also fast ein Jahrhundert nach den beiden berüchtigten Söhnen Knitt-

lingens, so spricht doch der baumumrankte Turm dafür, der so gemütlich, spukhaft und verschwiegen zugleich aussieht. Man kann sich gut vorstellen, daß hier unter dem Pfeifen des Windes, dem Sausen der Wipfel und hohlem Zwölfuhrschlag der verwegene Schwarzkünstler in die Hölle abgeholt wurde.

Ungern scheiden wir aus dem Frieden der heiligschönen Klosterbauten, des dörflichen Hofes, und wir sind geneigt, den Untergang der Klöster zu beklagen, wenn wir auch einsehen, wie verdient, ja wie notwendig er zur Zeit der Reformation war. Wieviel Friedlose und Heimatlose würden an einer solchen Stelle zu ihrer Ruhe kommen, wie viele, die in der Welt draußen nichts Nützliches leisten, etwa sogar Schädliches anstiften, würden im Kloster arbeiten oder wenigstens beten, vielleicht sogar glücklich sein lernen. Schwache, Haltlose, leicht Verführte, die draußen straucheln, Sonderlinge, Überempfindliche, Witwen, nachdem sie ihr Leben lang für ihre Familie gesonnen und geradert haben, plötzlich mit leeren Händen im Leben stehen, die vielen im Daseinskampfe Waffenlosen, ihnen böte das Kloster nicht nur eine Zuflucht, sondern in der Anlehnung an seine feste Regel Gelegenheit zur Betätigung. Allerdings gehörte der religiöse Charakter des Klosters dazu, der Glaube, daß das brüderliche Zusammenleben ein Dienst Gottes sei, und die Selbständigkeit des Klosters, daß es wie einst ein Staat im Staate wäre, abhängig nur von den höheren Instanzen, die jetzt Kaiser und Papst ersetzen. Dann würde auch den starken Leidenschaften, dem Ehrgeiz, der Herrschsucht, dem Machttriebe eine Bahn eröffnet sein und die menschliche Natur in ihrem ganzen Umfang sich im engen Kreis entfalten können.



Rottweil

Auf steilen Felsen aufgebaut, liegt die Stadt Rottweil gebieterisch wie eine Burg über dem Neckartal; geht man die Hauptstraße hinunter bis zum Viadukt, der jetzt aus der einst geschlossenen Festung ins Freie führt, so sieht man jenseit des zum Ring gebogenen Stromes die Berge der Schwäbischen Alb ausgebreitet wie ein dienendes und hilfsbereites Land. In der Tat erstreckte sich die Herrschaft des alten Rotwyl weit. Die Bewohner dieser stolzen Stadt standen in dem Rufe, Kunst und feine Sitte nicht sonderlich zu pflegen; sie liebten vor allem die Freiheit und das Recht und glichen insofern den Römern, die vor ihnen die Gegend bewohnt hatten. Gerade Rottweil jedoch hatte einen ausgeprägt germanischen Charakter. In seiner Verfassung findet sich die eigentümliche Mischung von monarchischem, aristokratischem und demokratischem Wesen, die Liebe zur Freiheit gestützt auf Sonderrechte ohne jeden Sinn für Gleichheit und eine trotzige Anhänglichkeit an das alte Herkommen, wie es bei den germanischen Völkern ausgeprägt ist. Der Kaiser, als Vertreter der Gottheit, war in erster Linie Richter und das Recht die Grundlage des Staates. Das ursprünglich unmittelbar dem Kaiser unterstehende, von seinen Grafen verwaltete Gericht wurde ihm, als die Herzogtümer entstanden und die Grafen erblich wurden, allmählich entzogen, nur das Hofgericht, das der Person des

Kaisers folgte, blieb bestehen. In Schwaben jedoch erhielten sich mehrere kaiserliche Landgerichte, so in Ulm, Nürnberg, Zürich und auf der Leutkircher Heide, von denen aber die meisten mit der Zeit erloschen. Eins von diesen, das zu Rottweil, dauerte fort und stieg als kaiserliches Hofgericht zu großem Ansehn. Es war ursprünglich verknüpft mit einem königlichen Hof, der mitten im alten Römerlager im Süden der heutigen Stadt Rottweil am rechten Ufer des Neckar lag und der oft von den Königen besucht wurde. Im 9. Jahrhundert hielt sich Karl der Dicke hier auf, von den Hohenstaufen Friedrich II., seine Söhne Heinrich und Konrad und des letzteren Sohn Konradin. König Rudolf I. verpfändete den Hof mit allen dazugehörigen Rechten und das Schultheißenamt von Rottweil dem Grafen Albrecht von Hohenberg, von dem Karl IV. beides einlöste, um es der Stadt Rottweil zu verleihen. Nachdem Kaiser Ruprecht sich noch achthundert englische Gulden dafür hatte zahlen lassen, blieb das Schultheißenamt beständig der Stadt. Das Gericht, das in Verbindung mit dem Königshof bestanden hatte, wurde unweit desselben auf offener Königsstraße unter freiem Himmel abgehalten und später, der größeren Nähe und Bequemlichkeit halber, mehr an die Stadt verlegt, dahin, wo sich jetzt die Realschule befindet.

Der Vorsitzende des Gerichts mußte ein freier Mann sein, das heißt, unmittelbar unter Kaiser und Reich stehend; der erste urkundlich erwähnte ist Graf Hermann von Sulz im Jahre 1302, dann erscheint, von Kaiser Ludwig dem Bayer ernannt, Erkinger Aigelwarth von Falkenstein. Einmal saß Kaiser Ludwig in Person dem Gericht vor und nahm den Verzicht der Gräfin Ursula von Hohenberg auf ihr väterliches Erbteil zugunsten ihrer Brüder entgegen. Im Jahre 1360 übertrug Karl IV. das Hofrichteramt dem Grafen Rudolf von Sulz, der in der Gegend von Rottweil reich begütert war, und dessen Geschlecht es bis zu seinem Aussterben innegehabt hat. In ähnlicher Weise war am Ende

des 12. Jahrhunderts der Burggraf Friedrich von Zollern mit dem Landgericht zu Nürnberg belehnt, und belehnte Karl IV. den Grafen von Helfenstein mit dem Landgericht zu Ulm. Das erstere indessen verlor an Bedeutung, das andere kam an den Bürgermeister Besserer von Ulm, dann an die Stadt Ulm. Vermutlich hatte Karl IV. die Absicht, durch die Verleihungen das Ansehen der kaiserlichen Gerichte zu steigern, was ihm auch in Beziehung auf das von Rottweil gelang. Nach altgermanischem Brauch war der Hofrichter, der Vorsitzende, nur der Leiter und Urteilsverkünder; gefunden wurde das Urteil durch die Beisitzer, ursprünglich Ritter, später, als es an solchen fehlte, zwölf Rottweiler Ratsherren, die von einem Ausschuß auf Lebenszeit gewählt wurden und zugleich die obersten Stadtämter bekleideten: die des Bürgermeisters, des Schultheißen, Obervogts, Pürschvogts, Kastenherrn und andere. Die Beamten des Hofgerichts bildeten mit dem Adel der Stadt die Herrenstube, die sich bedeutender Vorrechte erfreute und sich auch äußerlich von den anderen Bürgern unterschied, indem sie allein Gold, Perlen, Sammet, Scharlach, Seide und Zobel tragen durften. Die Verbindung des Hofgerichts mit der Stadt Rottweil bestand also darin, daß es auf ihrem Gebiet tagte, daß es seinen Ursprung von einem königlichen Hof nahm, der in den Besitz der Stadt übergegangen war, und daß seine Beisitzer in engster Beziehung zum Regiment der Stadt standen.

Das Rottweiler Hofgericht war ein Zivilgericht und konnte außerdem die Acht verhängen; eigentlich strafrechtlich war es nicht tätig. Zuständig war es den Rhein hinunter bis Köln, in Franken bis Würzburg, im Elsaß, in Schwaben und in der Schweiz, also in einem großen Teil Süddeutschlands, mit der Einschränkung, daß der Kaiser viele Reichsstände auf ihre Bitte vom Hofgericht befreite. Durch die Goldene Bulle hatten die Kurfürsten ohnehin das Privileg erhalten, daß ihre Untertanen jedes Standes nur vor den

kurfürstlichen Gerichten belangt werden konnten. Merkwürdig ist, daß die Reichsstadt Rottweil, so eifrig sie auch darauf bedacht war, sich das Hofgericht zu erhalten, ihm selbst nicht unterstellt war; das Stadtgericht hätte eine solche Nebenbuhlerschaft nicht geduldet. Auch hatte die Stadt, während das Hofgericht Achterklärungen aussprach, das Recht, Ächter zu hofen und zu hausen, das heißt, bei sich aufzunehmen, mußte allerdings dafür sorgen, daß dem Kläger des Geächteten sein Recht wurde. Trotz der zahlreichen Einschränkungen war das Hofgericht außerordentlich und in weitem Umkreis beschäftigt. Im Jahre 1364 sprach es die Acht über die Stadt Bern aus, 1365—73 führten die Bürger von Sankt Gallen am Hofgericht einen Prozeß gegen ihren Abt, 1439 verhängten sie die Acht über einen Bürger von Büdingen. Die alte Hofgerichtsordnung bezeichnete das Hofgericht als „das oberste des heil. Reichs Gericht im Teutschen Landen“. Kaiser Ruprecht befreite es von der Berufung an Kaiser und Papst. Die ebenso hohen, ja noch höheren Ansprüche der Feme führten zu Zusammenstößen mit diesem Gericht, weswegen das Hofgericht für gut fand, sich in die Feme aufnehmen zu lassen; es bediente sich dabei der Vermittelung des Erzherzogs Albrecht von Österreich, der Wissender war. Verschiedene Umstände: der Abfall der Schweiz, die zunehmende Macht der Territorialfürsten, die Gewohnheiten, Streitigkeiten durch Austrägalgerichte zu entscheiden, die Entstehung des Reichskammergerichts, das dem Rottweiler Hofgericht übergeordnet war, beeinträchtigten es immer mehr; auch Fehler in ihm selbst, wie sein schwerfälliger Gang, machten es unbeliebt und anfechtbar.

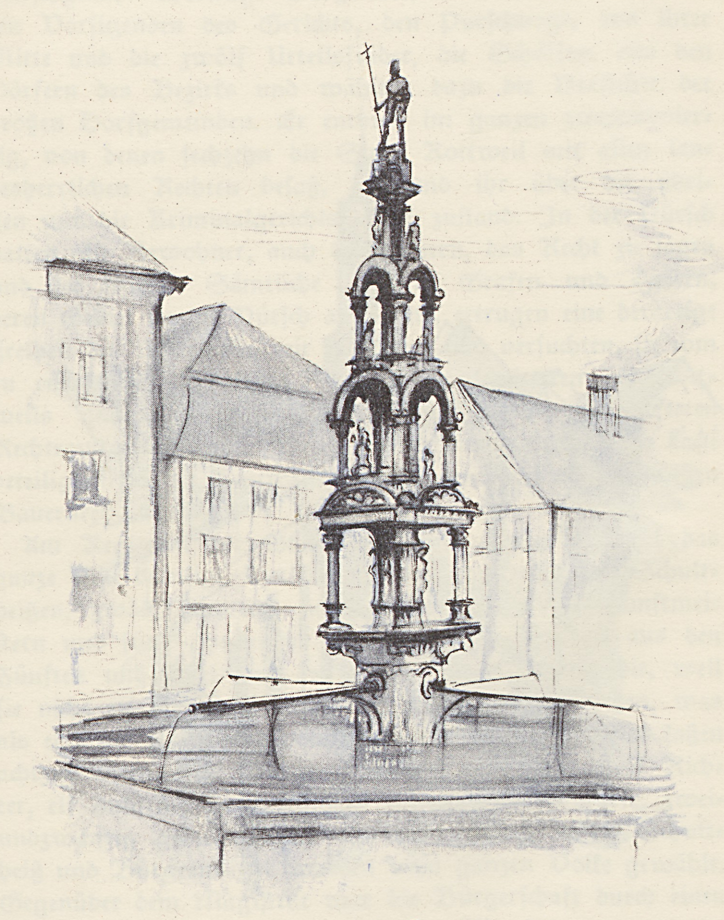
Demokratischen Charakter hatte das ebenso altertümliche Pürschgericht, dem die Malefizsachen zustanden. Es wurde im 11. Jahrhundert von den Herzögen von Teck geübt, die erbliche Grafen eines südschwäbischen Gaues waren, der die Pirs oder freie Pürsch hieß, weil das ganze Volk dort das freie Jagdrecht besaß. Der Graf erschien dreimal im

Jahre und hielt die ungebotenen Dinge, die regelmäßigen Gerichte ab. In der Mitte der freien Pürsch lag der königliche Hof Rotwyl, in dessen Besitz die gleichnamige Reichsstadt gelangte, der vermutlich Rudolf von Habsburg das Pürschgericht übertrug. Bürgermeister und Rat ernannten den Vorsitzenden des Gerichts, den Pürschvogt, aus ihrer Mitte und die zwölf Urteilsfinder, die Schöffen, aus den Dörfern des Bezirks und wählten dazu die Vorsteher der großen Dorfgemeinden. Er enthielt im ganzen zweiundvierzig, von denen sechzehn die Stadt Rottweil mit allen landesherrlichen Rechten besaß, während ihr über die übrigen nur die Kriminalgerichtsbarkeit zustand. In der Pürsch hatten alle Bewohner, auch die Bauern, das Recht zu jagen und zu fischen. Sämtliche Fürsten, Grafen und Herren, deren Gebiet an die Pürsch angrenzte, ertrugen eine derartige Freiheit des Untertanen mit Unwillen und versuchten, sie ihm zu entziehen; aber ihre Bemühungen scheiterten an Rottweils unerschütterlichem Beharren bei dem überlieferten Rechtszustande. Infolge ihrer verhältnismäßig günstigen Lage beteiligten sich die Rottweiler Untertanen nicht an der großen Bauernrevolution.

Am Regiment der Stadt war mit großer Umsicht das ganze Volk beteiligt. Der Kleine Rat bestand aus dem Schultheißen, zwölf Richtern, dem Stadtschreiber, elf Zunftmeistern und fünf „gemeinen Räten", von denen drei aus den Zünften und zwei aus den Geschlechtern waren, die, weil sie nicht zu erwerben brauchten, Müßiggänger hießen, was als ehrender Titel anzusprechen war. Im Großen Rat saßen achtzig Mitglieder: Bürgermeister, Schultheiß, zwölf Richter, elf Zunftmeister, dreiunddreißig Handwerksmeister, zweiundzwanzig gemeine Räte und der Stadtschreiber. Schultheiß und Bürgermeister wurden vom ganzen Volke gewählt. Gegenüber dem Magistrat war die Bürgerschaft durch einen permanenten Ausschuß von achtzehn Mitgliedern vertreten, der namentlich die Aufsicht über die Finanzen hatte.



Rottweil



Rottweil
Der Marktbrunnen

Durch das Hofgericht und als Reichsstadt fühlte sich Rottweil zwiefach an den Kaiser und damit an das Haus Österreich gebunden, ihr bäuerlich-aristokratisches Wesen zog es zu den schweizerischen Eidgenossen. Wie die übrigen schwäbischen und oberrheinischen Städte gehörte Rottweil zu den jeweiligen süddeutschen Städteverbindungen des 14. und 15. Jahrhunderts, insbesondere hielt es sich zu Villingen und Freiburg; aber im Jahre 1463 schloß es ein Bündnis mit den sogenannten acht alten Orten der Eidgenossenschaft, nämlich Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern, Zürich, Bern, Sankt Gallen, Appenzell, worin sie sich auf die „trüer Liebe und Fründschaft“ bezog, die ihre Vorfahren lange Zeit miteinander verbunden hätte. Es wurde nach fünfzehn Jahren auf fünfzehn Jahre erneuert, und im Jahre 1519, als die Zahl der Orte inzwischen auf dreizehn angewachsen war, zu einem ewigen gemacht. „Ewig Ding und ewige Fründschaft“ lautet der Anfang des Vertrages „soll man bestatten und bevesten mit geschrifft“; denn, so heißt es in etwas verschränkten Sätzen weiter, durch die Blödigkeit des menschlichen Gedächtnisses sei alles vergänglich, diese Freundschaft aber solle nimmermehr vergessen werden. Die von Rottweil nahmen bei dem Bunde aus „unseren heill. Vater den Bapst, den heill. Röm. Stuhl zu Rohm und das heil. Röm. Reich und das Hoff-Gericht bey unß und das Hauß Oesterreich“; die Eidgenossen gleichfalls den Papst, den heil. Stuhl zu Rom, das heil. röm. Reich, die gegenseitigen Bünde, das Haus Österreich und alle anderen Verbündeten. Schon beim ersten Bündnis hatten die schweizerischen Eidgenossen versprochen, nicht zu gestatten, daß das kaiserliche Hofgericht Rottweil mit Gewalt entzogen werde, wohingegen Rottweil versprach, keine Klage beim Hofgericht gegen die Eidgenossen anzunehmen. Rottweil fühlte sich nun so zugehörig zur Schweiz, daß es die Wappen der Eidgenossen an den Toren der Stadt und in einer Stube des Rathauses abmalen ließ und daß die Rottweiler auf Kriegszügen rote Hüte wie ihre Verbündeten

trugen, weswegen sie als neue Schweizerknaben verspottet wurden. Treulich kämpften sie an der Seite der Schweizer gegen Karl den Kühnen; ernstliche Schwierigkeiten aber ergaben sich, als Kaiser Maximilian im Jahre 1499 die Schweiz zum Anschluß an das Reich bewegen wollte und die von Rottweil als Mitglied der Eidgenossenschaft die schuldige Mannschaft zum Kriege zu stellen sich weigerte. Die Eidgenossen hatten so viel Verständnis für Rottweils verzwickte Lage, daß sie sich mit der Neutralität der Bundesstadt zufrieden erklärten; auch Maximilian beschied sich, behielt aber einen Groll gegen seine Reichsstadt. So fließend waren die politischen Verhältnisse noch, daß Rottweil bis zum Dreißigjährigen Kriege, also noch etwa hundertundfünfzig Jahre, die Doppelrolle als Glied des Reichs und Glied der Eidgenossenschaft spielen konnte, wie ja die Schweiz selbst formell erst durch den Westfälischen Frieden vom Reich abgetrennt wurde. Nicht nur daß Rottweil dem von Friedrich III. gegründeten und von Maximilian erneuerten Schwäbischen Bunde nicht beitrat, es schloß auch mit den Eidgenossen ein Bündnis mit dem König von Frankreich und trat mit ihnen in den Dienst des Papstes Julius, der der Stadt den Titel defensores ecclesiae verlieh und das Recht, in ihr Banner das Bild der Jungfrau mit dem Kinde aufzunehmen, die in einer Hand das Rottweiler Stadtwappen, den Reichsadler, trägt. Ein Streit des Rottweiler Magistrats mit der Bürgerschaft wurde durch einen Schiedsspruch der dreizehn Orte, das sogenannte Schweizerlaudum, beigelegt, das die Grundlage der nachherigen Entwickelung des inneren Verfassungswesens wurde. Es wurde später von Kaiser Matthias bestätigt. Bis zum Jahre 1645 hat Rottweil die eidgenössischen Tagsatzungen besucht.

Man ermißt, wie sehr Rottweil die Zugehörigkeit zur Eidgenossenschaft am Herzen lag, wenn man sieht, was für ein maßgebender Gesichtspunkt der Stadt sonst die Erhaltung des Hofgerichts war. Einzig daran scheiterte die Einführung

der Reformation, die anfangs viele Anhänger in Rottweil hatte, wenn auch nicht gerade im Rat. Schon sollte ein Vertrag zwischen den Konfessionen geschlossen werden, als die österreichische Regierung mit der Entziehung des Hofgerichts drohte, worauf sofort mit Strenge gegen die Evangelischen eingeschritten wurde. Sie mußten die Stadt verlassen, und ihre Häuser und Gärten wurden verkauft. Weil an der Spitze der katholischen Partei damals der Bürgermeister Gall Möck, der Schultheiß Konrad von Mock und der Pfarrer Uhl standen, kam der Vers auf: Möck, Mock, Uhl — retteten Rottweil dem Römischen Stuhl. Auf der evangelischen Seite standen hauptsächlich die Handwerker, doch gehörten auch Höhergestellte dazu, wie denn als das Haupt der Bewegung Valerius Anshelm betrachtet werden kann, ein Arzt und sehr gebildeter Mann. Er stammte aus einer angesehenen Rottweiler Familie, studierte in Tübingen Medizin und ließ sich als Stadtarzt in Bern nieder. Von dort mußte er fliehen, weil er sich durch die Entlarvung eines angeblichen Wunders bei den Dominikanern verhaßt gemacht hatte, und kehrte nach Rottweil zurück. Als er des Glaubens wegen auswandern mußte, nahm ihn das inzwischen evangelisch gewordene Bern wieder auf, und er hat der neuen Heimat seine Dankesschuld gezahlt, indem er eine Geschichte des Kantons Bern verfaßte. Die erste Austreibung traf einundachtzig Familienväter und -mütter mit dreihundertundfünfundsiebzig Angehörigen und vierundzwanzig ledige Männer. Trotzdem gab es noch Anhänger der neuen Lehre, die im Jahre 1545 sämtlich vertrieben wurden. Sie fanden in Bern, Schaffhausen, Konstanz, Bremgarten, Straßburg, Memmingen, Reutlingen und anderen evangelischen Orten Aufnahme. Außer Valerius Anshelm war noch eine Reihe guter alter Rottweiler Namen darunter: Burkhard, Wölflin, Bürklein, Ringlindreher, Faulhaber, Renz, Landolt, Herderer, Gutgesell, von Mößkirch und von Offenburg. Hernach wurde im Rat der Beschluß gefaßt, daß jeder

neu aufgenommene Bürger schwören müsse, katholisch zu bleiben. Wie sich von selbst versteht, hielt sich Rottweil innerhalb der Eidgenossenschaft zu den katholischen Orten, focht bei Kappel mit gegen Zürich und nahm Teil an dem mit Spanien zur Erhaltung des Glaubens geschlossenem Bunde.

Unter einem engherzig aristokratischen und jesuitischen Regiment und durch unerträgliche Kriegslasten kam Rottweil materiell und geistig herunter, seine einst blühenden Dörfer verelendeten; aber das Hofgericht und das Pürschgericht blieben erhalten. Die Abneigung der angrenzenden Herrschaften gegen das Jagen des gemeinen Volkes im Pürschgebiet nahm mit der stets wachsenden Aristokratisierung des Abendlandes zu, und es fanden im 17. und 18. Jahrhundert Konvente statt, wo die Teilnehmer sich bemühten, das Pürschwesen in eine der neuen zentralistischen Auffassung entsprechende Forstgerechtigkeit umzuwandeln, die von der jeweiligen Herrschaft abhinge. Es schicke sich nun einmal nicht, wurde den Rottweilern vorgestellt, daß der Bauer mit seiner Herrschaft zugleich jage und sich dieses Regals, dessen er an sich ja unfähig sei, gleich einem großen Herrn bediene, ja, diesen wohl gar von der Jagd abtreibe und ihn in seinem unschuldigen Pläsier behindere. Ferner spreche gegen das Pürschwesen, daß Handwerker und Bauer dadurch von ihrer Arbeit abgehalten würden, daß sie sich an Müßiggang gewöhnten und an Sonn- und Feiertagen anstatt in die Kirche in die Wälder gingen, schließlich, daß sich dadurch Landstreicher, „desparate, ausgehauste Leute", Zigeuner, Diebe und Räuber einschleichen und in den Wäldern ihr Wesen treiben könnten. Mit Ulm, Biberach und Leutkirch war Rottweil trotzdem für Beibehaltung der alten Pürschfreiheit, die aufgezählten Gründe damit zurückweisend, daß ein usus wegen eines abusus nicht abzuschaffen sei. Erst Württemberg, dem Rottweil durch den Reichsdeputationshauptschluß zufiel, hob das fremdartige Überbleibsel auf.

Ebensolange hat das Hofgericht bestanden ungeachtet alles

Wechsels der Zeit und der neuen Hofgerichts-Ordnung vom Jahre 1572, durch welche das römische Recht das alte deutsche verdrängte. Als die Grafen von Sulz im Jahre 1689 im Mannesstamm ausstarben, kam das Hofrichteramt an das Haus Schwarzenberg, bei dem es bis zuletzt blieb. Mit Beibehaltung aller üblichen Förmlichkeiten wurde einmal im Monat an einem Dienstag um zwölf Uhr das Gericht eröffnet, setzte sich der Hofrichter oder sein Vertreter auf den steinernen Stuhl unter der Linde mit dem Gesicht gegen die Stadt, wie es vorgeschrieben war. Der Stuhl steht heute noch, durch ein Gitter geschützt, an der alten Königsstraße; er ist im Jahre 1781 neu gesetzt worden, und seine Rokokoformen wollen sich nicht recht reimen mit dem monumentalen Material und dem Symbol des alten Reichs, dem doppelköpfigen Adler, der seine Rücklehne schmückt.

Zu den nächsten Nachbarn der Stadt gehörten das Kloster von Rottenmünster und die Herren von Zimmern. Das Kloster entstand dadurch, daß Kaiser Friedrich II. einen Teil seiner Wohngebäude beim Hof Rotwyl an Schwestern des Benediktiner-Ordens verlieh und sie zugleich mit der Reichsunmittelbarkeit begabte. Die Stadt Rottweil benutzte das Schirmrecht, das sie über das Kloster hatte, zu groben Eingriffen, welche die auf ihre Reichsstandschaft stolze Äbtissin nur ungern ertrug. Es handelte sich hauptsächlich darum, daß Rottweil das Kloster, als gehöre es zu seinen Untertanen, besteuern wollte. Trotzdem Rottweil deswegen vom Kaiser in die Acht und vom Papst in den Bann getan wurde, änderte es seine Tendenz so wenig, daß im 17. Jahrhundert die mürbe gewordene Äbtissin das Malefizgericht an Rottweil abtrat. Im Dreißigjährigen Kriege nahm Guébriant, als er das erstemal Rottweil belagerte, im Kloster Rottenmünster Quartier, und es mag sein, daß die Damen den vornehmen Bedränger ihrer ungalanten Schirmherren nicht ungern bei sich litten. Bei der zweiten Belagerung kapitulierte der Kommandant gegen den Willen der tapfe-

ren Bürgerschaft, und Guébriant zog als Sieger und doch besiegt in die Stadt ein; denn zwei Tage vorher hatte eine Kugel seinen Ellenbogen zerschmettert, eine an sich nicht bedeutende Verwundung, die doch seinen Tod herbeiführte. Der Bedauernswerte, der den Krieg in dem fremden, verwilderten Lande unfreudig, aber nach bestem Vermögen als gehorsamer Diener seines Königs geführt hatte, starb im Dominikanerkloster nach bitteren Leiden, das die Ärzte nur vermehren konnten, an einem Novemberabend, nachdem er sich noch in eine Rosenkranzbruderschaft hatte aufnehmen lassen. Auf einem Deckengemälde in der Dominikanerkirche ist der Augenblick dargestellt, wo Guébriant die Wunde empfängt, die ihm tödlich werden sollte.

Die Herren von Zimmern waren nicht mächtig genug, um Rottweil gefährlich werden zu können, suchten vielmehr die Freundschaft der angesehenen Stadt. Sie waren verständige Leute, ihres Adels sich bewußt, ohne ihre Kräfte zu überschätzen. Kaiser Sigismund kam einstmals auf dem Wege nach Sigmaringen an der Stadt Meßkirch vorbei, die denen von Zimmern gehörte. Da ließ sich Herr Johannes von Zimmern einen Tisch vor das Tor stellen, wo der Kaiser mit seinem Gefolge vorbeikommen mußte, setzte sich daran und blieb ruhig sitzen, als der Kaiser sich näherte. Erstaunt ließ dieser fragen, was der Herr von Zimmern mit seinem Sitzenbleiben meine. Da zog der von Zimmern seinen Hut, beugte das Knie und erklärte, es sei nicht aus Verachtung kaiserlicher Majestät geschehen, er habe damit nur sagen wollen, daß er ein freier Herr und weder dem Kaiser noch sonst jemandem mit Pflichten verbunden sei, kein Lehen trage und von des Kaisers Vater, Karl IV., die königliche Gerichtsbarkeit verliehen bekommen habe. Sigismund wunderte sich und erwies den Zimmern viel Gnade. Nach der Chronik zu schließen, die sie hinterlassen haben, waren diese Dynasten aufrechte, gütige, humorvolle und gebildete Herren. Gottfried erwarb das Bürgerrecht in Rottweil und

kaufte sich ein Haus dem Rathause gegenüber, das er innen und außen schön bemalen ließ und wo er einige Monate im Jahr gut lebte und zahlreiche Gäste bewirtete. Sein Musizieren ärgerte die Rottweiler, die das offenbar für störenden Lärm ansahen, gegen den der Rat einschreiten müsse, ein Mangel an Kunstsinn, der Herrn Gottfried sehr verdroß. Überhaupt wurde ihnen grobe Ungeschliffenheit vorgeworfen, besonders beim Tanzen, das sie auf dem Markte und an Hochzeiten vollführten, indem sie nach Belieben und ohne Rücksicht auf den Anstand umherstürmten. Einige Kilometer von Rottweil entfernt erhebt sich die große Ruine Herrenzimmern, die die Stadt nach dem Aussterben des befreundeten Geschlechts im Jahre 1594 käuflich erwarb. Schon vorher hatte sie das gleichfalls Zimmernsche Schloß Hohenstein gekauft.

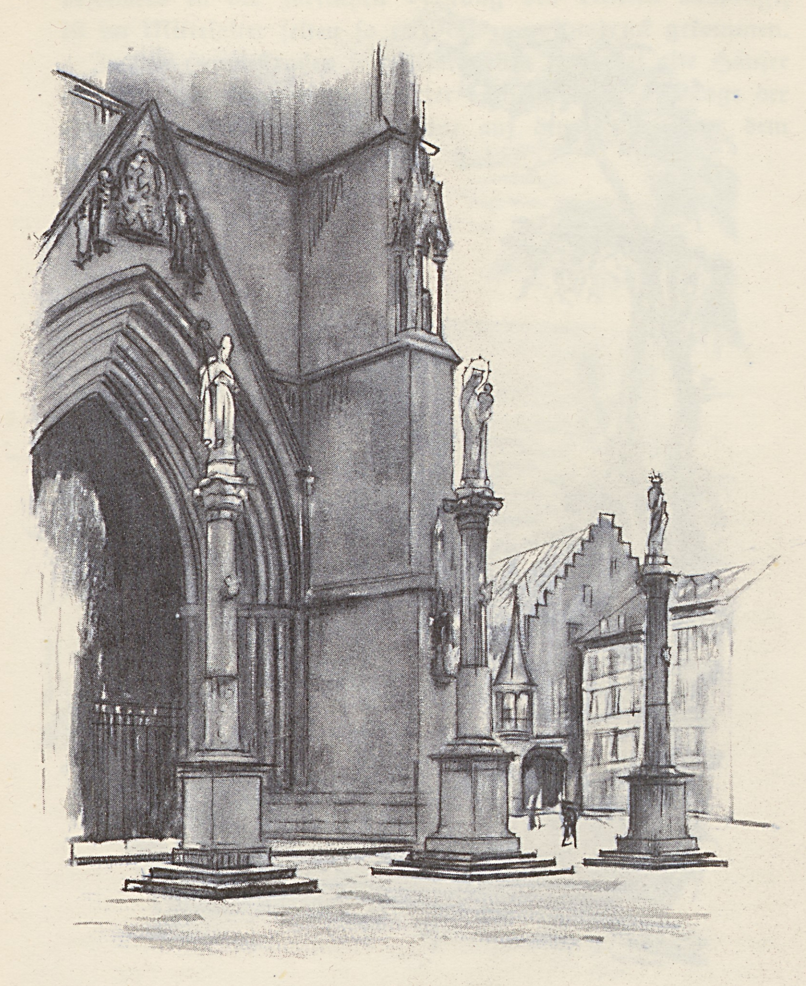
Die Kunst scheint in der Tat in Rottweil nicht so verschwenderisch gepflegt worden zu sein wie in manchen anderen mittelalterlichen Gemeinwesen. Die jetzt wieder aufblühende Stadt macht den Eindruck des Sauberen und Aufgeräumten, wozu die auffallend regelmäßige Anlage beiträgt: zwei Hauptstraßen schneiden sich rechtwinkelig und bilden vier Quartiere, den Johannser- und Lorenzort auf der einen, den Sprenger- und Heiligkreuzort auf der anderen Seite. Die kleine Lorenzkapelle, wo eine beachtenswerte Sammlung gotischer Holzskulpturen verwahrt wird, bildet mit einem alten Mauerturm einen einsamen Träumerwinkel. Dorthin, in die Kapelle, ist einstweilen der stark verwitterte, prachtvoll in Bogen aufsteigende, mit Figuren geschmückte Renaissance-Brunnen verwiesen, der den Kreuzungspunkt der Straßen schmückte. Rottweils stolzeste architektonische Zier ist der hochgotische Kapellenturm, der strahlend schlank wie eine Lanze aus niedrigem Häusergewirr aufschießt. Über dem Brautportal am Seitentürmchen sind ein Ritter und eine Jungfrau in Relief dargestellt, die einander gegenüber knien, wie wenn sie sich das Treue-

gelübde leisteten und dazu den Segen des Himmels erwarteten. Die Süßigkeit und Reinheit junger Liebe, wie sie sich besonders in der zärtlichen Haltung des Ritters ausprägt, ist im Mittelalter selten so reizvoll zum Ausdruck gekommen.

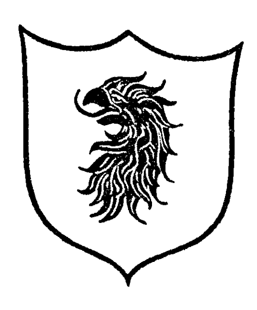
In den Hauptstraßen sind leider nicht sehr viel alte Häuser erhalten; aber von unveränderter Schönheit ist die Lage der Stadt als eine prangende Krone auf dem Felsen über dem wald- und stromdurchrauschten Tal.



Freiburg
Blick auf das Münster



Freiburg
Der Münsterplatz



Freiburg

Im 13. Jahrhundert lag die Stadt Freiburg in erbittertem Kampfe mit ihrem Landesherrn, dem Grafen von Freiburg. Dabei zeichnete sich ein Metzger namens Hauri besonders aus, indem es ihm glückte, den Bischof von Straßburg zu töten, der dem Grafen, seinem Schwager, zu Hilfe gezogen war. An der Stelle, wo er den Schlag vollführt hatte, wurde eine Denksäule errichtet, und um den heilbringenden Täter auf alle Zeit zu ehren, wurde seitdem, so heißt es, der Zunft der Metzger bei der Fronleichnamsprozession der Vortritt eingeräumt. Man kann nicht weniger fürstendienerisch sein. Dennoch war Freiburg eine Fürstenstadt, von einem Fürsten gegründet und unter fürstlichem Schutz erwachsen.

Die Zähringer stützten sich nicht wie die Hohenstaufen auf den Adel, sondern im Gegensatz zum Adel auf die Städte, die sie gründeten, damit sie namentlich gegen die Burgunder Herren Stützpunkte bildeten. Einige von diesen, vor allen Bern und Freiburg im Üchtland, sind in der Folge mächtige Republiken geworden. Herzog Konrad erhob im Jahre 1122 das Dorf zur Stadt, das unterhalb einer von Herzog Bertold auf den Trümmern eines alten Römerkastells erbauten Pfalz entstanden war. Er stiftete einen Markt und lud Kaufleute ein unter dem Versprechen freien Geleits, das er bekräftigte, indem er einem freien Manne und den Marktgeschworenen die rechte Hand reichte. Bürger der Stadt waren alle,

die ein freies Eigentum von einer Mark Silber im Wert besaßen. Mit großzügigem Sinn verlieh er den Bürgern das Recht, den Schultheißen, der dem Gericht vorstand, und ebenso den Pfarrer selbst zu ernennen, sich nur das Bestätigungsrecht vorbehaltend. Als Recht gab er ihnen das der berühmten Handelsstadt Köln, das sich später im Anschluß an das schwäbische Landrecht ausbildete und Rechtsquelle für die umliegende Gegend wurde; Freiburg wurde der Oberhof für vierunddreißig Städte im Oberlande. Natürlich hatte der Herzog das Recht, die Bürger zum Kampf aufzubieten, aber doch nur zu seiner Verteidigung und nicht weiter als eine Tagereise von der Stadt, damit Handel und Wandel nicht allzusehr gestört würden.

Das alte und angesehene Geschlecht der Bertolde, das seinen Ursprung von den Grafen vom Breisgau herleitete und in Schwaben begütert war, fühlte sich von den mächtigen Hohenstaufen verdrängt und geriet in den großen Gegensatz der Welfen und Waiblinger. Von Kaiser Lothar durch die Belehnung mit Burgund gewonnen, dann wieder von den Hohenstaufen durch die Aussicht auf das Herzogtum Kärnten und die Markgrafschaft Verona, woher der Herzogstitel stammt, wurden sie von Barbarossa durch seine Heirat mit der Erbin von Burgund gereizt. Nach dessen Tode wählte die päpstliche Partei Herzog Bertold V. zum König; er erwog die Möglichkeit, konnte sich aber doch nicht entschließen, den Kampf mit dem Imperatorengeschlecht der Staufer aufzunehmen. Es scheint, daß die Zähringer wohlwollende, einsichtige, von Herrschsucht freie Menschen waren, die gern säten und Frucht wachsen sahen und sich der Güter des Friedens erfreuten. Der Letzte machte ein Ende mit Papst und Kaiser und dem politischen Getümmel und zog sich mit seinen Vasallen auf das schöne Schloß Freiburg zurück, wo er Becher und Lieder klingen ließ. Während Herbststürme und Frühlingswetter um die Mauern brausten, las der adlige Dichter sein Lied vom Helden Alexander vor, der die Welt

eroberte und von den Pforten des Paradieses zurückgewiesen wurde, verlachten die glücklichen Zecher die unter Acht und Interdikt seufzende Welt und die Wut der Mönche, denen die herzogliche Wirtschaft da oben höllisch vorkam.

Die Grafen von Urach, die, als mit Bertold V. verschwägert, die Erbschaft antraten, fanden in Freiburg ein Gemeinwesen vor, das in dem Mit- und Gegeneinanderwirken von Edlen, Kaufleuten und Handwerkern erstarkt und gegen fürstliche Eingriffe sehr empfindlich war. In der Mitte des 13. Jahrhunderts mußten es sich die Patrizier gefallen lassen, daß dem Rat der Vierundzwanzig, den sie bisher ausschließlich besetzt hatten, ein neuer Rat von vierundzwanzig Mitgliedern beigesellt wurde, ohne den die Angelegenheiten gemeiner Stadt nicht mehr behandelt werden konnten. Einzig das Gericht blieb dem alten Rat vorbehalten. Auch sonst war der alte Rat immer noch bevorzugt, indem seine Mitglieder lebenslänglich gewählt wurden. Der neue Rat bestand auch nicht etwa nur aus Handwerkern, sondern wurde aus allen drei Ständen, Edlen, Kaufleuten und Handwerkern gewählt. Die Grafen versuchten zunächst, ihren Einfluß zu mehren, indem sie das Recht, den Schultheißen, den Bürgermeister und die Zunftmeister zu ernennen, an sich rissen. Einen solchen Machtzuwachs gönnte die Stadt den Grafen nicht, und es entspannen sich darüber Kämpfe, die schließlich für die Stadt günstig ausgingen. Eine Veränderung der Verfassung wurde in dem Sinne vorgenommen, daß der Rat den Bürgermeister, die Zünfte die Zunftmeister wählen, der Graf sie mit dem Amt belehnen solle; tue er es nicht, so heißt es im Vertrage, so bleiben jener doch Bürgermeister und diese Zunftmeister. Ohne Wissen und Willen des Rats dürfe der Graf keinen Krieg anfangen, aber seinen Freunden und Dienern helfen „ane wider das Riche“. Schließe die Stadt Bündnisse, wozu sie das Recht hatte, so behalte sie den Landesherrn vor; helfe jedoch der Graf jemandem, gegen den die Bürger verbündet waren, so ständen sie nicht ihm, sondern

ihren Eidgenossen bei. Das Münzrecht ging auf die Stadt über. Wenn schließlich die Grafen einen der Vertragspunkte brechen sollten, so dürften die Bürger, wen sie wollten, zum Herrn annehmen. Basel, Breisach, Straßburg und das nahe Villingen waren die Städte, mit denen Freiburg am häufigsten und engsten verbunden war; daneben kamen gelegentliche Verbindungen mit Mainz, Worms, Speyer, Bern, Lindau, Überlingen, Rottweil vor.

Während dieser Zeit, wo Freiburg, ungeachtet es in viele Fehden verwickelt war, an Macht und Reichtum stetig zunahm, genoß das größte Ansehen die Familie Schnewlin, die fast immer das Amt des Bürgermeisters und oft auch das des Schultheißen bekleidete. Sie spaltete sich in vierzehn Äste und ist erst im Jahre 1833 ausgestorben. Die Schnewlin waren sehr reich, besaßen Güter und Dörfer und mehrere ganz eingerichtete Häuser in der Stadt. Sie betrieben auch kaufmännische Geschäfte, wie das überhaupt viele Adlige taten, ohne deshalb ihren Stand aufzugeben. Die Thurner und Woleb bezogen ihren Reichtum aus den Silbergruben im Breisgau, mit deren Betrieb die Grafen vornehme Bürger gegen einen gewissen Gewinnanteil belehnten. Andere hervorragende Adelsfamilien waren die von Tuselingen, die Herdern, die Hohenfirst und Valkenstein.

Mit Neid und Groll sahen die Grafen den Wohlstand der Stadt, die sich zum Gläubiger ihres Herrn aufschwang; denn sie gerieten immer tiefer in Schulden. Pfalzgraf Götz III. von Tübingen, der des Grafen Friedrich Tochter Klara heiratete, paßte augenscheinlich in die Familie: er war so verschuldet, daß er schließlich Tübingen den Grafen von Württemberg verkaufte, sich selbst als fröhlicher Jäger, wie es Uhland besungen hat, nur die Hundelege im Kloster Bebenhausen und die Jagd in Schönbuch vorbehaltend. Er und seine Frau zogen nach Freiburg und gefielen der Bürgerschaft gut, besonders Klara, so daß sie sie nach dem Tode ihres Vaters zur Herrin wählten. Sie versprach, wenn ihr

Mann sterben sollte, sich nur mit Wissen und Willen des Rats wieder zu verheiraten, und ließ sich den Ritter Schnewlin im Hof und zwei andere Herren zu Vormündern setzen. Hiergegen klagte ihr Oheim Egeno beim kaiserlichen Hofgericht, das zu seinen Gunsten entschied, worauf Klara, der Herrschaft und Titel offenbar nicht übermäßig am Herzen lagen, ihre Ansprüche an Egeno verkaufte und Bürgerin der Stadt Freiburg wurde. Egeno hielt den Kampf um Freiburg, währenddessen die Bürger seine Burg zerstörten, nur zwei Jahre aus; dann verzichtete er auf die Stadt und alle seine Rechte und überließ es ihr, sich zum Herrn zu wählen, wen sie wolle. Etwa hundert Jahre später erlosch das Geschlecht der Grafen von Freiburg.

Es ist merkwürdig, daß die Stadt, die mit so viel Energie ihre Unabhängigkeit verteidigt hatte, diesen Augenblick nicht benutzte, um die Reichsunmittelbarkeit zu erlangen. Allerdings war Freiburg immer eine Fürstenstadt gewesen ohne unmittelbare Beziehungen zum Reiche; aber später brachten die Umstände ihr als Geschenk, was so viele mit Opfern erstrebten, und doch tat sie nichts, um sich die Reichsfreiheit zu erhalten, die sie mehrere Jahre ohne ihr Zutun genossen hatte. Man möchte fast glauben, es habe an der Dreisam ein Genius gewaltet und die Stadt und die Fürsten ergriffen, dem ein schöner Augenblick und ein leichtes Herz wichtiger war als Besitz, Herrschaft und gesicherte Zukunft. Anstatt sich auf sich selbst zu stellen, ergaben sich die Freiburger, nachdem sie sich eben der Freiburger Grafen entledigt hatten, den Herzögen von Österreich, deren Machtpläne ihnen aus den Vorgängen in der benachbarten Schweiz bekannt sein mußten. Die Habsburger besaßen in den oberrheinischen Landen schon mehrere Reichsstädte in Pfandschaft, nämlich Schaffhausen, Rheinfelden, Neuenburg und Breisach, und es lag ihnen sehr daran, dies Gebiet abzurunden, das ihnen als Vormauer gegen Frankreich bedeutsam war. Die Sage bringt mit dem Übergang Freiburgs an

die Österreicher den Ritter Malterer in Verbindung, den Sohn eines einfachen Breisacher Bürgers, der zu Reichtum gekommen war. Der junge Malterer, einer der glänzendsten Ritter in Freiburg, zog mit Erzherzog Leopold in die Schlacht bei Sempach, wo der stolze und schöne Fürst und mit ihm die Blüte des Adels von den Schweizer Bauern erschlagen wurde. Über Leopolds Leiche hingestreckt fand man die des Ritters Malterer, der seinen Herrn mit dem eigenen Leibe zu schützen versucht hatte, und so vereinte der Tod, was zusammengehörte; denn der junge Malterer war, so erzählt die Sage, Erzherzog Leopolds natürlicher Sohn gewesen. Als solcher hat er, heißt es, die Stadt zum Anschluß an Österreich gedrängt. Daran ist gewiß so viel wahr, daß der in Freiburg so zahlreiche Adel naturgemäß zu Österreich neigte und seinen Einfluß in dessen Interesse geltend machte. Fast zugleich wurde ihm der Erfolg zum Verhängnis; denn durch die denkwürdige Bauernschlacht erlitt der Freiburger Adel große Verluste, die einen Aufschwung und Sieg der Zünfte ermöglichten, was wiederum verschiedene Geschlechter zur Auswanderung veranlaßte. Zwar blieben die Ämter des Schultheißen und des Bürgermeisters immer noch in den Händen des Adels; aber er verlor allmählich das Interesse an der Stadt, die er nicht mehr beherrschte, und aus der Handelsstadt wurde eine Handwerkerstadt.

Unter den habsburgischen Fürsten waren zwei von der genialisch leichtlebenden Art, wie Freiburg sie schon früher gekannt hatte: Friedrich mit der leeren Tasche, der von Kaiser Sigismund seiner Länder beraubt und als Bauer verkleidet umherzog, sein Unglück in Liedern sang und das Volk für sich gewann, und Siegmund, der Letzte aus der Tiroler Linie, der mit seiner Frau, Eleonore von Schottland, sich an Kunst und Gesängen erfreute und so unbesonnen verschwendete, daß er, um Geld zu bekommen, Karl dem Kühnen die Landgrafschaft Elsaß, die Grafschaft Pfirt und die fünf Rheinstädte verpfändete und später die gesamten

österreichischen Vorlande an Bayern verkaufen wollte. Der letzte und bedeutendste Vertreter dieser Art der Freiburger Herren war Maximilian, zugleich Kaiser: immer voll Schulden, hinreißend liebenswürdig, voller Einfälle, voller Schrullen, ruhmselig, großartig, unbekümmert, vorurteilsfrei, Dichter und Künstler. Nach ihm kam ein anderes, spanisch-jesuitisches Österreich auf, das wenig zu dem fröhlichen, schönheitliebenden Freiburg paßte, und in das es sich doch hineinzwängen ließ, weil es zum Märtyrertum keinen Beruf fühlte.

„Es ist unbegreiflich," hat Prinz Eugen einmal gesagt, „wie die Völker von ihrer angeborenen Energie und Stammkraft ausarten." Diese Degeneration läßt sich auch in Freiburg verfolgen. Zur Zeit Maximilians behielt sich die Stadt, entgegen dem Willen des Kaisers, ihres so beliebten Herrn, die Freiheit vor, an dem durch den berühmten Stadtschreiber Ulrich Zasius ausgearbeiteten Recht Änderungen vorzunehmen. Als im Jahre 1569 dem Erzherzog Ferdinand gehuldigt wurde, nahmen die Bürger Anstoß an dem Wort Untertanen, daß in der Huldigungsformel vorkam; aber daß das Wesen der Macht ihnen Stück für Stück entwunden wurde, ließen sie sich doch gefallen. Nach dem Aussterben der zweiten Tiroler Linie fielen die Vorlande an Kaiser Leopold I., der 1651 eine Regierung in Freiburg einsetzte und dadurch die Selbstverwaltung aufhob, wenn auch die Stadt noch immer betonte, daß ihre Freiheit „nit ein gering kleinot" und die beste Waffe gewesen sei, mit der sie sich ihrer benachbarten Feinde erwehrt habe. Die Regierung wurde das Vorderösterreichische Wesen genannt und die an ihr Angestellten die Wesens-Personen. Die höheren Ämter beanspruchte und bekam der Adel, der zugleich mit dem Wesen in die Stadt gezogen war, die Andlau, Böcklin, Kageneck, Sikkingen-Hohenberg, wie auch die Familien, die noch vom alten Stadtadel übriggeblieben waren, wie die Schnewlin, Valkenstein und Roggenbach; zusammen bildeten sie nun eine

Kaste, die die Stadt eher belästigte, während einst der Adel ihre Freiheit und Macht am allerwirksamsten vertreten hatte. Noch Maximilian I. hatte dafür gesorgt, daß die öffentlichen städtischen Lasten von den Ständen gleichermaßen getragen wurden; die nunmehrige kaiserliche Regierung, die sich überhaupt auf den Adel stützte, befreite den ganzen vorderösterreichischen Ritterstand von der städtischen Gerichtsbarkeit und allen anderen bürgerlichen Verpflichtungen, wogegen die Stadt vergeblich prozessierte. Die alte ehrwürdige Begrüßungsformel der städtischen Regierung: Wir, Burgermeister und Rat der Stadt Freiburg, entbieten allen unseren Jurisdiktions-Zugehörigen, Satz- und sonst Verburgerten, auch allen unseren Zünftigen, Untertanen und Schirmverwandten, unseren Freunden, gutwilligen und gnädigen Gruß!" wurde abgeschafft; dem Landesherrn gegenüber durfte sich der Stadtrat nicht mehr als „gutwillig", sondern mußte sich als „gehorsam" unterzeichnen.

Zwei Kleinodien jedoch hat sich Freiburg durch allen Wandel der Herrschaft und Sitte, der Eroberung und Zerstörung bewahrt: das Münster und die Universität. Gründer derselben war Herzog Albrecht von Österreich, Herr der Vorlande um die Mitte des 15. Jahrhunderts. Er war der jüngere Bruder Friedrichs, des späteren Kaisers, mit dem er in eifersüchtiger Verfeindung lebte. Der Gegensatz lag in der Verschiedenheit ihrer Naturen begründet: Friedrich war träge, geizig, stetig, hartnäckig und mißtrauisch, Albrecht verschwenderisch, ruhelos, wetterwendisch und leicht zu beeinflussen. In den Freiburger Kämpfen zwischen dem Adel und den Zünften unterstützte er den Adel und ging so weit, daß er die Zünfte, soweit sie eine politische und militärische Organisation waren, aufhob. Handwerker, sagte er, hätten weder das Vermögen, noch die Einsicht und Gewandtheit, um Ratsherrnstellen auszufüllen. Durch diesen damals unerhörten, tyrannischen Eingriff erregte Albrecht große Unzufriedenheit, und vielleicht schien es ihm oder seinen Räten

angebracht, die Stadt durch eine außerordentliche Gabe zu versöhnen. Man hat die Stiftung der Universität auch dem Einfluß der Gemahlin Albrechts, Mechtilde, Pfalzgräfin bei Rhein, die aber damals schon von ihrem Manne getrennt lebte, zugeschrieben. Sie hatte an der heimatlichen Universität Heidelberg ein Vorbild und regte später ihren Sohn aus erster Ehe, den Grafen Eberhard von Württemberg, zur Gründung der Universität Tübingen an. Für die städtische Regierung war das Geschenk insofern zweischneidig, als die Universität eine selbständige Körperschaft kirchlichen Charakters mit eigener Gerichtsbarkeit und von bürgerlichen Lasten befreit war, und die Städte ohnehin mit der anspruchsvollen Geistlichkeit genug zu schaffen hatten; indessen bewiesen Rat und Bevölkerung Einsicht und hohen Sinn, indem sie die Stiftung durch reiche Zuwendungen förderten. Sie hatte die höchste Blüte unter Maximilian I., Albrechts Neffen, der für Freiburg eine besondere Vorliebe hatte, und dessen sprühende Persönlichkeit überall wie Sonnennähe wirkte. Sein Kanzler Konrad Stürzel, sein Beichtvater Georg Reich, der Geschichtsschreiber Jakob Mennel, der sich zuletzt im Auftrage des Kaisers ganz der Erforschung der Habsburger Familiengeschichte widmete, waren Lehrer an der Freiburger Universität.

Die reizbare Stimmung zwischen Universität und Stadt zeigt sich anziehend und ergötzlich in einem Vorfall, den die Chronika derer von Zimmern berichtet. Eines Tages wurde in Freiburg ein junger Mensch ergriffen, der seinem Herrn, dem Abt von Tennenbach, bei dem er Organist war, silberne Becher entwendet hatte. Er wurde vom städtischen Gericht zum Strang verurteilt, was allgemein sehr hart gefunden wurde, um so mehr als der Dieb noch sehr jung und bisher unbescholten war. Besonders die Geistlichen und die Universität bemitleideten den armen Sünder, und der derzeitige Rektor, Wilhelm Werner von Zimmern, der in Freiburg studierte, ließ sich gern bereden, ihn zu retten und damit zu-

gleich der Stadt einen Possen zu spielen. Wilhelm Werner, Rektor und Student, ein junger Graf von Hanau-Lichtenberg und eine Menge Magister, Doktoren und Studenten begaben sich in das Spital, wo *nach altem Herkommen* der Verurteilte den letzten Gnadentrunk, das St. Johanneswasser, trinken sollte. Diese Gelegenheit benutzten die beiden jungen Herren, ihn vom Strick des Scharfrichters loszuschneiden und an sich zu ziehen. Der gleichfalls anwesende Schultheiß, ein Schnewlin von Bernlapp, wollte diesen Eingriff in die städtische Gerichtsbarkeit nicht dulden, rückte mit seinen Reitern vor und wies die Stadtknechte an, sich des Jungen wieder zu bemächtigen. Es entspann sich ein Handgemenge, bei dem die Universitätsgenossen Sieger blieben. Da läutete der Schultheiß auf der Stelle den Rat zusammen und erhob Klage über das gewalttätige Unterfangen der Studenten, die ihrerseits auf eine ihnen zustehende Freiheit pochten, von der sie Gebrauch gemacht hätten. Als sie drohten, sich an den Kaiser zu wenden, wenn man die Rechte der Universität nicht wolle gelten lassen, lenkte der Rat ein, bat aber, die Studenten möchten sich künftig in ihren Freiheiten mäßigen. Der Befreite mochte sich seines so wunderbar geretteten Lebens nicht ganz sicher fühlen und trat in ein Barfüßerkloster ein. Die Sitte, junge Leute aus vornehmem Geschlecht, die in Freiburg studierten, zu Rektoren zu wählen, soll sich erhalten haben, bis im Jahre 1540 ein Graf Felix von Zollern sich so betragen habe, daß der Beschluß gefaßt worden sei, inskünftig nur noch Gelehrte dieser Ehre teilhaft zu machen. Wilhelm Werner von Zimmern aber konnte sich noch rühmen, beim Tode des Königs Philipp von Spanien 1506 als Rektor die schwarze Trauerkappe zu tragen, anstatt der rotgefütterten, die für gewöhnlich zu seiner Tracht gehörte.

Während der letzten Lebenszeit Maximilians schuf Hans Baldung Grien, der phantasievollste Maler, den das Reich besessen hat, den Hochaltar für das Münster. Von den

Apostelgestalten der inneren Altarflügel nimmt man an, daß sie Porträts zeitgenössischer Freiburger sind, Köpfe von urwüchsiger, im Leben gehärteter Eigenart, zum Teil von durchsichtiger Schönheit. Es versteht sich von selbst, daß in einer geistig so bewegten Stadt die reformatorischen Ideen Eingang fanden; aber sie verbanden sich nicht mit einem in grundlegenden Lebensbedürfnissen wurzelnden Drange, vielleicht weil Freiburgs Goldschmiede, Granatschleifer und Bergleute nicht wie andere Handwerker durch die Klöster beeinträchtigt wurden. Evangelisch gesonnen war zum Beispiel der tiefsinnige und gütige Edle Hans von Schönau, der außer dem Kornalmosen für die Gefangenen Leib- und Bettwäsche und für die zum Tode Verurteilten einen Armesünderwein auf ihrem letzten Gange stiftete. Zu Taten führten diese Gesinnungen nicht; sie erloschen unter dem gegenreformatorischen Druck, den die auf Maximilian folgenden Habsburger ausübten.

Der Mittag, der die Kultur Freiburgs im allgemeinen reifte, vollendete auch den Mittelpunkt und schönsten Schatz des Stadtbildes: das Münster. Eine von der ostwestlich orientierten Verkehrsstraße abgehende enge Seitenstraße führt zu dem Platze, wo es liegt, umringt von Häusern und im weiteren Kreise von dunklen Bergen. Es ist kein Platz abgesonderter Stille, wie er sonst wohl der Hauptkirche eingeräumt wird, sondern des täglichen Marktgewimmels; das prächtige Kaufhaus und das gediegene Kornhaus, Sitz der städtischen Verwaltung, grenzen daran. Mitten aus der fröhlichen Geschäftigkeit des Alltags wächst das Ehrenhaus der Gottesmutter und der Stadt, vom blühenden Schimmer seiner Steine wie von einer Rosenhecke umsponnen. Seine Bauzeit erstreckte sich über drei Jahrhunderte, während welcher es aus romanischen Anfängen in reine Gotik gewandelt wurde. Keine der großen mittelalterlichen Kirchen Deutschlands ist außer dieser im Mittelalter selbst fertig geworden und so erhalten; selten wurden ja die Türme ganz ausgebaut,

und wenn es geschah, so wurden oft die Spitzen durch Blitzschlag oder Stürme zerstört und in anderem Geschmack ersetzt. Fehlt dadurch dem Freiburger Münster auch der Reiz überraschender Abweichungen, so ist es doch durchaus nicht langweilig korrekt; ein Frühlingshauch des Glücks umschwebt es, eine Blume, der der Himmel ungestörtes Erblühen beschieden hat. Es hat nichts Ungeheueres, nichts Sinnverwirrendes; es dient einer Gottheit, die sich in lieblicher Gestalt offenbart. Lieblichkeit und Schönheit mildern, wohin das Auge blickt, den Eindruck des Übermenschlichen.

Die Vorhalle unter dem Turm, die den durch das westliche Portal Eintretenden empfängt, diente, wie noch die steinernen Bänke anzeigen, den Gerichtssitzungen der Schöffen; so eng verbunden waren Glauben und Leben, Kirche und Staat, daß die Hüter des Rechts sich an geweihter Stelle, gleichsam unter dem allsehenden Auge Gottes versammelten, um das Urteil zu schöpfen.

Die nördliche und südliche Seite der Eingangshalle ist über und über mit Figuren geschmückt, die die ganze Heilsgeschichte und eine Menge von religiösen Beziehungen darstellen, die dem mittelalterlichen Menschen ohne weiteres verständlich waren. Man sieht die Verlockung der Welt und die Warnungen der Engel, das Leiden und Sterben des Gottessohnes, den Sturz des Bösen und die Auferstehung der Gerechten. Auch der moderne Mensch, dem die Bedeutung im einzelnen fremd ist, wird ergriffen von dem erhabenen Sinn der in Stein aufgebauten menschlich-göttlichen Tragödie. Das Innere, ein Himmel, in dem der Mensch Gast sein darf, glüht in dem Zauberlicht, das durch farbige Fenster fließt, die größtenteils alt sind. Viele zerbrachen bei der Beschießung der Stadt im Jahre 1744 und bei der Sprengung der Festungswerke, die darauf folgte, was damals nicht einmal besonders bedauert wurde; den Auffassungen des 18. Jahrhunderts waren die mittelalterlichen so fremd geworden, daß man farbige Fenster als zu dunkel und schwer empfand. Im 19. Jahrhundert ge-

lang es, einige wieder herbeizuschaffen, einige wiederherzustellen und aus anderen Kirchen welche zu erwerben. Von den ursprünglich für das Münster bestimmten und noch erhaltenen sind die meisten von verschiedenen Zünften gestiftet: von den Rebleuten, von den Bergleuten, von den Schuhmachern, Krämern, Küfern, Bäckern und Schmieden. Nicht mehr vorhanden sind die oberen Glasgemälde des Mittelschiffs, für die der Bürgermeister Johannes Schnewlin, genannt der Gresser, in seinem Testament sein bestes, mit einem seidenen Waffenkleid bedecktes Pferd und seinen besten Harnisch vermachte. Die Apostelstatuen an den Pfeilern des Mittelschiffs sind, nach den darunter befindlichen Wappen zu schließen, von Freiburger Patriziern gestiftet. Obwohl gehemmt durch den Reichtum der Ausstattung des Langschiffs und des Querschiffs strebt der Blick im Flusse der Architektur vorwärts und das erhöhte Chor hinauf. Dessen Mitte nimmt der Hochaltar mit den Gemälden Hans Baldung Griens ein, der Patronin des Doms gewidmet, ein Marienleben, das mehr ihre Holdseligkeit und Glorie als ihre Schmerzen widerspiegelt. Der geöffnete Altar zeigt die Krönung durch Gott Vater und Gott Sohn, zwei Märchenkönige, die über dem geprüften Erdenkinde die ganze Fülle des geöffneten Himmels ausschütten. Auf den geschlossenen Flügeln sieht man die Verkündigung und die Flucht nach Ägypten. Dort der Engel mit den lodernden Haaren, hier das Kind, das sein Köpfchen wie eine reife Frucht auf den Arm der lieblichen Mutter neigt, Linie und Farbe überall veranschaulichen Wunder und erwecken Glauben. Ein Gegensatz ist zwischen der frühgotischen Vorhalle und dem Chor mit dem spätgotischen Werk Baldungs wie zwischen der strengen Bilderschrift der Kirche und der freien Gläubigkeit eines reinen Herzens. Der Vorhang der Symbolik ist hier, im Allerheiligsten, zerrissen, und der Mensch, der auf gotterfüllter Erde lebt und kämpft, steht leuchtend vor uns.

Befinden wir uns im Chor im Kelch der Blume, die das

Langhaus trägt, so strahlen die zwölf Kapellen, die sich an den sechseckigen Chorausgang schließen, wie ein Blätterkranz von ihm aus. Überschwengliche Herrlichkeit ist auf allen Seiten ausgebreitet, wie wenn hier ein Quell der ewigen Schaffenskraft mündete. Vornehm und schön ist die Geburt und Anbetung von Holbein dem Jüngeren. Stifter des Altarbildes war Hans Oberriedt von Freiburg, der nach Basel übersiedelte, sich dort mit Amalia Zscheggenbürlin verheiratete, als die Reformation in Basel siegte, nach Freiburg zurückkehrte und das Bild mitnahm. Es war so berühmt, daß zwei gekrönte Liebhaber der Kunst, Kaiser Rudolf II. und Kurfürst Maximilian von Bayern, es zu erwerben wünschten. Die Franzosen raubten es 1796 und brachten es nach Kolmar, gaben es aber später auf dringendes Anhalten zurück. Die vom Kanzler Maximilians, Konrad Stürzel, gestiftete Kapelle enthält einen Altar des älteren Holbein und ein von Baldung entworfenes Fenster, welches den knienden Stifter, seine Gattin, seine sechs Söhne und seine zwei Töchter darstellt. In der zweiten Kaiserkapelle befinden sich die Flügel eines von Johannes Schnewlin gestifteten Altarwerks von Hans Baldung: Christus, der von Johannes die Taufe empfängt, und Johannes auf Patmos, dem die Jungfrau auf der Mondsichel erscheint. Vom Umgang aus sieht man auch die Kreuzigung Christi auf der Rückseite des Baldungschen Hochaltars, ein düsteres Bild, über das der leidenschaftliche Liebesschmerz Maria Magdalenens eine dämonische Flamme wirft. Ein junger Mann mit vornehm das innere Leben maskierendem Gesicht soll des Malers Selbstporträt sein. Die Predella zeigt die Bildnisse der damaligen Münsterpfleger: Bürgermeister Sebastian von Blumeneck und die Ratsherren Egid Has, Ulrich Wirtner und Nikolaus Schefer, prachtvolle Charakterköpfe. Von den Glasfenstern stammen mehrere bestimmt, andere wahrscheinlich von Baldung Grien. Seine flächige, hochfarbige Kunst war für den durchsichtigen Stoff, die hohen und breiten Scheiben und ihre erhöhte Stel-

lung besonders geeignet. Vergleicht man sie mit den Fenstern des Schiffes, so ist es auch hier wieder, als sollte aus mystischen Zeichen der Mensch festumrissen in königlicher Glut hervortreten.



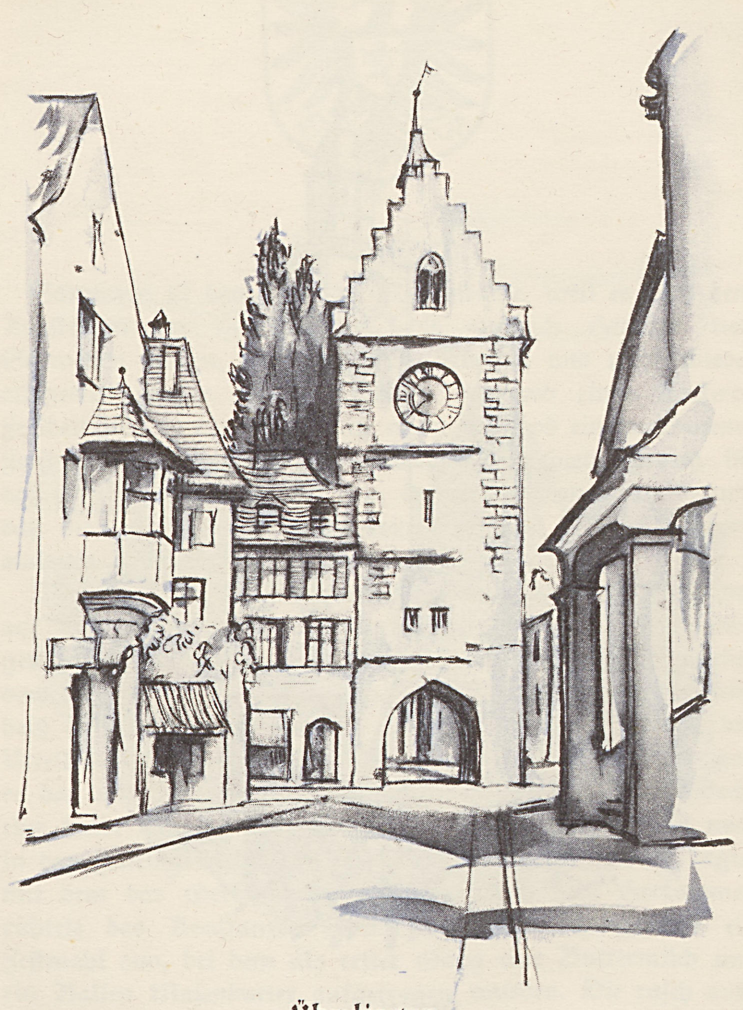
Überlingen

Schwaben ist das Land der Reichsstädte, weil es nach dem Aussterben der Hohenstaufen, die zugleich Herzöge von Schwaben waren, an das Reich zurückfiel und nicht wieder ausgeteilt wurde. Ob nun dieser Umstand einen stärkeren Freiheitssinn in den Schwaben erzog, oder ob ein angeborener Freiheitssinn ihnen ihre Unabhängigkeit erhielt, gewiß ist, daß sie ihn haben, jenen echten, dessen die Demokratie bedarf, daß man nämlich nicht nur keinen Zwang erträgt, sondern auch die Rechte der anderen achtet.

Rudolf von Habsburg verlieh Überlingen das älteste seiner auf uns gekommenen Privilegien, wodurch es vom Landgericht befreit und mit eigener Gerichtsbarkeit beschenkt wurde; doch blieb der vom Kaiser eingesetzte Ammann oder Schultheiß Vorsitzender des oberen Gerichts und Vollstrecker des Urteils. Außer dem oberen Gericht für Kriminalfälle gab es das untere, das über Zivilsachen entschied. Bei Goldbach, eine halbe Stunde von Überlingen entfernt, sieht man noch in den Felsen eingehauene Sitze, wo das Maiengericht tagte, mit dem das Gerichtsjahr abschloß. Nach dem Herkommen richtete das Konstanzer Spital bei dieser Gelegenheit ein Festmahl aus, bei dem als erster Gang eine Buttermilch und ein Ballen Maienbutter aufgetragen wurden. Die rasch aufblühende Stadt hatte das natürliche Bestreben, den Ammann zu verdrängen, was auch nach und nach gelang; seine Ob-



Überlingen
Blick auf das Münster



Überlingen
Franziskanertor

liegenheiten gingen auf den städtischen Bürgermeister über, wenn auch das Amt zunächst noch weiterbestand. Im Jahre 1366 kaufte es die Stadt, nachdem Karl IV. es verpfändet hatte, und der neue Besitz wurde nachträglich von König Wenzel bestätigt. Damit hatte Überlingen die volle Reichsunmittelbarkeit errungen. Nachdem es noch von auswärtigen Gerichten befreit war, konnte es nur vor den Kaiser oder vor den Rat der Städte Konstanz, Lindau, Ravensburg geladen werden. Oberhof für Überlingen war Freiburg.

Wie Überlingen seine Freiheit ohne große Anstrengung erlangt hatte, so blieb es auch von schweren inneren Kämpfen verschont. Die Regierungsgewalt war nicht wie in den meisten Städten beim kleinen, sondern beim großen Rat, der aus fünfundneunzig Mitgliedern bestand. Die ganze Bürgerschaft war in Zünfte eingeteilt; die Patrizier waren in der Löwenzunft, die zwar anders organisiert war als die Handwerkerzünfte, aber politisch keine Vorrechte, überhaupt keine Sonderrechte besaß. Bürgermeister, Zunftmeister und ein Ausschuß wählten mit der ganzen Gemeinde die Räte. Die Bürgermeister waren immer Patrizier, ohne daß das, wie es scheint, von den Zunftmeistern beanstandet wurde.

Der gesamte städtische Grundbesitz bestand in Weingärten; denn die Rebe gedieh an dem durch Berge im Norden geschützten, von der Sonne gewärmten Ufer so gut, daß der Erwerb bewußt darauf eingestellt wurde. Man sagt, es habe in ganz Überlingen keinen Pflug gegeben. Erst als im Dreißigjährigen Kriege die Reben zerstört waren, wandte man sich notgedrungen mehr dem Feldbau zu. Nach mittelalterlichem Brauch stand der Weinbau und Weinverkauf bis in alle Einzelheiten unter der Aufsicht des Rats. Er entschied, was für Reben angepflanzt werden sollten, und er sorgte dafür, daß fleißig und mit Rücksicht auf den größtmöglichen Ertrag bei der Anlage und Arbeit verfahren wurde. Auf gewissen Rebfreveln stand die Todesstrafe. Auch den Preis des Weins setzte der Rat fest und regelte den Verkauf, wobei der mittel-

alterliche Grundsatz maßgebend war, daß Übervorteilung des Käufers, allzu große Bereicherung des Einzelnen, Anhäufung von Kapital vermieden werden müsse. In der Mitte des 16. Jahrhunderts wurde einmal die strenge Aufsicht aufgehoben, nach einem Jahr aber wieder eingeführt, weil die private Spekulation überhandgenommen hatte.

Trotz dieser antikapitalistischen Tendenz wurde durch den sogenannten Weinbau im Keller der Spekulation und Bereicherung ein Tor geöffnet. Es war nämlich gestattet, daß der Wein, der auf dem Markte nicht verkauft und auch nicht ausgeschenkt war, im Keller aufgespeichert und gelegentlich auf den Markt gebracht wurde. Noch jetzt sieht man an alten Häusern die tiefgelegenen Fenster der weiten Kellerräume, die diesem Zweck dienten. Vermögende Leute liehen den ärmeren, die keine Mittel zum Betrieb des Weinbaus hatten, das nötige Kapital und machten sich im Herbst mit Wein bezahlt. Da der alte Wein höher im Preise stand als der neue und auch sonst die Preise steigen konnten, pflegten die ohnehin Wohlhabenden damit große Gewinne zu erzielen.

Nächst dem Weinhandel brachte der Handel mit Getreide den Überlingern Vorteile. Bauten sie es auch nicht selbst, so hatten sie doch ein großes Hinterland, wo Ackerbau betrieben wurde. Von dort wurde das Korn auf den Überlinger Markt gebracht, um zunächst an die Überlinger selbst für den Bedarf verkauft zu werden; danach begann der Kauf „auf Gewinn", zu dem die fremden Kaufleute erschienen. Auch beim Kornkauf bemühte sich der Rat, die Spekulation auszuschließen. Alle geheimen Käufe, das Gemeinesachemachen, wie man es nannte, also die Bildung eines Ringes und das Kaufen auf zukünftigen Markt war verboten. Ein Privileg Kaiser Karls V., wonach zwei Meilen um Überlingen kein Kornmarkt stattfinden durfte, kam der Stadt sehr zugute. Abnehmer waren hauptsächlich die Schweiz, die selbst wenig Getreide produzierte, und Italien.

Die städtischen Einnahmen bestanden hauptsächlich in der

Besteuerung, die streng gehandhabt wurde. Neben der Vermögenssteuer, die die wichtigste war, gab es Grund- und Häusersteuer und Erbschaftssteuer. Außerdem betrieb der Rat den Verkauf des Salzes als Monopol und hatte Zoll, Münze und Mühlen, Regalien, die allmählich erworben worden waren.

Es ist interessant zu sehen, wie trotz aller Bemühungen der Regierung um eine gleiche Besitzverteilung die Abstufung zwischen reich und arm immer schroffer wurde. Man unterschied die Reichen, die überhaupt nicht zu erwerben brauchten, die Mittleren, die zwar Grundbesitz hatten, aber verdienen mußten, und die Armen, die vom Tagelohn lebten. Wenn die reichen Geschlechter, die von Reutlingen, Messmer, Bschorr, Oschwald, Betz, von Freyburg, Reichlin von Meldegg, nicht erwerbsmäßig arbeiteten, so dienten sie dem Staat, indem sie unentgeltlich Ämter bekleideten; die hohen Stellen waren Ehrenämter. Im Beginn des 17. Jahrhunderts gehörte ein Viertel der Bürgerschaft der dritten, nichts besitzenden Klasse an, und die mittlere wurde immer schwächer. Der Rat verbot den Erwerb von mehr als einem Gute, damit nicht der gesamte Grundbesitz in die Hände einiger weniger Familien käme; aber es war nicht möglich, diesen Verlauf aufzuhalten. Daß es trotzdem nicht zu sozialen Kämpfen kam, hängt vielleicht damit zusammen, daß es keine starke gewerbetreibende Klasse gab, die gebildet, betriebsam und ehrgeizig war, ferner damit, daß auch für die Armen der Verdienst leicht war und allen gut zu essen und zu trinken erlaubte.

Das Fehlen eines namhaften Handwerkerstandes und eines eigentlichen Kaufmannsstandes mag auch die Ursache gewesen sein, daß die Reformation in Überlingen keinen Eingang fand; das wenige, was sich regte, wurde mit ein paar Verweisen schnell unterdrückt. Wohl mußte allen Reichsstädten daran liegen, sich mit dem Kaiser gut zu stellen; dessenungeachtet widerstanden nur wenige der urgewaltigen Strömung. Die geistigen Interessen waren offenbar nicht so

lebhaft in Überlingen wie die materiellen. Es kam dazu, daß die Verfassung mit ihrer demokratischen Grundlage keinen Anlaß zu politischer Unzufriedenheit gab, woher es auch kommen mochte, daß Überlingen im Bauernkriege nicht wie andere Städte mit den Aufständischen paktierte. Die Regierung war nicht blind gegen das Berechtigte in vielen von den Forderungen der Bauern; aber in dem vielfältigen Hin und Wider der Ansprüche und Gefahren von allen Seiten entschloß sie sich unter Führung des energischen Bürgermeisters Kessenring, im Kampfe dem benachbarten Österreich beizustehen. Die meuternden Knechte, die im Grunde den Bauern geneigt waren, brachte Kessenring zur Unterwerfung; viele wurden auf der Stelle enthauptet, andere nachher in Überlingen gerichtet. Die, um Zeit zu gewinnen, mit den Bauern getroffenen Abmachungen wurden nicht mit voller Redlichkeit eingehalten, einzig das Wohl der Stadt in jedem Augenblick zu Rate gezogen. Der Kaiser anerkannte dankbar, wieviel seine „frommen und beständigen" Überlinger zur Vernichtung der Bauern beigetragen hatten: sie erhielten ein paar Geschütze und ein neues Wappen, den aufrechten Löwen mit einem zum Schlage bereiten Schwert in der Klaue, und beide Bürgermeister ein silbernes Trinkgeschirr.

Die Kaisertreue und geschlossene Kraft des städtischen Regiments hat einen unvergleichlichen künstlerischen Ausdruck im Ratssaal des Rathauses gefunden, über dessen Wände sich in holzgeschnitzter Dekoration eine Versinnbildlichung des heiligen römischen Reichs hinzieht. Es gab im 15. Jahrhundert siebzehnhundertzweiundsechzig Herrschaften im Reich, von denen zweihundertsechsundneunzig die Reichsstandschaft hatten; konnten diese auch nicht alle einzeln dargestellt werden, so doch in einer Zusammenfassung, wie sie damals üblich und verständlich war. Die Wände sind durch Pfosten in Felder eingeteilt, die die in Öl gemalten Bilder der Kaiser trugen; diese sind im 19. Jahrhundert entfernt worden. Die Pfosten endigen in kapitellähnlichen Konsolen, auf denen

unter Baldachinen kleine Statuetten stehen, die die Stände des Reiches vorstellen, so nämlich, daß jede Art durch vier vertreten ist. Es sind da vier Markgrafen, vier Landgrafen, vier weltliche Kurfürsten, vier Städte, vier strenge Ritter und anderes mehr; einzig geistliche Kurfürsten nur drei, weil es mehr nicht gab. Von den Pfosten gehen verzierte Äste aus, die sich untereinander zu einem schönen Muster verschlingen und nach unten eine Spitze bilden, die als Wappenträger gestaltet ist. Unter dem Haupteingang wachen der heilige Nikolaus, als Patron der Stadt, und eine Justitia, es fehlen auch nicht die Symbole der Reichsherrschaft: Doppeladler, Krone, Zepter und Reichsapfel. Als höchste Instanz erscheint zwischen den irdischen Rechtsträgern Christus mit Maria und Johannes. Jede von den vielen Figuren ist liebevoll charakteristisch gebildet, als käme es gerade auf sie an. In diesem sinnvoll gegliederten, reich umrankten Raume mochte man fühlen, als säße man im Schatten des Reiches selbst, einem hohen Baume mit tiefgegründeten Wurzeln und weitausgebreiteter Krone. Man spürt, wie ehrwürdig dem deutschen Volke dies wundersame Gebilde war, das seiner fabelnden Phantasie, seinem gottgläubigen Sinn entsprach. Jakob Ruß aus Ravensburg hat das Werk in den Jahren 1491 bis 1494 hergestellt.

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts legte Meister Eberhard Raben aus Franken den Grundstein zur Münsterkirche, nachdem die alte Kapelle, dem Patron der Schiffer, Sankt Nikolaus, geweiht, der Menge und dem Stolz der Bürger nicht mehr genügte. Über zwei Jahrhunderte wurde daran gebaut, und ganz vollendet worden ist das große Werk nie; denn von den beiden, dem Chor angebauten Türmen wurde der höhere nicht ganz bis zur beabsichtigten Höhe geführt, um etwa in Kriegen als Beobachtungsplatz zu dienen, der andere blieb ein Stumpf, weil es an Geld fehlte. Er trägt die durch ihren tiefen, weitschallenden Ton berühmte Glocke Osanna, die nur an hohen Festtagen geläutet wird. Die verschiedene Höhe

und Gestalt der Türme, sowie auch die Verschiedenheit der Fenster, die zum Teil spätgotisch flache Bogen haben, gibt dem übrigens einfachen Bau malerischen Reiz. Malerisch und reich ist der breite Innenraum durch die verschiedene Höhe seiner fünf Schiffe und des Chors, dessen Würde der Triumphbogen mit dem Jüngsten Gericht großartig vorbereitet. Dieser Raum hat etwas von der Zufälligkeit der Natur: man kann in ihm wandeln und träumen wie in einem heiligen Hain. Leider fehlt ihm die beseelende Glut alter Glasfenster. Da man sich jetzt auf diese geheimnisvolle Kunst wieder versteht, sollte man womöglich unsere schönen alten Kirchen, soweit sie durch häßliche entstellt sind, oder soweit ihnen neue überhaupt fehlen, durch angemessene neue vollenden. Zur Zierde dienen der Kirche viele Altäre, von denen der aus Holz geschnitzte kolossale Hochaltar von Jörg Zürn die Chorwand ausfüllt. Die Zürn waren eine Künstlerfamilie, die in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Überlingen lebte.

Man sagt, daß im Mittelalter die Südseite der Kirchen besonders reich gestaltet, die Nordseite absichtlich schlichter gehalten wurde, weil der Süden das Licht und das Gute, der Norden das Böse bedeute. Die Südseite des Überlinger Münsters hat einen überaus reizvollen Schmuck bekommen durch die davor errichtete Ölbergkapelle, ein Achteck, dessen acht Pfeiler durch Tudorbogen miteinander verbunden sind, und dessen spitzes, mützenartiges Dach mit buntglasierten Ziegeln gedeckt ist.

Das Chor des Münsters, die Nordseite des Rathauses und die prachtvolle alte Kanzlei umranden einen Platz, dessen friedvolle Stimmung an den Totenhof erinnert, der einst hier war. Seinen wirksamsten Zauber verdankt er einem riesigen Kruzifix, das sich in der Mitte, von zwei Linden umgeben, erhebt. Diese sind nicht wie sonst Linden voll in die Runde ausgebreitet, sondern sie ragen stürmisch aufwärts wie Eschen, als wollten sie mit dem Kreuz, dem sie zur Seite stehen, in die Wolken wachsen.

An die höher liegende Franziskanerkirche im Norden der Stadt schließt sich das um 1250 durch Heinrich Bubo und seine Frau Ursula gestiftete Spital, das für Überlingen eine große Bedeutung erhielt. Wie die meisten Hospitäler, war es sowohl von Päpsten und Königen mit Privilegien und Freiheiten ausgestattet, wie auch durch die Frömmigkeit und Wohltätigkeit der Bürger bereichert. Es besaß fünf Ämter mit dreiunddreißig Dörfern, Höfen und Weilern, wozu etwa vierhundertfünfzig steuerzahlende Bewohner gehörten. Hatte der Bischof von Konstanz die Oberaufsicht, so gehörte doch der jeweilige Alt-Bürgermeister zu den Leitern; so war es eine zugleich kirchliche und städtische Einrichtung. Das Spital diente nicht nur der Aufnahme von Kranken, sondern es war auch eine Versorgungsanstalt, wo Pfründner teils sich einkaufen, teils umsonst aufgenommen werden konnten. Die Sitte, sich einzukaufen, wurde mit der Zeit so allgemein, daß der Rat durch Erhöhung der Einkaufssumme dagegen anzugehen versuchte; um 1600 war es so, daß durchschnittlich etwa der achte Bürger im Spital lebte. Auch auf die Regierung hatte der Reichtum des Spitals keinen guten Einfluß; indem man sich auf diesen Rückhalt verließ, wurde leichtsinnig, zuweilen gewissenlos gewirtschaftet. Doch erhielt es sich in allen Wechselfällen und Unfällen der Zeit und besaß im Jahre 1893 noch vier Millionen.

Die noch ziemlich zahlreich vorhandenen alten Häuser haben einen Zug zum felsenhaft Großen und Festen, wie es dem meerhaften See entspricht, der gegen den Saum der Stadt anrollt. Der Befestigungsgraben, der sie umgibt, ist zum Teil in steile Felsmassen hineingehauen; er gleicht einer Schlucht, die ein Dickicht von Bäumen und Büschen durchwuchert und doch nicht ausfüllt. Von den Mauertürmen sind einige noch erhalten; vor allen schön ist der runde Rosenobel, der als Ruine noch unüberwindlich aus dunkler Tiefe aufsteigt. Zweimal widerstand Überlingen im Dreißigjährigen Kriege den Schweden; später glückte der Überfall des tapferen Wieder-

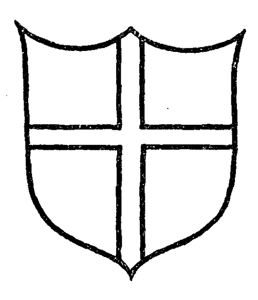
hold, Kommandanten von Hohentwiel. Jetzt ist Überlingen das Ziel sommerlicher Wanderfahrt; zu den Akkorden der Brandung erzählt die alte Stadt dem fremden Gast die Geschichte ihrer heroischen Jugend.



Insel Reichenau
Kloster in Mittelzell



Insel Reichenau
Kirche in Niederzell



Die Reichenau

Wer die Reichenau betritt, wird vom Inselzauber gefangen. Was ist es, das die seltsam träumerische Stimmung der Inseln bedingt? Das Abgeschnittensein vom festen Lande durch ein gefährliches Element erregt Schauer der Einsamkeit und doch zugleich ein Gefühl der Geborgenheit. Hierher dringt nicht leicht ein Verfolger, aber auch der Freund nicht. Hier ist man fern von den Schätzen und dem Blendwerk der Welt und benachbart der titanischen Flut, die kein menschlicher Wille, vielleicht nur das Gebet bewegt. Auf den Inseln erhalten sich Pflanzen und Tiere, die anderswo verdrängt oder mit anderen vermischt sind; das Uralte, Übriggebliebene findet sich hier der Unendlichkeit gegenüber, in die der Blick vom Strande schweift. Die Reichenau zwar liegt dem badischen Ufer so nah, daß sie im Jahre 1838 durch einen Damm damit verbunden werden konnte; aber nach Norden und Westen, wenn Dämmerung oder Nebel die Küste verschleiern, gleitet die Seele auf dem Wasser ins Grenzenlose.

Die Abgeschiedenheit und das milde Klima mögen den Apostel Pirmin, der um 723 in das südliche Schwaben kam, um das Christentum in dem noch halb heidnischen Volk zu befestigen, veranlaßt haben, die Insel zu einer Niederlassung zu wählen, obwohl sie mit Unkraut und Gestrüpp überwuchert war. Beim Herannahen des heiligen Mannes, erzählt die Legende, verließ das Gewürm, das bisher einzig das Eiland

bewohnt hatte, seine Schlupfwinkel und zog in Scharen über das Wasser ab. Der damalige Reichsminister, Karl Martell, der die Gewalt in Händen hatte, ließ sich bereitfinden, die Insel und noch viel Land dazu, dem unternehmenden Siedler für das Kloster, das er gründen wollte, zu schenken, und fügte demselben noch das kostbare Recht der freien Abtswahl hinzu. Zwar wurde Pirmin nach drei Jahren vertrieben; aber das Urbarmachen des Bodens schritt fort, und sein Werk stand bereits in Blüte, als nach etwa fünfzig Jahren Karl der Große mit seiner Gemahlin Hildegard das Kloster besuchte und reich beschenkte, auch die freie Abtswahl bestätigte und es ausdrücklich von der Gewalt des Bischofs von Konstanz befreite, in dessen Diözese es lag. Damals schenkte er auch den großen Smaragd, der wohl nur deshalb noch vorhanden ist, weil er, wie sich später herausstellte, von Glas ist. Die Klosterkirche, die dem Kaiser gezeigt wurde, war ein einfacher Bau aus Holz, wie er Kolonisten wohl genügen mochte; bald hernach führte Hatto I. eine steinerne auf, die später umgebaut und erweitert wurde. Ein wundersames, vorweltliches Inseltier liegt das Münster da, meerentstiegen, von fremdartigem Wuchs. Man sieht ihm an, daß es aus einer Zeit stammt, wo die Religion Magie war, und man spürt die magische Luft, die es aushaucht. Nicht weit davon steht eine Linde, die aussieht, als sei sie das letzte Geschöpf aus jenem Urwald, den Pirmin und seine Gefährten ausrodeten, das sie vielleicht zum Andenken an ihre Arbeit daließen und wegen des Duftes seiner Blüten. Ihr Stamm ist fast ebenso breit wie hoch, grau wie Felsen, voller Buckel, Höhlen und Knollen, und man umwandelt sie wie einen Tempel. Friedlich gesellt sind der heidnische Baum und die christliche Basilika, ehrfürchtig und doch entfremdet angestaunt von den Gästen der heutigen Tage. Das Innere der Kirche mit den schweren Pfeilern und der flachen Decke wirkt so, daß man begreift, wie mächtige Könige und unbändige Herren hier niederknieten und das Haupt beugten; sie wußten,

daß das Raunen und die Zeichen der Priester ihre Verdammnis hier und ewig dort erzeugen konnten. Die alten farbigen, nur zum Teil kenntlichen Heiligen an der Mauer sind sehr groß und über allem Menschlichen: ein junger, unbewegter Christophorus und eine Madonna von göttlichem Liebreiz.

Das an das Münster sich anschließende Kloster, von dem nur noch ein Flügel vorhanden ist, gewann bald solchen Ruf, daß keine Mönche mehr aufgenommen wurden, die nicht von hohem Adel waren, nicht einmal ritterbürtige. Die Schule war in eine für künftige Klosterbrüder und in eine für solche Knaben geteilt, die ihre Erziehung hier erhielten. Die klösterliche Strenge wird nicht verhindert haben, daß die Jugend sich eines so köstlichen Tummelplatzes erfreute; sie behielten ihn in dankbarem Andenken. Um die Wende des 8. Jahrhunderts sehnte sich der alte Egino, Bischof von Verona, nach dem schwäbischen Paradiese zurück, wo er Klosterschüler und Mönch gewesen war, so daß er seine Würde niederlegte, um auf der reichen Au sein Ende zu erwarten. An der nordwestlichen Spitze der Insel siedelte er sich in einer bescheidenen Zelle an. Dort mag er, wenn er abends dem Wind zuhörte, der die Pappeln bog und die schwarzen Wellen an das Ufer jagte, oder den glucksenden Tönen im Schilf oder den trauten Lebenslauten von drüben her, der frohen und bitteren Kämpfe seiner Mannesjahre gedacht haben wie einer blanken Rüstung, die man gern trug und gern ablegt, um seine müden und wunden Glieder in kühle Luft zu tauchen. Aus seiner Zelle wurde die zweitürmige Peter- und Paulskirche, in deren Apsis ein neuerdings aufgedecktes frühmittelalterliches Wandgemälde mit der grellen Barockausstattung kontrastiert.

Auch die Georgskirche an der Ostspitze der Insel entstand aus einer Einsiedelei; wenigstens berichtet die Überlieferung, daß der gelehrte und staatsmännisch tüchtige Abt Hatto I., der zugleich Bischof von Basel war, sich nach Niederlegung seiner Würden dort eine Zelle gebaut habe, um sich in Frie-

den auf die Ewigkeit vorzubereiten. Jetzt kann man auch in Mittelzell über allzuviel Weltgetümmel nicht klagen; im Mittelalter, wo das Kloster der Mittelpunkt künstlerischer und wissenschaftlicher Tätigkeit war, Universität und Akademie, war das anders. Es fehlte nie an vornehmem Besuch, Könige, Fürsten und Herren wollten alle einmal die berühmte Stätte gesehen haben, wenn nicht die Aufnahme oder der Besuch von Söhnen sie herführte. Die Anwesenheit von siebenhundert Brüdern, hundert Zöglingen der inneren und vierhundert der äußeren Schule muß viel Umtrieb mit sich gebracht haben. Dazu kam der Verkehr, der mit einer ausgedehnten Wirtschaft zusammenhing; einundzwanzig Ortschaften der Umgegend steuerten Schafe, Brot, Gemüse, Käse, Honig, Speck, Hanf und Garn, von den Besitzungen in der Lombardei kamen Wein, Öl, Obst, Weizenmehl, aus dem Thurgau Kühe, aus Ulm Obst, Bier und Mehl. Auf der Insel selbst wurden, wie noch heute, Wein, Obst und Gemüse gebaut; auch davon waren die beiden äußersten Spitzen am wenigsten berührt.

Sankt Georg mit seiner zweistöckigen Vorhalle und seinem kurzen dicken Turm ist kleiner als das Münster und wirkt schon dadurch noch altertümlicher. Die architektonischen Verhältnisse stellen sich so eigentümlich und zugleich so rein dar, daß man sie beim Eintreten wie eine Musik empfindet, eine fremdartige, urtümliche, sakramentale. Wesentlich gehört dazu die um 1880 aufgedeckte warmfarbige Bemalung der Wände des Mittelschiffs. Die Gemälde stellen die Wundertaten Christi dar: Auferweckungen und Heilungen, die Stillung des Sturms und die Austreibung des Teufels. Aus verwischten Zügen erstehen vor uns die großen Taten Gottes, wie die Bibel es nennt, monumental und dramatisch, so wie die Künstlermönche sie sahen, die sie glaubten.

Die drei Kirchen bezeugen die künstlerische Wirksamkeit des Klosters, das Wissen und Können, das sich hier angesammelt hatte. Zwei Namen leuchten aus der Menge hervor: Wala-

fried Strabo und Hermann der Lahme. Walafried wurde als neunjähriger Waisenknabe aufgenommen, obwohl er nicht von Adel war, seiner Begabung wegen, die sich so früh schon bemerkbar machte. Später wurde er Abt und des Klosters größte Zier; denn im ganzen Abendlande war keiner so gelehrt wie er und ebenso ausgezeichnet in den Künsten. Als Kaiser Lothar die Kirche besuchte, wurde er mit Gesängen begrüßt, die Walafried gedichtet und in Musik gesetzt hatte. Allzufrüh starb er fünfundvierzigjährig in Frankreich, wohin er mit diplomatischen Aufträgen an Karl den Kahlen gesandt worden war; denn er gehörte zu jenen bedeutenden Menschen, die sich jeder Aufgabe mit ganzer Seele widmen und sie deshalb gut vollenden. In ihm, dem Armen, Schielenden, triumphierte der Götterglanz des Genies über die Macht der Welt. Nach ihm war dem Kloster in Hermann Contractus noch einmal ein Licht beschieden, von dem es zehren konnte. Er war der Sohn des Grafen Wolfrad von Veringen, von Kindheit an gelähmt; hier wie bei Walafried war ein körperliches Gebrechen gleichsam der Spalt, durch den die geistige Kraft eindrang, um den Körper zu beherrschen. Hermann Contractus, der die Klosterschule von Sankt Gallen besucht hatte, tat sich als Geschichtsschreiber, Sprachkundiger, Astronom, Dichter und Musiker hervor. Während er Lehrer war, regierte als Abt der kunstsinnige Berno, der namentlich für Musik Interesse und Begabung hatte und mehrere Werke über Theorie und Lehrmethode dieser Kunst verfaßt hat. Niemals wieder erhob sich das Kloster zu solcher Blüte und solchem Ruhm wie im 9. und 11. Jahrhundert zur Zeit Walafrieds und Hermanns. Zwar bemühten sich später noch einige Äbte um Wiederbelebung der gesunkenen Kraft, und durch Kaiser Karl IV. wurden sie gefürstet; aber die Wirksamkeit und der Reichtum schwanden immer mehr.

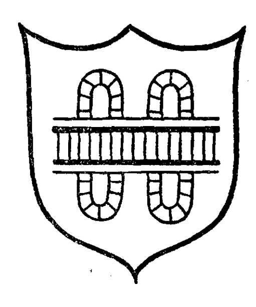
Abt Werner von Roseneck war so arm und verschuldet, daß er daran dachte, die Reliquien des heiligen Markus, die Bischof Ratold von Verona im geheimen und mit viel Geld

vom Herzog von Venedig erworben hatte und die der Stolz des Münsters waren, nach Venedig zu verkaufen. Der arme Fürst, der ein „freundholder, lieber Herr“ gewesen sein soll, ritt täglich mittags und abends auf einem weißen Rößlein nach Niederzell, wo ein Priester ihn um billigen Entgelt in Kost genommen hatte. Früher hatte das Kloster dreihundert adlige Vasallen; vier Erzherzöge, zehn Pfalzgrafen und Markgrafen, siebenundzwanzig Grafen und achtundzwanzig Freiherren und Ritter trugen Lehen von ihm, und es besaß hundertfünfundzwanzig Ortschaften im Reich. Inzwischen hatten sich die Städte zu Mittelpunkten der Kultur entwickelt, die verwilderten Mönche der Klöster zehrten ihren Besitz auf, neue Schenkungen wurden ihnen nicht mehr zugewendet. Im 16. Jahrhundert glückte es dem Bischof von Konstanz, seine längst gehegte Absicht auf Einziehung der Reichenau zu verwirklichen. Die schweizerischen Eidgenossen, die Stadt Konstanz, die beide die Macht des Bischofs eher vermindert als vermehrt sehen wollten, die Mönche selbst hatten sich der Inkorporation des Klosters lange widersetzt; endlich aber gab Abt Marx von Knörringen gegen das Versprechen einer angemessenen Versorgung seiner Person nach. So kam das Kloster zuerst an die Konstanzer Bischöfe, wurde zweihundert Jahre später gewaltsam geleert und 1802 förmlich säkularisiert.

Erde, Luft und Sonne und die unscheinbare Tätigkeit derer, die ihre Erzeugnisse pflegten, blieben sich während aller umstürzenden Wechsel gleich. Die Rebe allerdings liefert nicht mehr so reichliche Ernte wie einst, ertragreicher ist der Obst- und Gemüsebau und der Fischfang. Die Inselbewohner sind mit ihren alten Gewohnheiten wie mit ihrer alten Heimat verbunden. Einige Familien können ihren Stammbaum bis in das 11. Jahrhundert zurückverfolgen; seit dem 14. Jahrhundert hat sich das Amt eines Fleischermeisters vom Vater auf den Sohn in einer und derselben Familie namens Koch fortgeerbt. Die Inzucht scheint hier nicht verderblich gewirkt

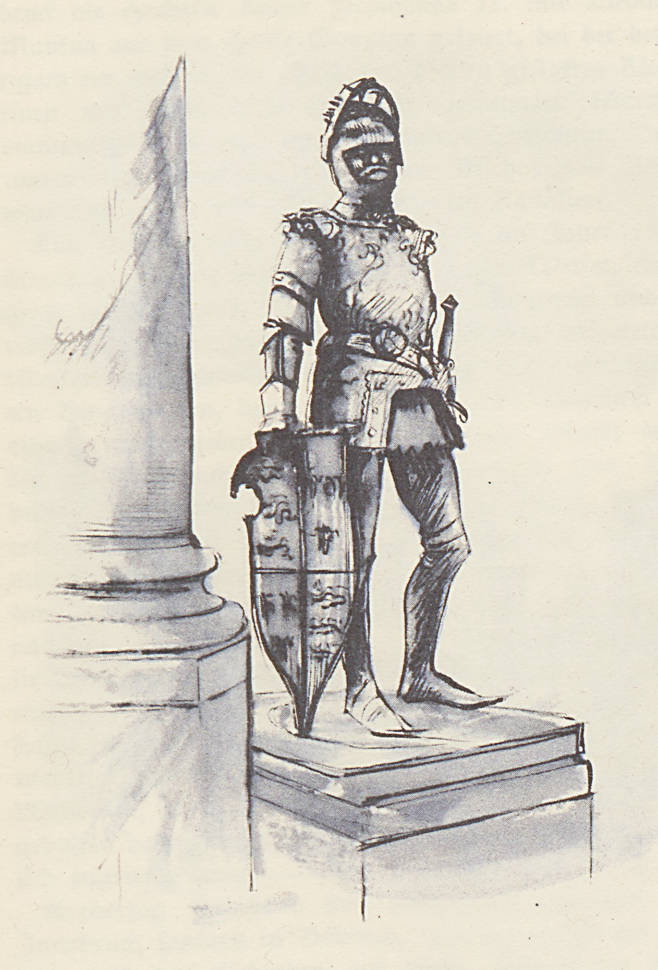
zu haben; es ist, als schirme die Natur diejenigen, die ihr treu dienen. Vermutlich hätte kein bis in die Neuzeit fortblühendes Kloster, kein Fürstenschloß die Reichenau so als Garten des Friedens erhalten, wie die anspruchslose Arbeit ihrer Bebauer.

Es gehörte einst zu den schönen Vorrechten des Klosters, daß auf der Reichenau keine Hinrichtung stattfinden durfte; die armen Sünder wurden zum Vollzuge des Urteils nach Allensbach gebracht und empfingen, ehe sie die Fähre bestiegen, als letzte milde Gabe der Insel einen Becher voll Wein. Nicht das Schwert sollte hier walten, kein Blut hier vergossen werden, die Au sollte ein geweihter Bezirk sein, wo zur Verherrlichung Gottes gebetet und gearbeitet würde. Neben der Wonne des Friedens und dem Segen der Natur fühlt der Gast hier auch die Schwermut des Abschieds. Hier sind wir allein mit Gott und der Natur und sinnen über den letzten Geheimnissen. Auch die Erde, unser Stern, ist eine Insel, alle leben wir an der Küste des unermeßlichen Weltmeers. Für uns alle kommt der Tag, der uns den letzten Becher Wein reicht, bevor wir vom Ufer abstoßen, um niemals wiederzukehren.

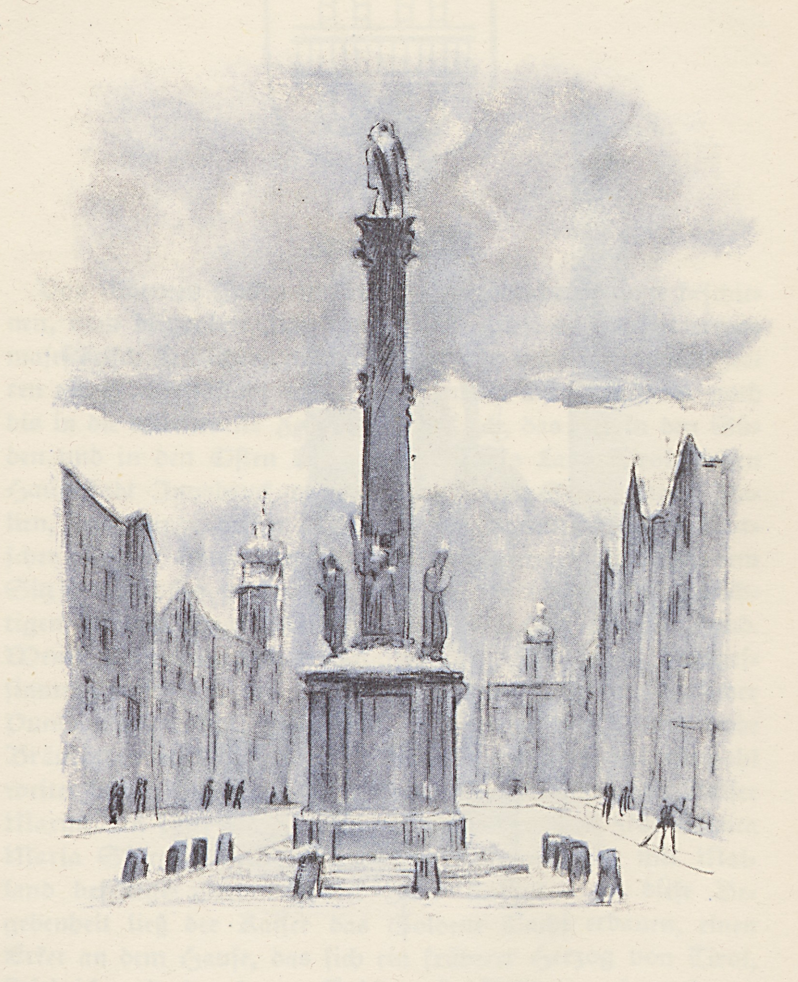


Innsbruck

Von silbernen Zacken umkrönt, von südlicher Sonne beschienen, vom blitzenden Inn durchrauscht, diese Stadt hat etwas majestätisch Festliches, und sie hat ihren habsburgischen Herren als Hochzeitsstadt wohl angestanden. Österreich war noch bis in die allerneueste Zeit das alte Reich, das tief in den Süden und in den Osten hineinstrahlte. Das Land Tirol, dessen Hauptstadt Innsbruck war, begrenzte die Straße nach Italien, das Land, dessen Nachfolge das römische Reich deutscher Nation übernommen hatte, mit dem es als mit dem Sitz des Papstes verbunden war, zu dem es in so viel wichtigen, sowohl kriegerischen wie friedlichen Beziehungen stand. Wenn Vermählungen der Kaiser mit italienischen Prinzessinnen stattfanden, bot sich die Stadt am Inn als schicklicher Punkt dar, wohin ihr Geleit sie führen, wo sie der hohe Bräutigam erwarten konnte, der sie von dort als Gemahl weiter in die neue Heimat brachte. In Innsbruck feierte Kaiser Maximilian 1494 die Hochzeit mit seiner zweiten Frau Bianca Maria Sforza, durch welche der Zusammenhang mit Mailand befestigt werden sollte. Zum Andenken an diese Begebenheit ließ der Kaiser das Goldene Dachl erbauen, einen Erker an dem Hause, das sich ein früherer Herzog von Tirol, Friedrich mit der leeren Tasche, als Residenz erbaut hatte. Das zierliche Gebilde aus schönbearbeitetem rotem Marmor schützt ein steiles Dach, das mit mehr als dreitausend vergol-



Innsbruck
König Artur (Hofkirche)



Innsbruck
Die Annasäule

deten Kupferplättchen gedeckt ist; wenn die Sonne darauf-scheint, schießt es blendende Strahlen die Straße entlang, die das Haus abschließt. Im Jahre 1622 wurde in Innsbruck die Hochzeit Kaiser Ferdinands II. mit Eleonore von Mantua aus dem Hause Gonzaga gefeiert, bei der der Bräutigam ein weißes, mit Gold und Perlen gesticktes Kleid trug, einen mit Blau und Goldstoff gefütterten Mantel, eine diamantene Kette und eine diamantene Hutschnur. Das Paar wurde in der Hofkirche durch den Bischof von Brixen getraut, bei Tafel bedienten nur Tiroler Kavaliere.

Eine sehr fröhliche Hochzeit richtete im Jahre 1580 Erzherzog Ferdinand, Gemahl der Philippine Welser, einer Hofdame derselben aus, einer Freiin von Boymont und Payrsberg, die einen Freiherrn von Kolowrat heiratete, dessen Mutter eine Schwester der Philippine war. Es fand zuerst ein Ringelrennen, dann ein Turnier statt. Bei dem Ringelrennen mußte jeder Teilnehmer in einer Maske erscheinen, die im Geschmack der Renaissance gewählt war. Der Erzherzog war seinem Rang entsprechend Jupiter, dann gab es einen Apollo mit den Zeichen des Tierkreises, die vier Elemente und die trojanischen Helden. Es war das letzte Fest, das die schöne Philippine mitmachte; sie starb bald darauf, nachdem sie schon jahrelang gekränkelt hatte. Die Sage läßt sie im Bade ermordet werden, vielleicht in Erinnerung an eine andere schönheitberühmte Augsburgerin, die unglücklicher war als Philippine: Agnes Bernauer. Agnes aber war eine arme Baderstochter, Philippine gehörte der Familie Welser an, deren Reichtum den Habsburgern oft aus der Not geholfen hatte, und an deren Zahlungsunfähigkeit sie schließlich zugrunde ging.

Erzherzog Ferdinand und Philippine heirateten nicht in Innsbruck, sondern in Böhmen, wo eine Tante der Welserin lebte und den Liebenden auf ihrem Schloß die heimlichen Begegnungen ermöglicht hatte, die zur Ehe führten. Kaiser Ferdinand I., des Erzherzogs Vater, zürnte anfänglich, gab

aber seine nachträgliche Einwilligung unter der Bedingung, daß die Heirat geheimgehalten würde. Nach seinem Tode war der Erzherzog nicht mehr daran gebunden und zog mit seiner Frau nach Innsbruck, der Hauptstadt des Landes, das sein Vater ihm übertragen hatte. Er wählte zu seiner Residenz das Schloß Ambras im Osten von Innsbruck, wo schon zur Römerzeit ein Kastell gewesen war, das die Heerstraße von Matrei nach Hall geschützt hatte. Der Name Ambras soll aus dem lateinischen Ad umbras, auf der Schattenseite, entstanden sein. Aus dem Kastell wurde im Mittelalter eine Burg, die den Gaugrafen des Inntals, den Herren Andechs, gehörte. Diesem mächtigen und interessanten Geschlecht, das seine Abstammung auf Karl den Großen zurückführte, verdankt Innsbruck seine Entstehung. Auf dem nördlichen Ufer des Inn besaßen die Grafen den alten Marktflecken Hötting, einen schmalen Landstreifen, den sie gern durch Hinzuziehung des südlichen Ufers vergrößert hätten. Um 1180 gelang es Bertold II., der zugleich Markgraf von Istrien, Herzog von Kroatien und Dalmatien und von Meran war, den Abt des Klosters Wilten dazu zu bewegen, daß er ihm erlaubte, seinen Markt auf das dem Kloster gehörige Land am südlichen Ufer zu versetzen. Das Jakobskirchlein, das dort stand, sollte auch künftig unter der Gerichtsbarkeit des Klosters bleiben. Dem alten Markgrafen war die Markterweiterung so wichtig, daß er mit seinem Sohn Otto sich selbst nach Wilten begab, um den Vertrag abzuschließen. Bertold hatte eine ausgezeichnete Nachkommenschaft: eine seiner Töchter, Gertrud, heiratete den König Andreas von Ungarn und wurde die Mutter der heiligen Elisabeth, eine andere, Hedwig, wurde als Herzogin von Schlesien und Polen selbst eine Heilige. Sein Sohn und Nachfolger Otto wurde der Große genannt. Er erhob Innsbruck zur Stadt und baute sich eine Burg in der Nähe der Brücke, die die beiden Orte verband und ihnen den Namen gab. Das Gebäude, das jetzt als Ottos Burg gilt, ist oft um-

gebaut und hat, wenn es auch auf alten Grundmauern ruht, den ursprünglichen Charakter verloren. Otto II., der seinem Vater folgte, bestätigte das Stapelrecht, das dieser seiner Stadt verliehen hatte, mit noch anderen bedeutsamen Freiheiten, nämlich daß Wasser und Weide der Gemeinde, arm und reich, zustehe, daß kein Richter ohne den gemeinsamen Willen der Bürger gewählt werden, daß kein Richter einen Fronboten ohne die Zustimmung von Rat und Gemeinde setzen dürfe, und daß die Steuer nicht nach dem Rat der Ritter, sondern nach dem Rat der Bürger angelegt werden solle. Den einsichtsvollen Grafen kam es sichtlich darauf an, die Stadt zur Blüte zu bringen, indem sie sie selbständig machten; auch dachten sie wohl, in einer treuen und kraftvollen Bürgerschaft ein Gegengewicht gegen den zügellosen Adel des Landes zu schaffen. Mit Otto II., dem Enkel Bertolds, erlosch das Geschlecht der Grafen von Andechs und Herzöge von Meran; er starb auf der Plessenburg bei Kulmbach, der Überlieferung nach aus Eifersucht ermordet durch einen seiner Dienstleute. Ihre Besitzungen an der Etsch und im Gebirge fielen an Ottos Schwiegersohn, den Grafen Albrecht von Tirol, der gleichfalls der Letzte seines Geschlechts war und das Erbe seinem Schwiegersohn, dem Grafen Meinhard von Görz abtrat; aber auch dessen Familie neigte sich dem Ende zu. Meinhards gleichnamiger Sohn, als Graf von Tirol der zweite, trat in enge Beziehungen zum Kaiser. Dadurch, daß er die Witwe Konrads IV., Elisabeth, heiratete, wurde er der Stiefvater Konradins und begleitete ihn nach Italien. Elisabeth soll mit einer bedeutenden Geldsumme nach Neapel gereist sein, um ihren unglücklichen Sohn freizukaufen; einer anderen Überlieferung zufolge habe sie in Verona die Nachricht seines Todes erhalten und sei dann umgekehrt. Ihr Gelübde, mit dem Gelde ein Kloster zum Seelenheile des geliebten Toten zu stiften, erfüllte Meinhard in ihrem Todesjahre, indem er im Westen von Innsbruck mitten im Walde das Kloster Stams erbaute und mit Zister-

ziensern besetzte. Als fürstliche Begräbnisstätte wurde es sehr geehrt. Maximilian I. empfing dort mit großer Prachtentfaltung die Gesandten des türkischen Sultans Bajazet, welche um die Hand der einzigen, schönen Schwester des Kaisers, Kunigunde, warben.

Meinhard wurde nach dem Aussterben der Hohenstaufen ein treuer Anhänger Rudolfs von Habsburg, kämpfte mit in der Schlacht auf dem Marchfelde und wurde zum Reichsfürsten und Herzog von Kärnten erhoben. Seine Tochter Elisabeth heiratete Rudolfs Sohn Albrecht, wurde Kaiserin und unerbittliche Rächerin seiner Ermordung. Mit Meinhards Sohn erlosch die Familie der Grafen von Görz im Mannesstamme. Die einzige Tochter desselben, Margarete Maultasch, deren Name sich nicht von ihrer hängenden Unterlippe, sondern von einem Schloß zwischen Bozen und Meran herschreibt, war als Erbin eines schönen, reichen und durch seine Lage wichtigen Landes viel begehrt. Dadurch, daß ihr einziger Sohn, der zwanzigjährig ohne Erben vor ihr starb, mit einer Tochter Albrechts des Weisen von Österreich verlobt war, fiel Tirol an dieses Haus. Vergeblich waren Kaiser Ludwigs des Bayern Bemühungen gewesen, das Nachbarland an sich zu bringen, indem er die Ehe Margaretens mit Johann von Böhmen gegen den Willen des Papstes schied, um sie mit seinem Sohne Ludwig zu verheiraten; er erzürnte dadurch nicht nur den Papst, sondern wendete auch die öffentliche Meinung gegen sich, da jedermann eine solche Mißachtung des geltenden Rechtsgefühls um politischer Zwecke willen mißbilligte.

Die gegenseitige Eifersucht zwischen Österreich und Bayern kam in Tirol schon früh zur Wirkung. Im Anfang des 12. Jahrhunderts erstürmte und verbrannte Heinrich der Stolze von Bayern in einer Fehde mit den Grafen von Andechs die Burg Ambras. Seit der Zeit Kaiser Ludwigs erhob Bayern immer wieder Ansprüche auf Tirol und versuchte, sie gewaltsam durchzusetzen; sie scheiterten an der unausrott-

baren Anhänglichkeit der Tiroler Bauern an ihren Landesherren.

Die Habsburger, die sich namentlich in späteren Jahrhunderten so ablehnend gegen die Ansprüche der Städte verhielten, begünstigten die Tiroler Bauern, die von jeher eine im Reich nicht mehr gewöhnliche Freiheit genossen. Noch zu Lebzeiten der Margarete Maultasch und ihres Sohnes wurde eine tirolische Landesordnung aufgerichtet und fand ein Landtag zu Meran statt, an dem die Bauern teilnahmen. Friedrich mit der leeren Tasche setzte förmlich fest, was schon früher üblich gewesen war, als er den Bauernstand zum vierten Stand der Tiroler Landschaft erhob. Dieser Fürst hatte Züge, die bei vielen Habsburgern erscheinen: künstlerische Begabung, blühende Sinnlichkeit und einen Hang zum Abenteuer. Er war mit einer Tochter Kaiser Ruprechts verheiratet, die im Wochenbett in Innsbruck starb, das er als erster aus dem Hause Österreich zum festen Wohnsitz gewählt hatte. An der Treue seiner Städte Hall und Innsbruck scheiterte ein Einfall der Bayern, mit denen ein Teil seines Adels im Einverständnis war. Seine unglückliche Politik, sich des auf dem Konzil zu Konstanz abgesetzten Papstes anzunehmen, zog ihm Acht und Gefangenschaft zu. Nachdem es ihm gelungen war zu fliehen, durchzog er als Bauer verkleidet, um die Gesinnung seines Volkes zu erforschen, das Inntal, eine Rolle, die er gut spielen konnte, weil er schon in der Jugend gern unter den Bauern geweilt und ihr frugales Leben geteilt hatte, um sich abzuhärten. Er soll von Ort zu Ort ziehend in Liedern zur Harfe sein Geschick erzählt und dadurch die Bevölkerung zum Beistande aufgeregt haben. In dieser Zeit bekam er den Beinamen „mit der leeren Tasche"; aber sie füllte sich bald wieder, nachdem er sich mit dem Kaiser versöhnt hatte und zu Konstanz von neuem mit seinen Ländern belehnt worden war. Die Bauern von Goldeck bei Bozen, die ihn aufgenommen hatten, bezahlte er mit adligem Recht, und sie nannten sich seitdem Freysassen. Er starb

fünfundsechzigjährig in Innsbruck und hinterließ einen Sohn, den ihm seine zweite Frau, Anna von Braunschweig, geboren hatte. Siegmund, so hieß derselbe, bekam den Beinamen der Münzreiche, weil unter seiner Regierung die Silber- und Kupfergruben in den Bergen von Schwaz entdeckt wurden; aber sie machten den gedankenlosen Verschwender nicht reich.

Der berühmte Nikolaus von Cusa verweigerte als Bischof von Brixen dem Herzog die Erteilung der Lehen, die er von ihm hatte, worauf Siegmund ihn auf Schloß Bruneck belagerte und gefangennahm. Dadurch zog er sich Bann und Interdikt vom Papst zu. Mit Kaiser Friedrich III., der sein Vormund gewesen war, verfeindete er sich, weil er des Kaisers Tochter Kunigunde gegen den väterlichen Willen mit dem Herzog Albrecht von Bayern verheiratete. Mit der Republik Venedig geriet er in Krieg, weil venezianische Kaufleute in Bozen ausgeplündert und verhaftet worden waren. Kein Mißgeschick indessen hinderte Siegmund an fröhlicher Hofhaltung. Seine Räte warfen ihm vor, er habe wohl vierzig ledige Kinder, sie hätten mehrere ausgesteuert, aber nun gebe jeder, der umsonst gut leben möchte, sich für seinen Sohn aus, das werde ihnen zuviel. Als er, um zu Gelde zu kommen und infolge seiner freundschaftlichen Beziehungen zu Bayern, die vorderösterreichischen Lande an Bayern verkaufen wollte, hielt Maximilian es für geboten einzuschreiten, und bewog Siegmund durch die Zusicherung einer jährlichen Rente, ihm, seinem Vetter, die Regierung abzutreten.

Mit dem Andenken Maximilians ist Innsbruck nicht nur durch das Goldene Dachl, sondern durch ein zweites Kunstwerk verknüpft: sein Grabmal nämlich, das ihm sein Enkel in Erfüllung seines letzten Willens in der Hofkirche errichten ließ. Den rastlos tätigen Geist des Kaisers hatte der Entwurf dieses Denkmals schon seit geraumer Zeit beschäftigt, wie er denn den unbewußten Drang des genialen Menschen, sich selbst verherrlicht darzustellen, in hohem Maße hatte. Es ist,

als zwinge ihn Gott, das Urbild, das er schuf, und das im Kampf des Erdenlebens sich nicht rein entfalten konnte, einmal in seiner jenseitigen Schönheit zur Erscheinung zu bringen. Auf einem hohen viereckigen Sarkophage in der Mitte des Schiffs der Kirche kniet der Kaiser im Krönungsornat, das charakteristische, souveräne Gesicht dem Altar zugewendet. Auf vierundzwanzig Marmortafeln sind von Alexander Colin aus Mecheln, der 1602 in Innsbruck starb, die bedeutendsten Ereignisse seines Lebens im Relief erzählt. Als sein Trauergeleit stehen zu beiden Seiten des Sarges, eingereiht zwischen die Säulen, die das Gewölbe der Kirche tragen, achtundzwanzig eherne Gestalten, von denen mehrere in vorgestreckter Hand Fackeln zu tragen bestimmt waren. Die, deren lange Folge er krönte, waren erstanden, um den Sohn, der ihre Reihe vollendete, ehrend zu empfangen. Er fühlte sich als der Letzte einer Epoche, als der Letzte eines großen Geschlechts, soweit es sich aus germanischem Stamm entwickelte. Zu seinen Vorfahren rechnete Maximilian nach der willkürlichen Genealogie jener Zeit, wo ein Großer sich unbedenklich mit großen Namen der Vorzeit verknüpfte, den Frankenherzog Chlodwig, den Sagenkönig Artus, den Ostgoten Theoderich, Gottfried von Bouillon. Dann aber kommen die Habsburger mit ihren Frauen, Herzöge von Burgund, Karl der Kühne und seine Tochter Maria, Maximilians erste geliebte Frau, Philipp der Schöne, sein und ihr Sohn, dessen Frau, Johanna die Wahnsinnige, und ihr Vater, Ferdinand der Katholische von Spanien. Gebannte Schatten aus dem Hades stehen sie da, vergangenheitsschwer, Träger von Jahrhunderten. Zwei der Statuen sind von Peter Vischer, die übrigen von Gilg Sesselschreiber von Augsburg, Stefan Godl von Nürnberg und verschiedenen Tiroler Künstlern. Gegossen sind sie alle in der damals berühmten Plattnerei Mühlau bei Innsbruck. Schaurig groß starrt inmitten des sich beständig erneuernden Lebens die Versammlung der Könige des deutschen Weltreichs. Hier an der alten Straße ins

italische Land sind sie festgehalten worden, hier schwingt sich der eherne Klang vertraut zu den Häuptern der Alpen empor.

Wenn im Mittelalter deutsches Wesen über die Alpen nach Italien strömte, so war es in den Jahrhunderten nach Maximilian oft umgekehrt: starke italienische Wellen schlugen nach Innsbruck hinein. Erzherzog Leopold V., wie sein Bruder, Kaiser Ferdinand II., von den Jesuiten abhängig, verheiratete sich mit Claudia von Medici, einer Tochter des Großherzogs von Toskana, wodurch viele Italiener an den Hof kamen. Sie gewannen schädlichen Einfluß auf den Sohn der beiden, Ferdinand Karl, der sich mit italienischen Schauspielern, Sängern, Musikern umgab, ein Theater baute, das mit Maschinerien und Verwandlungskünsten ausgestattet war, der aber das Interesse an den Regierungsgeschäften verlor. Unter ihm gingen das Elsaß und Breisach an Frankreich, das Unterengadin an Graubünden verloren. Den Gegner der Italiener, den Tiroler Kanzler Wilhelm Biener, der den großartigen Plan gefaßt hat, die beiden Hochstifte Trient und Brixen mit Tirol zu vereinigen, wozu er die zur Nördlinger Schlacht ziehenden Truppen verwenden wollte, opferte er ihrem Haß: er wurde 1651 wegen vorgeblicher Verbrechen enthauptet. Der Bruder und Nachfolger Franz Karls, Sigmund Franz, der die Hofhaltung vereinfachte und viele Italiener entließ, soll von seinem italienischen Leibarzt durch langsam wirkendes Gift getötet worden sein.

Franz Karl hat der Stadt Innsbruck ein durch sein Schicksal merkwürdiges Bild hinterlassen, eine Madonna von Lukas Cranach. Als sein Vater, Erzherzog Leopold, im Jahre 1628 den Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen in Dresden besuchte, zeigte ihm dieser seine Gemäldesammlung und lud ihn ein, sich ein Stück daraus, das ihm besonders gefalle, auszusuchen und zu behalten. In diese beneidenswerte Lage versetzt, wählte Leopold ein Marienbild von Cranach und hielt es so wert, daß er es auf seinen Reisen mit sich zu führen pflegte. Sein Sohn schenkte es der Pfarrkirche von Inns-

bruck unter der Bedingung, daß er es auf Reisen mitnehmen dürfe; denn seines Vaters Liebe zu dem Bilde war auf ihn übergegangen. Durch ein Erdbeben war die Pfarrkirche im Anfang des 18. Jahrhunderts so baufällig geworden, daß sie abgetragen werden mußte, worauf zu einem Neubau geschritten wurde. Die Übertragung des Bildes in die neue Kirche fand im Jahre 1750 unter Gepränge statt. Auf einem mit neun Pferden bespannten Triumphwagen war es auf einem Thron unter einen Baldachin aufgestellt. Auf den Stufen kniete rechts die Kaiserin Maria Theresia, auf ihren Knien die goldene Figur des Erzherzogs Joseph haltend, die sie, so schwer wie er auf die Welt gekommen war, der Kirche geopfert hatte, links die Großmutter des Erbprinzen, Eleonore Magdalene, mit einem Kissen, auf dem ein vergoldeter Adler lag, eine Dankesgabe für die Entsetzung Wiens. Den Wagen begleiteten Herren und Damen des hohen Adels und der Stadtmagistrat, vor ihm her ging die Geistlichkeit. Die Zünfte führten den Zug an in der Weise, daß zwischen den einzelnen Abteilungen verschiedene Regenten und Gubernatoren Tirols gingen, als letzter der neunjährige Erbprinz Joseph in ungarischer Nationaltracht.

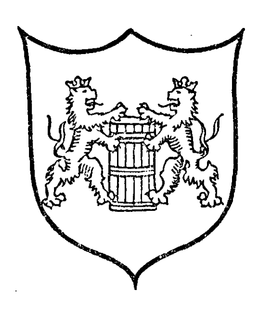
In wunderlicher Weise suchte man später das Bild zu ehren und zu verschönern, indem man es mitten in ein vom Tiroler Maler Schöpf gemaltes Bild wie in einen Rahmen hineinsetzte. Auch wenn man das beklagt, wird man ergriffen durch diese Liebe des südlichen Deutschen zu dem Bilde des mitteldeutschen Protestanten, dem sie wie einem Fremdling mit dem Male der Verwandtschaft die allerwürdigste Stätte bereiten wollten.

Die letzte Habsburgerin, Maria Theresia, erlebte in Innsbruck den Tod ihres geliebten Mannes, des Kaisers Franz I. Es sollte wieder einmal eine Hochzeit dort gefeiert werden, die des zweiten Sohnes der Kaiserin, des Erzherzogs Leopold, Großherzogs von Toskana, mit Maria Ludovika von

Spanien. Eine berühmte toskanische Improvisatorin, genannt Corilla, zeigte bei dieser Gelegenheit ihr Talent, indem sie an sie gerichtete Fragen in Versen und zur Laute singend beantwortete. Es war ein regnerischer Sommer, und Franz, der asthmatisch war und unter der feuchten Luft litt, sehnte sich aus den Tiroler Bergen herauszukommen. Als er eines Abends von der Oper zurückkehrte und sich aus seinen Gemächern in der Burg zum Abendessen begeben wollte, wurde er vom Schlage getroffen und starb bald darauf in den Armen seines herbeigerufenen Sohnes Joseph. Zur Erinnerung an das durch den Tod getrübte Freudenfest errichtete Maria Theresia den Triumphbogen, der die Hauptstraße im Süden abschließt, und der auf einer Seite dem Gedächtnis der Vermählung, auf der anderen dem Todesfalle gewidmet ist. Die Trauerzeichen jedoch übersieht man: Innsbruck ist eine festliche, eine schwungvolle, eine Hochzeitsstadt. Eine Hochflut von Licht überschwemmt ihre Straßen, Licht werfen die Silberschilde der Berge, wirft der blanke Spiegel des Goldenen Dachl verstärkt zurück. Die Stadt, die im 16. Jahrhundert noch einen altertümlich gotischen Charakter hatte, ist jetzt im ganzen eher barock und ist es doch nicht; hier ist weder Gotik noch Renaissance noch sonst ein Stil, hier ist Tirol, eine Bauart, die den Bergen, der Sonne, dem Volk gemäß ist. Nicht eng aneinandergedrängte Gemütlichkeit ist hier, sondern fröhliches Sichausbreiten und Sichaufrecken, hochaufgerichtet öffnen die Häuser ihre Brust den einströmenden Elementen.

Eine reizende Zier der Straßen bilden die schmiedeeisernen Gewerbeschilder, die in gefälligen Verschlingungen, meist vergoldet, irgendein Handwerkssymbol umgeben. Von jeher war die Schmiedekunst in Tirol heimisch; auch Georg Oegg, der Meister der Tore des Würzburger Parks, eine Augenlust in Eisen, war ein Tiroler. Daß die Handwerkskunst noch nicht erloschen ist, sieht man auf dem Friedhof der im Weltkriege Gefallenen. Dort, auf dem Wege nach Schloß Am-

bras, war im Mittelalter ein Turnierplatz und wurden im Jahre 1809 die am Berge Isel Gefallenen bestattet. Die Stelle der alten, vermoderten Heldenmale nehmen jetzt eine viel, viel größere Menge von Kreuzen ein, eiserne und hölzerne, die das Fortbestehen des Tiroler Kunstsinns bezeugen. Ein Fresko auf einer Kapelle des Waldfriedhofs stellt ein Kriegerbegräbnis im Gebirge dar, erschütternd wie die Verse des Dichters Bruder Wallram, die darunter stehen. Hier scheint Kunst und Dichtung noch aus dem Schoße des Volkes zu quellen, mit ältester Überlieferung verbunden und doch schimmernd im Schmelz des Erstmaligen, nicht plattgeworden und abgegriffen. Vielleicht hängt das damit zusammen, daß sich in Tirol eine volkstümliche Freiheit auch in den Jahrhunderten des Absolutismus erhielt. Unter den großen Namen aus der Geschichte Innsbrucks ist selbst der Kaiser Maximilian nicht so lebendig wie der Andreas Hofers. Der Mann des Volkes, der, größer als sein Kaiser, ungebeugt für die Freiheit seines Landes zu sterben wußte, ist ein Symbol geworden, eins mit dem Tiroler Adler, dessen rauschenden Flug über die Stadt hin zum Horst in den Felsen man oft zu hören meint.



Hall in Tirol

Es ist nicht festgestellt, ob das Wort Hall keltischen oder germanischen Ursprungs ist, sicher aber ist, daß es auf das Vorkommen von Salz deutet. Gewöhnlich sind die Salzstädte sehr alt und durch alte Heiligtümer geweiht; Hall in Tirol tritt in der Geschichte erst im 16. Jahrhundert hervor, als durch die Bemühungen eines Ritters, Nikolaus von Rohrbach, der bergkundig war, die Erschließung des festen Salzkerns möglich wurde, während vorher nur die zutage tretende Sole ausgebeutet wurde. Zum Salzberge führt nördlich von Hall eine ansteigende Straße, immer enger von hohen und wilden Felsen bedrängt. Unterhalb des Fluchtsteiges, wo die Knappen sich vor Lawinen schützen, lag einst, von dem Salzmair Hanns Frankfurter 1441 gegründet, ein Nonnenkloster. Als nach fünfzig Jahren die furchtbare Öde die Nonnen verscheuchte, verfiel es und wurde vollends durch ein Erdbeben im Jahre 1670 zerstört; nur die Kirche blieb erhalten. Von den jetzt bestehenden acht Hauptstollen ist der älteste der Oberberg, der zwischen 1275 und 1280 angeschlagen wurde. Bei der Eröffnung des Königsberges im Jahre 1492 tat Maximilian I., damals römischer König, den ersten Stollenhieb, beim Kaisersberge Kaiser Ferdinand I. im Jahre 1563. Der Inhaber des Salzbergwerks oder seine Vertreter saßen im Anfang auf dem festen Schloß Thaur, westlich von Hall am Norduser des Inn

gelegen, und die Sudpfannen befanden sich im alten Dorfe Thaur, zu dessen Gerichtssprengel Hall gehörte. Dies aber, ursprünglich unbedeutend, überflügelte bald das nahe Thaur, so daß sämtliche Pfannen von dort nach Hall übertragen wurden. Schon im Jahre 1299 hatte Hall einen eigenen Richter, der folgende, Seifried von Rottenburg, verheiratet mit Elisabeth von Gasteig, entstammte einer mächtigen Familie, die in der Geschichte Tirols eine Rolle spielte. Zu seiner Zeit wurde Hall durch den Landesfürsten, den Grafen von Görz-Tirol zur Stadt erhoben und entfaltete sich rasch zu wirtschaftlicher Blüte. Sie beruhte nicht nur auf dem Salzbergwerk, sondern auch auf dem Handel und der Flußschiffahrt; denn hier mußten die durchgeführten Waren ausgeladen werden und lagen inzwischen zum Verkauf aus. Wie das Schwäbische war auch das Tiroler Hall eine Münzstadt, allerdings erst seit der Mitte des 16. Jahrhunderts, wo Erzherzog Siegmund die Münze von der Landeshauptstadt Meran hierher verlegte. Die Münzen, welche Hall ausgab, zeichneten sich durch besonders schönes Gepräge aus.

Wenn es die Elemente sind, das unbenennbare Weben des Naturgeschehens zwischen Himmel und Erde, die den Menschen zumeist beeinflussen, so erscheint es als selbstverständlich, daß hier ein Volk der Treue, der Tapferkeit und Todesverachtung erwuchs. Reich ausgebreitet liegt das Tal zwischen den edelgeformten Bergen, die es schirmen, nicht bedrücken und verschatten, jugendlich schäumend durchrollt es der herrliche Inn. Die Alpen, die nach allen Seiten den Horizont begrenzen, umkreisen es wie eine hochgetürmte Mauer, die es abschließt von jenseitigen Ländern und mit dem Himmel verbindet. Über den silbernen Ring schweift die Sehnsucht nicht hinaus, er umschließt alle Kräfte und Ziele. Mit diesem Lande waren für das Gefühl der Tiroler die Landesherren ebenso unzertrennlich verbunden wie das Volk, unverbrüchlich mußte es an ihnen festhalten, wie sie an ihm. Nun drohte beständig ein Angriff von Bayern her, das die

Erinnerung an seinen einstigen Zusammenhang mit Tirol nicht vergessen wollte. Das Herzogtum der bayrischen Agilolfinger, deren letzten Karl der Große entsetzte, hatte sich über Tirol bis Meran erstreckt; dann wurde das Land in Gaue eingeteilt und durch Gaugrafen verwaltet. Später wurde durch kaiserliche Schenkung der Bischof von Brixen Grundherr, von dem die Grafen von Andechs Lehen trugen; in der Gegend von Hall hatten auch die Hochstifter von Augsburg und Freising Rechte. Als die Grafen von Tirol im Mannesstamm ausstarben, hoffte Kaiser Ludwig der Bayer, das südliche Nachbarland zu gewinnen, indem er die Erbin, Margarete Maultasch, mit seinem Sohne verheiratete. Um ihren Sohn aus erster Ehe aus dem Wege zu schaffen, nahm Herzog Stephan von Niederbayern den Zwanzigjährigen gefangen und hielt ihn in München zurück. Bei dieser Gelegenheit fand eine Tagung in Bozen statt, wo auch die vier Städte Bozen, Meran, Innsbruck und Hall vertreten waren. Sie beschlossen, an Heinrich, dem Sohne der Margarete, festzuhalten, und richteten einen Brief an ihn, in dem sie ihn ermunterten, sich in ihre Mitte zu begeben und sich ihrem Schutze anvertrauen. „Lieber gnädiger Herr," so schrieben sie ihm, „Ihr werdet bei uns besser gerichtet und gewürdigt werden und unverdorbener bleiben als draußen in Bayern — Bei uns hier in dem Gebirg steht durch Gottes Segen alles richtig und freundlich, auch herrscht Frieden im Lande — Gnädiger Herr! wir meinen es gut mit Euch! Traut es uns zu, wir opfern Gut und Blut für Euch, vertraut Euch sonst niemandem!" Dem jungen Herzog gelang es, zu entfliehen und nach Tirol zu kommen; aber er starb bald darauf in Meran. Als drei Jahre später auch seine Frau, Margarethe von Österreich starb, eilte ihr Bruder, Rudolf der Stifter, Herzog von Österreich, nach Tirol, um die Rechte des Hauses wahrzunehmen. In Hall huldigte ihm die Bürgerschaft bereitwillig, wogegen er ihre Rechte und Privilegien bestätigte. Den sehr begüterten und angesehenen Ritter

Heinrich Schnellmann, der Richter in Hall war, ernannte er zum Pfleger im Inntal und Salzmair.

Der zahlreiche Tiroler Adel indessen stellte sich nicht so aufrichtig zum Landesherrn, wie Städte und Bauern taten, sondern suchte seine Stellung zu verstärken, indem er bald den einen, bald den andern begünstigte. Dadurch, daß ein Teil des Adels zu Bayern hielt, entspann sich ein Krieg, in dessen Verlaufe Rudolf in große Gefahr geriet, so daß er, als Schildknappe verkleidet, sich über hohe Berge und Wälder nach Brixen durchschlagen mußte. Nur die tatkräftige Tapferkeit von Hall und Innsbruck rettete ihm das Land. Er erwies sich gegen Hall durch Überlassung eines wichtigen Zolls dankbar.

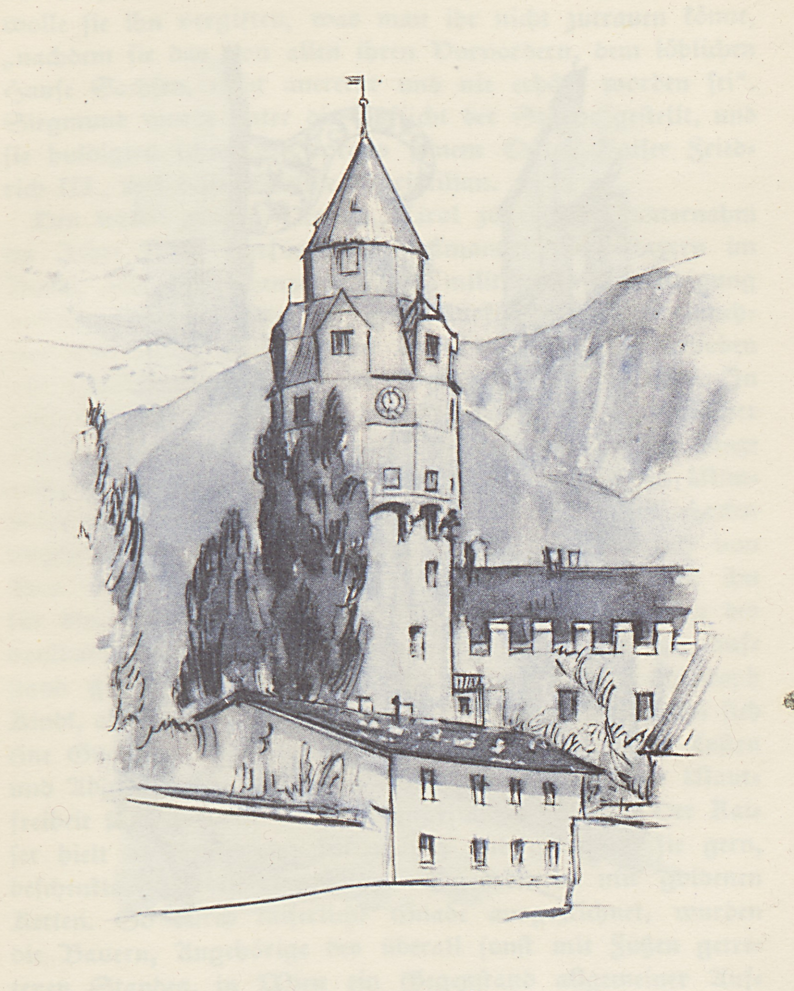
Die Eroberungslust der Bayern fand neuen Anlaß sich zu regen, als ein Teil des Adels sich mit Herzog Friedrich, der später den Beinamen „mit der leeren Tasche" erhielt, überwarf. Die von Matsch und die von Frundsberg waren auf Friedrichs Seite, Heinrich von Rottenburg stand an der Spitze der Gegner und reizte die bayrischen Herzöge, in Tirol einzufallen. Das Unternehmen jedoch mißglückte, sowie ein später versuchter Angriff auf Hall. Damals brannten die Bayern das nahe bei Hall gelegene Dorf Absam nieder, was die Ursache wurde, daß die dortige Pfarrei, zu der Halls Kirchen ursprünglich gehörten, nach Hall übertragen wurde. Der Rottenburger starb bald nach seinem Sturze als der Letzte eines mächtigen Geschlechts.

Auch gegen den eigenen Oheim, Herzog Ernst, der sich Tirols bemächtigen wollte, als Friedrich in Konstanz gefangen lag, schützten ihn die Städte und Bauern; Ernst sprach geradezu von einem Kriege „wider die paurschaft". Erwies sich Hall anhänglich und opferwillig, so bezeugte Friedrich der Stadt Dankbarkeit und Zuneigung. Oft hielt er sich in Hall auf, feierte die Fastnacht dort und tanzte mit den Frauen auf dem Rathause; seine Frau lud die Hallerinnen nach Innsbruck an den Hof. Als er einmal eine Wallfahrt nach

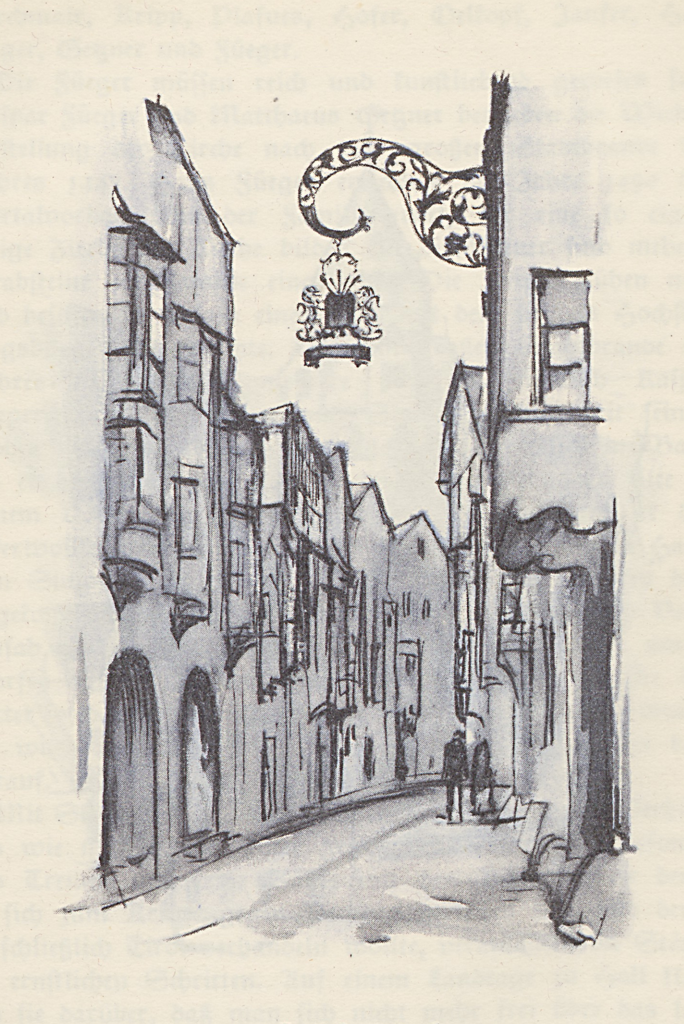
Seefeld unternahm, begleiteten ihn Ratsherren und Bürger von Hall. Zu den vornehmen Geschlechtern gehörten die Kirchmair, Kripp, Plafues, Hofer, Oelkopf, Jaufer, Heuperger, Getzner und Füeger.

Die Füeger müssen reich und kunstliebend gewesen sein. Kaspar Füeger und Matthaeus Getzner betrieben die Wiederherstellung der Kirche nach dem großen Stadtbrande des Jahres 1447. Hans Füeger errichtete im Jahre 1490 den Portalvorbau über der Familiengruft, der eine so eigenartige Zierde der Kirche bildet. In die Mauer sind mehrere Grabsteine der Familie eingelassen. Die Kripp blühen noch und besitzen in Absam einen Hof, mit dem sie das Hochstift Augsburg 1454 belehnte. Bei dem großen Stadtbrande des Jahres 1447 gingen mehrere Patrizier, nämlich Kaspar Füeger, Benedikt Getzner und Simon Plafues mit seinem Sohne Hans zugrunde. Hans Plafues befand sich im Bade, als er des Ausbruchs der Brunst inne wurde. Er eilte zu seinem Vater, den er zu Hause traf und mit dem er das Wertvollste versorgte, worauf sie zusammen nach dem Hause von Simons zweiter Frau gehen wollten. Sie waren dort angekommen, als Hans, indem er sich nach seinem Vater umsah, von einem brennenden Balken getroffen, umgeworfen wurde und verbrannte. Das Entsetzen lähmte den Vater so, daß er stehen bleibend auch vom Feuer erfaßt wurde. Er wurde noch lebend ins Spital getragen, starb aber bald darauf.

Mit Siegmund verband Hall ein ebenso herzliches Verhältnis wie mit seinem Vater Friedrich; allein sein unbesonnenes Treiben und seine Ränke mit den Bayern, von denen er sich zum Kriege gegen Venedig verleiten ließ, und denen er schließlich Tirol verhandeln wollte, veranlaßten die Stände zu ernstlichen Schritten. Auf einem Landtage zu Hall klagten sie darüber, daß man sich nicht mehr frei über das landesherrliche Regiment äußern dürfe, „wan doch der allmächtig Gott, Papst, Kaiser, Fürsten und Herren das Gut und



Hall in Tirol
Der Münzerturm



Hall in Tirol
Salvatorgasse

das Böse von ihnen haben reden lassen". Sie tadelten auch, daß Siegmund seine zweite Frau, Katharina von Sachsen, die Tochter Albrechts des Beherzten, verdächtigt habe, als wolle sie ihn vergiften, was man ihr nicht zutrauen könne, „nachdem sie das von allen ihren Vorvordern, dem löblichen Hause Sachsen, nicht anererbt und nie erhört worden sei". Siegmund wurde unter die Aufsicht der Stände gestellt, und sie huldigten schon im voraus seinem Onkel, Kaiser Friedrich III., und dessen Sohne Maximilian.

Den letzten großen Versuch, Tirol zu erobern, unternahm im Jahre 1703 Kurfürst Max Emanuel von Bayern im Bunde mit den Franzosen. Die militärische Verteidigung versagte so vollständig, daß der Kurfürst Kufstein einnehmen und sogar in Innsbruck einziehen konnte; da erhoben sich Bauern und Städte zur Befreiung ihres Landes. In Hall wurde die Kriegslust zur Wut, als ein französischer Offizier einen angesehenen Haller Bürger erstach. Die ganze französisch-bayrische Besatzung wurde im Kampf am Münzertor niedergemacht, Graf von Verità wurde mit Hacken totgeschlagen, an der Martinswand Graf Ferdinand von Arco von einem Jäger namens Anton Schandl, der ihn für den Kurfürsten hielt, erschossen. Auf die Einladung des dankbaren Kaisers begaben sich zwei Bauern, die den Aufstand geleitet hatten, Johann Aufschnaiter und Christoph Kindl, als Vertreter des vierten Standes nach Wien, um sich eine Gnade auszubitten. Sie baten um Gleichheit der Lasten und Abgaben mit den drei anderen Ständen und um Mautfreiheit für das vom Ausland eingeführte Getreide. Der Kaiser hielt die Forderung für mäßig und gewährte sie gern, beschenkte außerdem die beiden Abgeordneten mit goldenen Ketten. So durch kaiserliche Gnade ausgezeichnet, wurden die Bauern, Angehörige des überall sonst mit Füßen getretenen Standes, in Wien ein Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit und Schmeichelei; sie wurden in den vornehmsten Häusern zur Tafel geladen, und man begeisterte sich ver-

mutlich für ihre Naturfrische. Die Treue der Bauern und Städte wurde am Hofe um so höher geschätzt, als der Adel und die hohen Beamten sich weniger zuverlässig erwiesen hatten; namentlich aber die Jesuiten hatte man im Verdacht des verräterischen Einverständnisses mit den Bayern.

Obwohl mehrfach von Bränden heimgesucht und seiner Mauern, Tore und Türme beraubt, erscheint Hall altertümlich, wenigstens nicht modern. Die Häuser haben kein Fachwerk und keine Giebel, es sind Wohntürme, hoch, breit, mit grünen, nach unten aufgeschlagenen Fensterläden versehen, mit Erkern malerisch geschmückt. Die weißen Mauerflächen, auf die die Schatten der Erker und der Läden fallen, haben etwas wundervoll Südliches. Wie die Häuser zueinander gestellt, wie die Plätze gebildet sind, das verrät eine Kunst, wie die Natur sie ausübt; es ist, als wäre das Bauen hier eine angeborene Kraft wie ein schöner Gang und eine schöne Haltung. Die in großen Wänden, Terrassen, Zacken und Zinnen aufschießenden Berge mögen den Baumeistern unbewußt als Vorbilder in der Seele gewesen sein; es ist ein Raumbild, das nicht zur Träumerei, sondern zu freudigem Aufschwung anreizt.

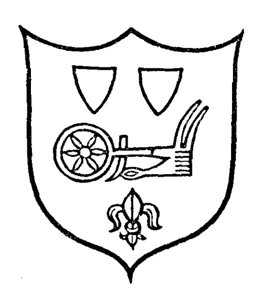
Der untere Stadtplatz, weit offen, scheint dem Gast ein vielstimmiges Willkommen bieten zu sollen, der obere, geschlossener, stellt eine freundliche und festliche Begrüßung durch die Häupter der Stadt dar. Eine Ecke füllt das Rathaus aus, dessen eine Seite durch das sogenannte Königshaus gebildet wird, das Leopold IV. im Jahre 1406 den Bürgern schenkte. Es trägt ein hohes, steiles Dach und hat neuerdings einen mit Zinnen versehenen Umbau erhalten, bunt mit den Wappen der ehemaligen Geschlechter ausgeschmückt. Die breite Wand des andern Flügels ist durch ein Rundportal, Fenster, Erker und zwei Wappen reich gegliedert. Eins der Wappen weist den Tiroler Adler, das andere den Pfauenhelm und die Devise der österreichischen Herzöge: An End — ohne Ende. In einer Nische über dem Portal steht eine Ritterfigur mit

geschultertem Streitkolben, die von einem 1803 abgetragenen Brunnen hierher versetzt wurde, und die als Roland, das Symbol der Gerichtsbarkeit, aufgefaßt wird. Die Stadt hatte nämlich nicht nur das bürgerliche Gericht, sondern auch den Blutbann, wovon jedoch das Salzwerk am Inn ausgenommen war. Dem Rathause gegenüber liegt etwas erhöht die alte, im Jahre 1281 durch den Bischof von Brixen eingeweihte Stadtpfarrkirche Sankt Nikolaus. Die elegante Zwiebelspitze des Turms und die Barockisierung des Inneren hat ihren gotischen Charakter nicht verwischen können. Er spricht namentlich im Portalvorbau, einem dunklen, schweren, mystischen Gewölbe, das im interessanten Gegensatz steht zu der heiteren, katholischen Bauart, wie sie später in Tirol üblich wurde. Gotisch sind im Innern die graziöse, marmorne Brüstung des Musikerchors, die mit stilisierten Tiergebilden phantastisch durchwundenen Türbeschläge und das Gitterwerk der Waldauf-Kapelle, das monumental wie von Stein wirkt. Diese Kapelle wurde um 1500 von dem Ritter Florian Waldauf von Waldenstein gestiftet und dazu bestimmt, die Reliquien aufzunehmen, die er auf seinen vielen Reisen zusammengebracht hatte. Das Sammeln von Reliquien war damals eine noble Passion, so wie einer jetzt Spitzen oder altes Porzellan oder chinesische Kunst sammelt. Als die kostbar gefaßten Heiligtümer in Prozession in die Kirche getragen wurden, nahmen über dreißigtausend Personen teil; die letzten waren noch auf der Volderer Innbrücke, als die ersten in Hall einzogen.

Ritter Waldauf stiftete auch die Stubengesellschaft, die den Zweck hatte, das Haller Patriziat gesellig zu vereinigen, und die im Stubenhaus, der Kirche und dem Rathause gegenüber, tagte. Wie das flachgedeckte, turmartige Haus sich erhalten hat, so soll auch die Stubengesellschaft heute noch bestehen. An der Außenmauer der Kirche und an den Arkaden, die sie nördlich begrenzen, befinden sich gotische Grabsteine mit den geharnischten Bildern Verstorbener und mit

Wappen, die die jeweiligen Figuren in prachtvoller Verschlingung ausbreiten. Malerisch umgeben die Kirche mehrere Kapellen, von denen eine in reinstem gotischem Stil, die Magdalenenkapelle, dem Gedächtnis der im Weltkriege Gefallenen gewidmet ist. Das außen schlichte, edle Werk umschließt einen weihevollen Raum, den die neuerdings freigelegten alten Fresken mit gedämpften Farben erwärmen. Eines derselben stellt in großem pyramidalem Aufstieg das Jüngste Gericht dar, die Erstehung der Toten aus den Gräbern, das Aufschweben der Heiligen, den thronenden Christus, umringt von Engeln, die die Leidenswerkzeuge tragen, und über allem Gottvater.

Die Ostgrenze der Stadt beherrscht das Damenstift, das Erzherzog Ferdinand, der in Innsbruck residierende Sohn Kaiser Ferdinands I., für seine Schwestern gründete. Bei dem Kinderreichtum der Habsburger war das Institut wichtig, in welchem ein Teil der vielen unvermählten Erzherzoginnen aufgenommen werden konnte. Das Stift erstand im Renaissancestil an Stelle einer alten Burg, die bis dahin Sitz der Münze war. Nachdem der Turm infolge eines Erdbebens eingestürzt war, wurde er mit reizvoller barocker Spitze wieder errichtet. Die Münze wurde in die alte Burg Hasegg verlegt, die zum Schutz der Saline erbaut worden war; daran grenzt das einzig erhaltene Stadttor mit dem schöngegliederten Münzerturm. Am Tor befindet sich eine von Wilden Männern getragene Tafel mit den Wappen und dem Bilde des Erzherzogs Siegmund, der die Münze von Meran nach Hall verlegte. Die letzten Münzen, die auf der Burg hergestellt wurden, prägte Andreas Hofer im Jahre 1809. Da sich an der Pfarrkirche das Grabmal Joseph Speckbachers befindet, dessen Geburtshaus im nahen Gnadenwald steht, sind auch mit Hall die dem Tiroler wie jedem Deutschen teuren Namen seiner Freiheitshelden verbunden.



Straubing

Herzog Albrecht der Freudige hatte die warme, quellende Natur vielleicht von seiner Mutter, die eine Visconti von Mailand war. Sein Herz stand dem Leben und seinen Gaben offen, er rechnete und zauderte nicht, wenn er fühlte, er liebte das ritterliche Spiel und den Kampf, vor allem aber die Musik. Am Hofe seiner Tante Sophie, die mit dem römischen König Wenzel verheiratet war, wurde er erzogen, bis sein Vater, Herzog Ernst von Bayern-München, der vielleicht die Empfänglichkeit des Sohnes kannte, ihn aus Sorge vor hussitischem Einfluß zurücknahm. Mit einundzwanzig Jahren zeichnete er sich durch sein Ungestüm in der Schlacht bei Alling aus, die gegen seinen Vetter von Ingolstadt, Ludwig den Gebarteten, geführt wurde. Es begab sich, daß er im Gemenge von feindlichen Reitern umringt wurde und erschlagen worden wäre, wenn ihm nicht sein Vater, der die Not des einzigen Sohnes sah, zu Hilfe gekommen wäre und ihn glücklich herausgehauen hätte. Einige Jahre später verlobte ihn Ernst mit einer Tochter des Grafen Eberhard von Württemberg; aber es kam nicht zur Heirat, weil die Prinzessin bereits mit einem anderen versprochen war und mit diesem entfloh. Vielleicht war das Albrecht nicht unlieb; denn es ist möglich, daß er im Fasching desselben Jahres, schon vor der Verlobung, in Augsburg das Mädchen kennengelernt hatte, das sein Herz wie nie zuvor berührte. Er

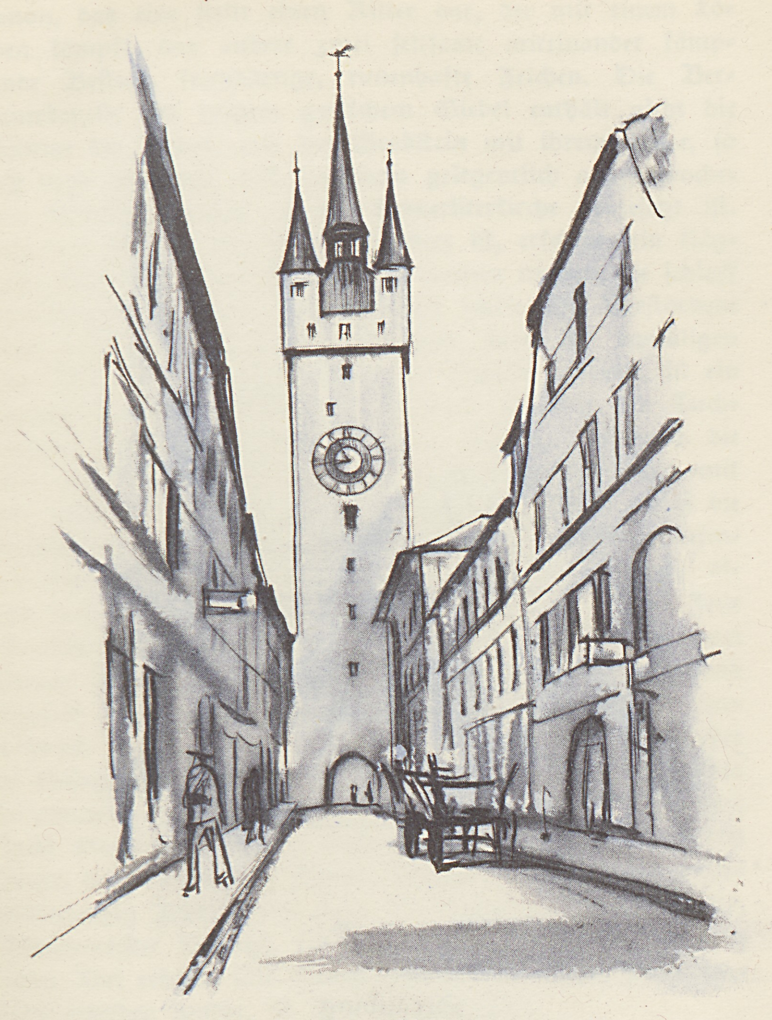
war wegen eines Turniers, das ihm zu Ehren veranstaltet wurde, nach Augsburg gekommen; aber auch sonst war er öfters dort und pflegte die Badstuben zu besuchen. Dabei vermutlich lernte er Agnes Bernauer kennen, deren Vater Barbier und Badstubenbesitzer war. Ihre Schönheit, die allgemein von den Zeitgenossen gerühmt wird, namentlich ihr langes, goldenes Haar fiel auf, zog ihn wohl zuerst an; aber ihre ganze Persönlichkeit muß es ihm angetan haben, daß er alle Bedenken beiseite setzend, sie zu seiner Frau erklärte, und als solche behandelte. Manches deutet darauf hin, daß ihr Charakter stärker als der seinige war; wenn das so ist, war es seiner Weichheit beglückend, sich von ihr beherrschen zu lassen. In Straubing, wo er anstatt seines Vaters regierte, bezog er mit ihr das herzogliche Schloß, an dem die Donau vorüberfließt. Während sie in ihrer Liebe die Welt vergaßen, beschäftigte sich die Welt gründlich mit ihnen. Seine Mutter starb im Jahre 1432, als das Paar schon eine gute Weile in Straubing zusammengelebt hatte. Seine Schwester Beatrix, mit dem Herzog Johann von Amberg verheiratet, war entrüstet und verlangte nachdrücklich, daß der Bruder zu einer standesgemäßen Ehe angehalten werde. Das mußte auch der Vater wünschen; denn Albrecht war sein einziger Sohn und näherer Nachkomme, da das einzige Söhnlein seines Bruders von zarter Gesundheit war und wirklich nach einigen Jahren starb. Der der Familie zugefügte Tort erschien um so schimpflicher, als Agnes Bernauer aus einem anrüchigen Hause war; denn in den Badstuben wurde Gelegenheit zu geheimer Ausgelassenheit gegeben. Albrecht aber, an den die Familie mit Vorschlägen zu einer fürstlichen Ehe herantrat, wies alles rauh ab mit Berufung auf seine rechtmäßige Verheiratung mit Agnes Bernauer. Das brachte den Vater erst recht auf, der mit einer freien Verbindung gerechnet hatte, die früher oder später jedenfalls zu lösen wäre, wenn die Verliebtheit des Sohnes nachgelassen hätte. Er wurde dadurch in seiner Absicht, sie zu

trennen, bestärkt und brütete über ein Mittel, wie er das durch List oder Gewalt zuwege bringen könnte. Im Spätherbst des Jahres 1434 fand in Regensburg ein Turnier statt, an dem Albrecht und auch sein Schwager, Herzog Johann von Amberg, teilnahmen. Dieser Anlaß wurde benutzt, um Albrecht eine öffentliche Beschimpfung zuzufügen, indem er mit Bezug auf ein altes Turniergesetz wegen seines unsittlichen Verhältnisses zu Agnes Bernauer aus den Schranken gewiesen wurde. Genaues ist über den Vorgang nicht bekannt; Albrecht aber nahm an, daß sein Vater, der auch in Regensburg war, den ihn entehrenden Auftritt veranlaßt habe und war in seiner Bitterkeit noch weniger geneigt nachzugeben. Unglücklicherweise starb im folgenden Jahre Ernsts Bruder Wilhelm, der seinem Neffen sehr zugetan war; vielleicht hätte er den Herzog von der Gewalttat zurückgehalten, zu der er nun schritt. Als Albrecht für einige Zeit von Straubing abwesend war, wie es heißt, auf seines Vaters Betreiben weggelockt, erschien dieser plötzlich und ließ die Ahnungslose, Hilflose vor ein Gericht stellen. Was dazu den Vorwand gab, ist nicht bekannt; wahrscheinlich wurde Agnes der Zauberei angeklagt, und es mag der erbitterten Familie wirklich so vorgekommen sein, als habe sie den jungen Fürsten durch verbotene Kunst an sich gefesselt. Ernst kam es hauptsächlich darauf an, Agnes zu dem Geständnis zu bringen, sie sei nicht seines Sohnes Ehefrau; darauf aber ging sie nicht ein. Den Tod vor Augen beharrte sie darauf, ihres Geliebten rechtmäßige Frau zu sein. Sie wurde von dienstwilligen Richtern schuldig gesprochen und am 12. Oktober in der Donau ertränkt.

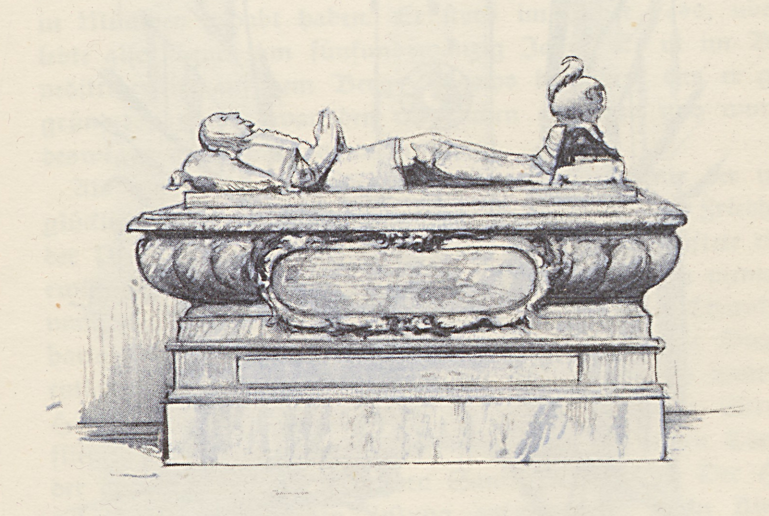
Albrechts Zorn und Schmerz waren maßlos, Rachedurst erfüllte ihn ganz. Er begab sich zu dem einst bekämpften Vetter, Ludwig dem Gebarteten, von dem er wußte, daß er zu feindseligen Handlungen gegen seinen Vater bereit sein würde. Dieser hingegen setzte alles in Bewegung, um sich mit Albrecht zu versöhnen. Zuerst bemühte er sich vergeb-

lich; endlich gelang es der Vermittelung des Kaisers Sigismund, den der alte Herzog angerufen hatte, eine Annäherung herbeizuführen. Das erste Aufwallen des jungen Fürsten hatte sich inzwischen gelegt; es heißt, die Musik habe seine Raserei beschwichtigt. Vielleicht dachte er daran, daß sein Vater ihn einst aus Todesgefahr gerettet hatte, erwog vielleicht, daß er aus Liebe zu ihm und zum Besten des Landes eine Missetat auf sein Gewissen geladen hatte. Zur Bekräftigung der Versöhnung ging er etwas über ein Jahr nach der Ermordung der Geliebten die gewünschte standesgemäße Ehe ein mit Anna von Braunschweig, die auch schön gewesen sein soll. In späteren Jahren soll er noch einmal eine außereheliche Beziehung zu einer Kürschnerfrau in München gehabt haben. Er starb im Jahre 1460, überlebte also Agnes um fünfundzwanzig Jahre. Er ist im Benediktinerstift auf dem Berge Andechs begraben, das er gegründet hatte; er war den Geistlichen gewogen und wurde deswegen auch der Fromme genannt.

Als Sühne für seine Untat und zum Gedächtnis der unglücklichen Agnes erbaute Herzog Ernst auf dem Friedhof der Pfarrkirche von Straubing eine Kapelle und stiftete eine ewige Messe. Die Pfarrkirche lag in der Altstadt, die niemals ummauert war und wohl immer den dörflichen Charakter hatte, der die Gegend noch heute bezeichnet. An der Donau entlang aus der Stadt heraus führt der Weg durch niedrige Häuser, zwischen denen man den schönen breiten Strom fließen sieht; von weitem schon sieht man die beiden Türme der auf einem Hügel liegenden Sankt Peterskirche. Der Hügel ist zu einer kleinen Festung aufgemauert; solche Kirchhofsbefestigungen, wo die Bewohner sich in äußerster Not verteidigen konnten, waren im Mittelalter nicht selten. Jetzt scheiden die Mauern die Burg des Todes von dem Getümmel der Lebendigen draußen. Eine grüne Wildnis schlägt über dem Eintretenden zusammen, schmiedeeiserne Kreuze und halbversunkene Grabgestalten tauchen daraus hervor.



Straubing
Stadtturm



Straubing
Denkmal des Freiherrn von Notthaft
in der Karmeliterkirche

Die Kirche ist romanisch und hat zwei Portale mit reichgeflochtenem Bogen und bedeutungsvollen Bildern im Tympanon, das eine stellt einen Ritter dar, der mit einem Löwen kämpft, das andere zwei seltsame miteinander kämpfende Bestien, fremdartige, runenhafte Zeichen. Die Bernauerkapelle mit spitzem gotischem Giebel enthält nicht die Gebeine der Agnes, nur den Grabstein mit ihrem Bilde, so daß man annimmt, daß sie einem gelegentlich ausgesprochenen Wunsche gemäß in der Karmeliterkirche beigesetzt ist. Auf dem Gesicht, das sehr verwittert ist, erscheint ein klägliches Lächeln wie bei Kindern, die weinen wollen, die schlaff herabhängenden Hände sind besonders schön. Die Verstorbene trägt die Kleidung einer vornehmen Frau der damaligen Zeit. Der Altar, der eine Wand der Kapelle ausfüllt, ist ein Epitaph der Familie Stadler. Leonhard Stadler, ein Tuchmacher in Straubing, überlebte drei Frauen, von denen die letzte im Jahre 1612 starb. Ein Hochrelief, Gottvater mit dem Leichnam des Sohnes, voll erhabener Trauer bildet die prachtvolle Krönung des Kunstwerks. Außer dieser befinden sich noch zwei kleinere Kapellen im Friedhof; die älteste von allen ist Maria Heil der Kranken. Ihre eine Seite schmücken Grabsteine aus rotem Marmor, auf denen zwei Frauen in ganzer Figur abgebildet sind, beide jung und blühend und in der selbstbewußten Haltung reicher, verwöhnter Frauen. Die eine hat etwas Derbes, fast Stumpfes im Gesicht, die andere ist schöner und feiner. Es sind Ursula Labermayer, Frau des Thomas Dürnizl, und ihre Tochter Anna Dürnizl, Frau des kurfürstlichen Sekretärs Christoph Pauer, die mit siebzehn Jahren im Kindbett starb. Erst sechsundzwanzig Jahre später starb der beiden Mann und Vater, Bürgermeister Dürnizl, der von Kaiser Rudolf II. den erblichen Adel erhielt. Die Familie, die später in den Freiherrenstand erhoben wurde, ist 1858 ausgestorben.

Die Totenkapelle am Südrande des Friedhofs bewahrt ein Kleinod in dem Grabstein der Anna Ulein. Die mädchen-

hafte Frau, die wie ein hingewehtes Blatt auf ihrem Monument liegt, war die Frau des Jordan Utz oder Ulein, der bei dem hohen Turm auf dem Marktplatz ein Haus hatte. Von ihm erzählt ein Chronist, daß er eines Tages im Jahre 1363 ausging, um seinen Met zu trinken, so wie man heute in ein Kaffeehaus geht, und daß, während er dort war, eine Feuersbrunst ausbrach, die die halbe Stadt zerstörte, aber sein Haus verschonte, was er dem heiligen Petrus zuschrieb, mit dessen Bilde es geziert war. Seine Frau war damals schon dreißig Jahre tot; er hatte sich nicht wieder verheiratet. Die Totenkapelle, die ihren Namen davon hat, daß sie mit einem Totentanz aus dem 18. Jahrhundert ausgemalt ist, hat eine unterirdische Gruft, aus der es schaurig kühl aufhaucht, als käme es aus dem Bodenlosen. Der, den die Bilder an den Wänden langbeinig und schadenfroh darstellen, ist hier gegenwärtig. Draußen brennt das lautlose Feuer des Mittags. Die weißen Urnen, die Marmorfiguren, die spitzen Zypressen sind unter der Lava des Efeus, die darüber hinströmt, gluterstarrt; aber der unsichtbare Schatten, den der Geheimnisvolle wirft, macht frösteln. Dies ist sein Garten, hier mischt er einen Rausch aus Vergangenheit und ewigem Gedenken.

Die vielen Grabsteine, auf denen die ehrbaren Herren und Frauen mit ihren unabsehbaren Kinderreihen dargestellt sind, lassen auf das Dasein vieler wohlhabender und kultivierter Familien in Straubing schließen. Darauf weisen auch die Häuser am Markt, von denen viele trotz anmutig prächtiger Rokokofassaden alt sind; ihre mächtigen seitlichen Treppengiebel stehen zu jenen in wunderlichem Gegensatz und deuten auf frühere Zeit. Der Marktplatz, eigentlich eine lange, breite Straße, die durch einen in die Mitte gestellten, mit einem gewölbten Durchgang versehenen Turm geteilt ist, diente früher zur Abhaltung von Turnieren. Wenn sich jetzt unter Glockengeläut und gesungenen Chören eine Prozession darauf entfaltet, kommt seine Größe eindrucksvoll

zur Geltung. Hinter dem Turm, der zum alten Rathaus gehörte, liegt das neue mit dem blendenverzierten Giebel und dem krönenden Glockentürmchen und etwas abseits die vom Meister Hans dem Steinmetzen aus Burghausen aufgeführte Jakobskirche. Wenn die Kirche uns wie ein himmlisches Haus umfangen soll, wo irdische Gesetze nicht gelten, so hat diese gotische Halle ihre Bestimmung erfüllt. Die lilienhafte Schlankheit der Säulen entfernt jedes Gefühl von Gewicht und macht das Gewölbe zu einem leichten Baldachin, ein Eindruck, der gewiß noch überzeugender wäre, wenn nicht am Ende des 18. Jahrhunderts die Decke eingestürzt wäre und durch eine neue hätte ersetzt werden müssen. Das Licht fällt durch farbige Glasfenster, die zum Teil alt und außerordentlich schön sind. Unter ihnen fällt eins auf, das nicht aus kleineren oder größeren Teilen zusammengesetzt, sondern ein einziges großes Gemälde ist, die Riesengestalt des Moses darstellend, dem auf dem Sinai Gott erscheint. Wieviel in neuester Zeit in der Glasmalerei wieder geleistet wird, zeigen einige neue Glasfenster in derselben Art, die sich wohl neben dem Moses sehen lassen können: Gottvater über der Erde und die Heiligen Christophorus, Cäcilie und David. Das goldgelbe, mit Hermelin besetzte Kleid des Königs, das Gold seiner Krone und seiner Harfe steht wie eine Sonne am steinernen Himmel der Kirche. Unerreicht zwar bleibt das märchenhafte Geflimmer der alten, zusammengesetzten Fenster. Eine Menge von Grabsteinen aus rotem Marmor füllen die Kapellen, die zwischen den ins Innere gezogenen Strebepfeilern die Halle umkränzen.

Als Grabstätte bevorzugten die patrizischen Familien Straubings die Karmeliterkirche. Mehrfach sind die später gegrafte Familie Nothaft und die Familie Zeller vertreten. Das Ehepaar Wilhelm und Margarete Zeller, zwei schöne, innige, leidvolle Köpfe, steht unter einem gotischen Doppelbaldachin, ein anderes, wo der Mann besonders anziehend ist, unter einem Gewinde von Trauben. Charakteristisch ist

die Figur des Ratsherrn Caspar Zeller, hinter dem zwei bärtige Männer das Bahrtuch ausbreiten, wobei ein jüngerer in der Mitte hilft. In den Zwickeln halten zwei nackte kleine Mohren Wappen. Hinter dem Hochaltar befindet sich das Hochgrab Herzog Albrechts des Jungen in Rüstung und Mantel, eine seltsame Pelzmütze auf dem Kopf. Sein Vater Albrecht I. setzte ihn als Statthalter in Straubing ein, weil er selbst, als sein Bruder Wilhelm geisteskrank wurde, die Regierung in Holland übernehmen mußte, das damals den Wittelsbachern gehörte. Er starb vor seinem Vater unvermählt im Jahre 1397.

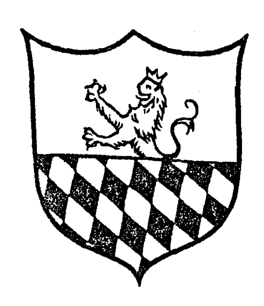
Das 14. und 15. Jahrhundert war eine Zeit der Blüte für Straubing. Die Herzöge taten manches, um den Wohlstand der Stadt zu heben, trugen bei zu ihrer Verschönerung und Befestigung und zur Heranleitung der Donau. Auch kauften sie dem Augsburger Domkapitel um dreißigtausend Gulden die Rechte und Einkünfte ab, die dieses seit dem frühen Mittelalter in Straubing besessen hatte, und wodurch in der Bürgerschaft Mißhelligkeiten entstanden waren. Das Regiment führte ein innerer Rat, aus dem Bürgermeister und sieben Ratsherren, und ein äußerer Rat, aus zwölf Mitgliedern bestehend. Sie hatten die vollständige Verwaltung und die niedere Gerichtsbarkeit, seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts auch das Kriminalgericht. Die Selbständigkeit und Bildung der Bürgerschaft erweist sich auch daraus, daß sie in der Mehrzahl bald die neue Lehre annahm; denn das war fast ausnahmslos in allen Städten der Fall, wo eine rührige, durch Handel und Gewerbe bereicherte Bevölkerung war. Schon Hus hatte zahlreiche Anhänger in Straubing gehabt, so daß mit Genehmigung des Landesherren das Interdikt verhängt wurde. Bald nach dem Auftreten Luthers wurde Bürgermeister und Rat eine antikatholische Druckschrift zugeeignet und der Gottesdienst wurde lutherisch geordnet. Herzog Albrecht V. sah die Bewegung anfänglich nicht ohne Sympathie, später erließ er Verweise und versuchte es mit

den Jesuiten ohne dauernden Erfolg. Nachdem durch das Konzil von Trient die Gegenreformation eingeleitet war, ging er mit Strenge vor und ließ die Protestanten zwischen Belehrung und Auswanderung wählen. Die Besten entschlossen sich auszuwandern. Zuerst waren es neun Patrizier: Leonhard Schwarz, Jakob Gebhard, Georg Trainer, Hans Förstle, Paul Preu, Hans Altmann, Ulrich Schmiedel, Haimeran Lerchenfeld. Von ihnen ist der interessanteste Ulrich Schmiedel. Die Schmiedel waren mit den Zeller verwandt, Wolfgang, der im Jahre 1511 starb, war dreimal Bürgermeister, sein Bruder Thomas viermal. Im Wappen hatten sie einen Stierrumpf mit Krone. Ulrich war abenteuerlustig und unternehmend, er beteiligte sich an einer Entdeckungsreise, die 1534 unter Führung des Spaniers Mendoza nach dem Rio de la Plata unternommen wurde. Es war eine Flotte von vierzehn Schiffen mit zweitausendfünfhundert Spaniern und hundertfünfzig Deutschen. Schmiedel blieb beinahe zwanzig Jahre dort und drang tief in das Innere von Brasilien und Argentinien; er kehrte zurück, weil sein Oheim Thomas sich altern fühlte und den einzigen Erben heimrief. In Lissabon angelangt, brachte Ulrich die Schätze und Merkwürdigkeiten, die er gesammelt hatte, auf ein niederländisches Schiff, das betrügerischerweise ohne ihn absegelte, aber zugrunde ging. So rettete er Leben und Heimkehr; den Verlust des Vermögens konnte er verschmerzen, da bald darauf sein Oheim starb. Er wandte sich, als er des Glaubens wegen aus Straubing vertrieben wurde, nach Regensburg, erwarb dort die Ruine eines Judenhauses auf dem Pfarrplatz und starb unverheiratet als der Letzte seines Geschlechts. Ein kleines Mädchen, Anna Weber, hatte er zu sich genommen und evangelisch erziehen lassen.

Als acht Jahre nach dieser Vertreibung der Protestantismus noch nicht ausgerottet war, mußten nochmals mehrere Bürger auswandern, darunter wieder angesehene Namen: Dürnizl, Beham, Prechtl, Weinzierl, Rottmaier, Priel-

meyer, Aufhauser. Den mutigen Lutheranern schloß sich als ein katholischer Stadtheld der Apotheker und Bürgermeister Simon Höller an, der bei der Belagerung Straubings durch die Schweden von der Stadtmauer aus sechsunddreißig schwedische Offiziere erschossen haben soll. Seine fünf Kinder starben vor ihm, so daß er der Letzte des Geschlechtes war.

Die Mauern, hinter denen sich die Straubinger tapfer, aber vergeblich im Dreißigjährigen Kriege gegen die Schweden und im Spanischen und Österreichischen Kriege gegen die Österreicher verteidigten, sind längst niedergelegt, nur das Spitaltor ist von den fünf Stadttoren übriggeblieben. Dadurch geht nun die Stadt allmählich in die Anlagen über, die im Norden zur Donau hinunterführen. Dort stehen Bänke, wo am sommerlichen Feierabend müde Menschen behaglich sich ausruhen und den großen Strom vorüberfließen sehen. Ruderkähne und Schiffe gleiten hinauf und hinab, lärmende Jugend schwimmt, und von einem Ufer zum andern steuert die Fähre. Drüben ragen Kirchtürme aus zusammengeballten Dörfern, und hochgebaute Pappeln geleiten den Fluß nach Sankt Peter. Sankt Jakob und der Marktturm beherrschen die Stadt im Rücken. Die Landschaft ist breit und träumerisch, die Luft nicht mit Gläserklang, Gesang und Gelächter erfüllt wie am Rhein. Auf diesen Wassern ging es hinunter in fremde wilde Länder, zum Kampfe gegen die Völker Asiens, Hunnen und Türken.



Amberg

Am Erz ist Amberg entstanden, auf einer Schicht von Zunder und Schlacken aufgebaut, durch Erz blühend und fest geworden; mit Fug heißt es die Eisenstadt. Vielleicht haben schon die vorgermanischen Kelten aus dem Erzberge an der Vils Eisenerz geschürft; aber gewisse Kunde von der Eisenerzgewinnung hat man erst aus dem 11. Jahrhundert, urkundlich erwähnt ist das Eisenbergwerk bei Amberg sogar erst um 1280, als Ludwig der Strenge von Bayern, der damalige Landesherr, den Zehnten davon bezog. Damals war Amberg schon eine blühende Stadt, deren gildenmäßigen Kaufleuten Barbarossa die gleiche Sicherheit und Freiheit des Handels im ganzen Reich gewährt hatte wie denen von Nürnberg, damit ein noch älteres Privileg erneuernd; der der Bischof von Passau Zollfreiheit auf der Donau zugestand, und die mit Regensburg im regelmäßigen Schiffsverkehr war. Die ältesten Eisenhämmer, die sich am linken Ufer der Vils unweit der Martinskirche befanden, da wo eine Straße heute noch Eichenforst heißt, waren damals schon aus dem Stadtbereich entfernt. Dort hatte der Wald das Holz geliefert, das zum Schmelzen des Erzes nötig war, und dort wurde das gewonnene Eisen zu Werkzeugen und Waffen verarbeitet; diese Arbeitsansiedelung war der Kern Ambergs.

Die Wittelsbacher Landesherren suchten das Bergwerks-

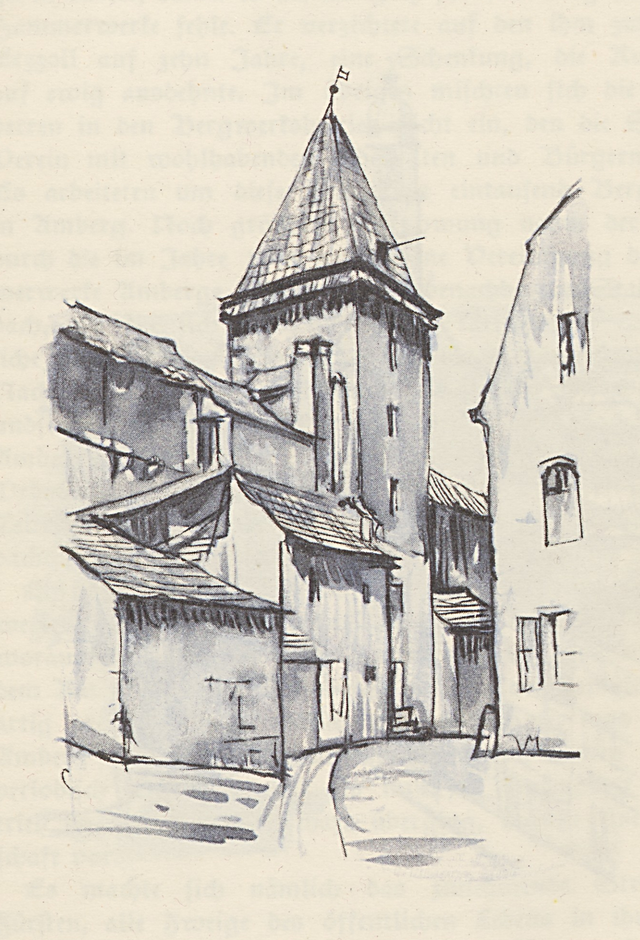
wesen und den damit verbundenen Handel in Amberg auf alle Weise zu heben. Herzog Ludwig, als Kaiser Ludwig der Bayer bekannt, verlieh der Stadt den Holzbann, so daß niemand eine Meile um Amberg Holz verkaufen oder abgeben durfte, damit es nie an Holz für den Bergbau und die Hammerwerke fehle. Er verzichtete auf den ihm zustehenden Erzzoll auf zehn Jahre, eine Schenkung, die Ruprecht I. auf ewig ausdehnte. Im übrigen mischten sich die Landesherren in den Bergwerksbetrieb nicht ein, den die Stadt im Verein mit wohlhabenden Edelleuten und Bürgern regelte. Es arbeiteten um diese Zeit etwa eintausend Bergknappen in Amberg. Noch größeren Aufschwung nahm der Betrieb durch die im Jahre 1341 geschlossene Vereinigung der Hammerwerke Ambergs mit denen der benachbarten Stadt Sulzbach, aus der sich bald eine große, kartellartige wirtschaftliche Organisation entwickelte, die bis 1626 bestanden hat. Nach und nach traten ihr außer der Stadt Nürnberg dreiundsiebzig oberpfälzische Hammerbesitzer bei, doch so, daß Amberg und Sulzbach immer der Mittelpunkt blieben. Die Ordnung, die die Vereinigung aufstellte und die von allen Teilnehmern beschworen werden mußte, soll weise durchdacht gewesen sein.

Ein besonderes Berggericht, wie es auf anderen Bergwerken bestand, scheint es in Amberg nicht gegeben zu haben, woraus man schließt, das Bergwerk habe gerichtlich unter dem Rat gestanden. Auch waren die Bergarbeiter nicht zunftartig organisiert, vermutlich weil sie Häuser und Äcker in Amberg oder in den anliegenden Dörfern hatten und nur periodisch arbeiteten. Erst als im 17. Jahrhundert der Betrieb an die Landesherrschaft überging, kommt eine Knappschaft vor.

Es machte sich nämlich das zunehmende Streben der Fürsten, alle Zweige des öffentlichen Lebens in ihrer Hand zu vereinigen, auch auf dem Gebiet des Bergwerks bemerkbar, indem sie sich darauf besannen, daß das Bergwesen von



Amberg
Georgenstraße



Amberg
Jesuitenfahrt

jeher zu den Regalien gehörte, also den Königen zugestanden habe, als deren Vertreter sie sich betrachteten. Dazu kam, daß in Ober- und Niederbayern und auf dem Fichtelgebirge neue Hammerwerke entstanden, eine Konkurrenz, die der großen Berggesellschaft zu Amberg sehr schadete. Als nun im Anfang des Dreißigjährigen Krieges Herzog Maximilian von Bayern die Oberpfalz erhielt und als Eroberer auftrat, der nicht wie sonst die Landesherren die herkömmlichen Freiheiten und Privilegien beschwor, bevor man ihm huldigte, und mit scharfen Mitteln das protestantische Land katholisierte, da verließen die Anhänger des vertriebenen Pfälzers die Stadt, und ihre Berganteile, sofern sie Bergherren waren, wurden für verfallen erklärt. Ein Jahrzehnt später stellte die Stadt den Grubenbau ganz ein, womit der privatwirtschaftliche Betrieb des Bergwerks aufhörte. Als landesherrliches Monopol nahm der Kurfürst ihn wieder auf, nicht ohne Widerspruch der Stadt, die Besitz und Nutzungsrecht am Bergwerke behauptete und auch anführte, daß die Landesherren außer dem Zehnten nie etwas beansprucht hätten, wie ihnen denn in der Tat nichts anderes gebühre. Nach reiflichem Erwägen begnügte sie sich aber damit, daß der Kurfürst ihr die Hälfte des Ertrages „aus Gnaden" zu überlassen versprach. Am Ende des 18. Jahrhunderts hörte auch das auf.

München sei die schönste, Leipzig die reichste und Amberg die festeste Fürstenstadt, schrieb der Chronist des 16. Jahrhunderts. Daß es die festeste war, bezeugt noch jetzt ihre Bauart, vornehmlich die Befestigung, von der sich die Tore und einzelne Türme mit der Innenmauer erhalten haben. Als es noch siebenundzwanzig Türme und Bastionen auf einer Strecke von einer Stunde gab, muß die Galeere, mit der der Chronist die eiförmige Gestalt seiner Vaterstadt verglich, einem mit Geschützen gepanzerten Kriegsschiff ähnlich gewesen sein.

Im Süden, wo sich an das burgartig aufgereckte, stolz herausfordernde Nabburger Tor die Gruppe des kurfürst-

lichen Schlosses und die sogenannte Stadtbrille anschließt, eine Mauer, die in zwei Bogen über die Vils hinüberführend Zeughaus und Schloß verbindet, und wo sich Bäume und Büsche chaotisch aus dem Graben an das herrlich Festgeformte drängen, scheint die Prunkseite der Anlage zu sein; kommen wir aber zur westlichen, durch Sankt Georg gebildeten Spitze, so ist der Eindruck fast noch stärker. Die hochgelegene Kirche mit ihrer in einen Turm zusammengefaßten Fassade, den zwei niedrigere flankieren, ist gleichsam das Bild am Bug des Meerschiffs, im Triumph gehoben von den Wellen, den alten Bäumen, die darunter aufrauschen. Im schattigen Graben sind jetzt Spielplätze für Kinder; ihre Kleider können bunte Muscheln am Strande vorstellen.

Die Georgskirche war, obwohl bis zu der Stadterweiterung, die Kaiser Ludwig der Bayer vornahm, außerhalb Ambergs gelegen, die Pfarrkirche der Stadt. Nachdem sie im Jahre 1356 völlig abgebrannt war, wurde sie in hochstrebender Gotik neu errichtet. Als Amberg an Bayern gefallen war, und Maximilian die Jesuiten berief, um die Bewohner zu katholisieren, wählten sie sich die Georgskirche, die inzwischen von den Kalvinisten ihrer reichen inneren Ausschmückung beraubt war. Später hätten sie die Martinskirche vorgezogen, zum Teil weil im Winter bei Glatteis der Weg nach Sankt Georg schlecht gangbar war; aber die Regierung ging nicht darauf ein. Sie bauten das Innere im Jesuitenstil aus und errichteten daneben das langgestreckte, durch seine großen Verhältnisse wirkungsvolle Gebäude ihrer Schule, zu welchem Zweck die alte Ulrichskapelle auf dem Friedhof niedergelegt werden mußte.

Erst im Anfang des 15. Jahrhunderts wurde an Stelle einer älteren die Martinskirche gebaut, der Mittelpunkt der Stadt, in der sich ihr fester und zugleich reicher Charakter vollendet ausprägt. Durch die Einteilung in zwei Geschosse, von denen das untere, bedeutend niedrigere, ebenso wie das obere von breiten Fenstern durchbrochen ist, und dadurch,

daß die Strebepfeiler nach innen gezogen sind, um einen Kapellenkranz zu bilden, wirkt sie massig und geschlossen. Ihre Fassade steigt glatt aus der dunklen Flut der Vils, ihr mächtiger Körper begrenzt mit der einen Seite den Markt, die andere wendet sie dem Straßenzuge an der Vils zu, wo der Treppengiebel des alten Pfalzgrafenschlosses und das kurfürstliche Zeughaus gewaltig mit ihr zusammenklingen. Die bedeckte Holzbrücke über dem einst viel befahrenen Flusse und das zierliche gotische Chörlein der alten Kapelle, das winzig und schlank neben dem massiven Kloster auf einem Fuß wie ein Flamingo im Wasser steht, füllen die großen Linien dieses Bildes mit altertümlichem Zierat.

Das Innere von Sankt Martin ist wohltuend harmonisch; aus der dunklen Turmvorhalle blickt man durch einen schönen Bogen in die säulengetragene Halle. Hinter dem Altar befindet sich das Marmorgrab eines Sohnes des Königs Ruprecht von der Pfalz, Rupert genannt Pippan, der nach Ungarn zog, um gegen die Türken zu kämpfen, unterwegs erkrankte, heimzog und in Amberg im Jahre 1395 starb. Auf der Tomba liegt die ritterlich gekleidete Gestalt mit schönem jugendlichem Kopf. Interessanter ist ein Grabstein an der südlichen Außenmauer der Kirche: er ist aus rotem Marmor und stellt unter baldachinartig verschlungenem Laubwerk einen alten Mann in Barett und langem, weitärmeligem Gewande dar, den Rosenkranz in den verschlungenen Händen. Man möchte ihn für einen Priester halten; aber dem widerspricht, daß er auf einem Kanonenrohr steht, und daß die beiden Wappen zu seinen Füßen einen Basilisken und ein Geschütz aufweisen. Aus der Unterschrift erfährt man, daß es der Büchsenmeister Martin Merz war, „in der Kunst Mathematica Büchsenschießens vor andern berümbt", der Herz und Arbeit bis ans Ende an das Gedeihen der Pfalz gesetzt hat. Er war nicht in Amberg geboren, aber zweimal mit Ambergerinnen verheiratet und diente dem Kurfürsten Friedrich I. und Philipp in ihren Kriegen und Feh-

den. Seine Geschütze Ballauf, Neidhart, Baslerin, Löw und Narr scheinen unwiderstehlich gewesen zu sein. Er wußte auch selbst gut mit ihnen umzugehen und schoß „daß Kopf und Arm aufstuben — gen Himmel sich erhuben". Das Pflaster, mit dem eins seiner Augen auf dem Bilde des Grabsteins verklebt ist, zeigt an, daß es dabei auch ihm an Kopf und Kragen ging. Im Jahre 1501 ist er gestorben, ohne Kinder zu hinterlassen.

Ist der Grabstein des Martin Merz das bedeutendste plastische Kunstwerk Ambergs, so ist das reizvollste die Verkündigung an der einsamen kleinen Frauenkirche in einem Winkel des Roßmarktes. Zu den Seiten des Portals stehen die beiden Personen des Mysteriums, die Jungfrau und der Engel, ein schöner ernster Jüngling mit sprechenden, vornehm bewegten Händen. Durch das Wort der göttlichen Liebe verbunden, stehen sich die beiden holden Gestalten gegenüber seit Jahrhunderten, Wind und Wetter trotzend, ein süßes Licht, von wenigen gesehen, unbekümmert selig in seinem Versteck, als wenn es ein Stern am Himmel wäre.

Daß der Charakter der Amberger Bürger im allgemeinen der kraftvollen Architektur der Eisenstadt wert war, davon mag der Bürgermeister und Chronist Michael Schwaiger ein Beispiel geben. Sein Vater war Stadtkämmerer und Bürgermeister, augenscheinlich ein wohlhabender und angesehener Mann. Durch seine Heirat wurde Michael mit den Familien Castner, Hegner und Moller verschwägert, die alle zum Patriziat gehörten. Ein Castner und ein Hegner waren Mitunterzeichner und Siegler der berühmten Hammervereinigung des 14. Jahrhunderts zwischen Amberg und Sulzbach gewesen. Wie tüchtig und beliebt er war, geht daraus hervor, daß er von 1540 bis 1561 immer Bürgermeister war. Infolge davon, daß viele junge Amberger auf der Bergakademie zu Wittenberg studierten, kamen sie früh mit der Lehre Luthers in Verbindung und wurden für sie gewonnen. Wie der ganze Rat wurde auch Michael Schwaiger evangelisch,

und standhaft ist er sein Leben lang bei seiner Überzeugung geblieben. Mit Wittenberg, namentlich mit Melanchthon, und dem Magister Sebastian Fröschel aus Amberg stand er in lebhaftem Verkehr und Gedankenaustausch. Nachdem durch Otto Heinrich die Reformation im Sinne Luthers in der ganzen Pfalz durchgeführt worden war, ging dessen Nachfolger Friedrich III. zum Kalvinismus über und drängte sofort seinen Untertanen das eigene Bekenntnis auf. Dabei stieß er in Amberg auf Widerstand, den er nicht so leicht brechen konnte, weil die Oberpfalz selbständiger als das übrige Gebiet der Pfalz gestellt war. Der Teil des Nordgaus nämlich, in dem Amberg lag, war durch Familienvertrag 1329 an die pfälzische Linie der Wittelsbacher gekommen und bildete seitdem als Obere Pfalz ein Nebenland der Rheinpfalz mit eigener Verfassung und Verwaltung. Amberg insbesondere bewahrte seine alten Freiheiten und wehrte sich unter der Leitung des lutherischen Rats gegen den Zwang. Nun traf es sich einmal, daß Michael Schwaiger, der Bürgermeister, bei Gelegenheit eines Schießens in Neumarkt mit dem Kurfürsten ins Gespräch kam und von ihm aufgefordert wurde, eine Geschichte Ambergs zu schreiben. Vielleicht hatte sich Schwaiger schon vorher mit dieser Aufgabe beschäftigt; jedenfalls ergriff er sie und führte sie mit Energie und Besonnenheit durch.

Seine Chronica oder kurze Beschreibung der churfürstlichen Stadt Amberg in der oberen Pfalz ist keine Geschichte, sondern, wie der Titel sagt, eine Beschreibung. Worauf es dem stolzen Bürgermeister ankam, war, die Ansehnlichkeit, den Reichtum und die vortrefflichen Einrichtungen seiner Stadt zu schildern, hauptsächlich aber ihre herkömmliche Unabhängigkeit darzutun. Der Kurfürst hatte wohl gewünscht, etwas von den Taten und Leistungen seiner Vorfahren zu hören; anstatt dessen sollte er hören, was Amberg war und bedeutete.

Er zählt die Kirchen auf, die innerhalb der Stadt und die

vor den Toren, Sankt Katharinen, Sankt Sebastian und die Dreifaltigkeitskirche, deren aller Verwaltung dem Rat zusteht. Das Barfüßerkloster hat in der Mitte des 15. Jahrhunderts ein Bürger, Hans Bachmann, gestiftet. Das Bürgerspital hat Kaiser Ludwig gegründet und dem Rat zur Verwaltung übergeben; es werden täglich achtzig bis neunzig Personen darin gespeist. Außerdem gibt es das Sondersiechenhaus vor dem Nabburger Tore. Er erzählt von dem Reichen Almosen, das Georg Castner vor hundert Jahren gestiftet hat: alle Sonntage wird in einem Häuslein hinter Sankt Martin an vierundfünfzig arme Leute je ein Laib Brot und ein Pfund Fleisch ausgeteilt. Das Umsingen und Betteln ist seit der Reformation verboten; aber es ist ein gemeiner Kasten aufgestellt und mit Vorstehern besetzt, um den Armen zu helfen. Mit besonderem Stolz spricht er von den Schulen. An der Lateinschule wurden Disputationen abgehalten, mit denen eine Universität zufrieden sein könnte. Die dreihundertfünfzig Schüler, die sie besuchen, zahlen nichts für den Unterricht, es geschieht alles auf Kosten des Rats. Außer der lateinischen gibt es deutsche Schulen, zwei für Knaben und zwei für Mädchen, an denen der Katechismus, Lesen, Schreiben und Rechnen gelehrt wird.

Er erinnert sich daran, daß früher ein Scharfrichter im Solde der Stadt gestanden hat, auch zwei Richtschwerter sind noch da, die der Stadt gehören. Wenn die kurfürstliche Regierung oder die anstoßenden Herrschaften einen Nachrichter nötig hatten, pflegten sie ihn von Amberg zu entlehnen. Er erwähnt die Freundschaft, eigentlich Verwandtschaft Ambergs mit Regensburg, die so weit ging, daß ihre Bürger sich gegenseitig vor das Gericht ihrer Stadt ziehen konnten. Es war alte Sitte, daß einer der Amberger Stadtknechte mit dem Gerichtsstabe an einer bestimmten Stelle in das Wasser der Vils schlug und damit den Regensburgern den Gerichtstag verkündete.

Bürgermeister und Rat beziehen für alle ihre Mühen keine

Besoldung; mit gerechtem Selbstbewußtsein konnte das der Mann, der seine ganze Kraft dem vaterländischen Dienst widmete, melden. Die Stadt hatte dem Kurfürsten keine Steuern zu geben; aber Rat und Bürgerschaft besteuerten sich selbst, wenn auch nicht ohne Not: in letzter Zeit sei es in vier Jahren einmal geschehen. „Von den Bürgern Schäz sammeln“, fügt er hinzu, „halt ich nicht nüzlich“.

Die Wittenberger Freunde, Caspar Peucer und Sebastian Fröschel, denen Schwaiger das fertige Werk sandte, hatten solches Gefallen daran, daß sie die Drucklegung beschlossen und eine Vorrede dazu schrieben, worin sie zur Begründung sagten, es sei „ein löblich Ding, schön gefaßte Regiment in Königreichen und Städten beschreiben, wie zu jeder Zeit geschehen ist“.

Kurfürst Friedrichs Standpunkt war durchaus anders. Das fast reichsstädtische Selbstbewußtsein des Bürgermeisters seiner Stadt ärgerte ihn und schien ihm seiner fürstlichen Oberhoheit zur Verkleinerung zu gereichen. Es mißfiel ihm und seinen Räten, daß Schwaiger behauptete, der Stadt stehe die Verwaltung zu, die Stadt habe das Recht, Änderungen in der Religion vorzunehmen, und die Stadt habe früher den Blutbann gehabt. Eine Stelle, wo Schwaiger sagte, es gebe gottlob keine Sakramentierer oder andere Schwärmer in Amberg, schien sich geradezu auf die Kalvinisten zu beziehen. Hauptsächlich aber erzürnte ihn folgendes. Als im Jahre 1454 der erst sechsjährige Kurprinz Philipp den Thron erbte, übernahm die vormundschaftliche Regierung dessen Oheim Friedrich. Die Amberger waren bereit, ihn als solchen anzuerkennen, nicht aber ihm als Kurfürsten, wie er forderte, zu huldigen, da ja Philipp rechtmäßiger Kurfürst sei. Wütend darüber ritt Friedrich mit einem großen Gefolge von Reitern in die Stadt und ließ drei Amberger, welche er für die Seele des Widerstandes hielt, auf dem Marktplatz vor dem Rathaus köpfen, von dessen Laube zwanzig Jahre später die Fürstinnen und Edeldamen einem Turnier bei der Hochzeit

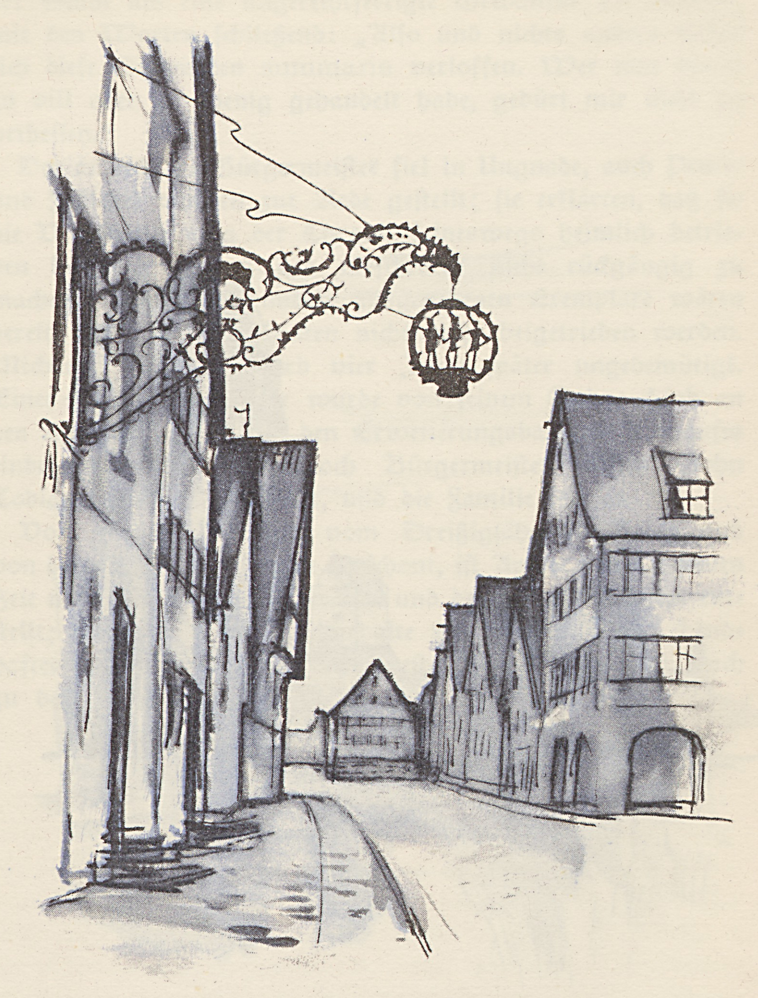
desselben Philipp zusahen, für den die treuen Amberger gelitten hatten. Diesen Vorgang schilderte Schwaiger im Sinne der Stadt als eine ungerechtfertigte Gewalttat des Fürsten, mit den Worten schließend: „Also und nichts anders haben sich diese Geschichten summarie verloffen. Wer nun hierin zu vill oder zu wenig gehandelt habe, gebürt mir nicht zu urtheilen."

Der aufrichtige Bürgermeister fiel in Ungnade, auch Peucer und Fröschel wurden zur Rede gestellt; sie erklärten, daß sie die Veröffentlichung der Chronik keineswegs heimlich betrieben hätten und daß das Geschehene nicht rückgängig zu machen sei: die sechshundert ausgegebenen Exemplare wären bereits zerstreut und könnten nicht mehr beigetrieben werden. Michael Schwaiger starb vier Jahre später ungedemütigt. Eines seiner drei Häuser wurde von seinem Sohne Hiob an den Rat verkauft und in den Erweiterungsbau des Rathauses einbezogen. Hiob war noch Bürgermeister, dessen Sohn Tobias schlug aus der Art, und die Familie erlosch.

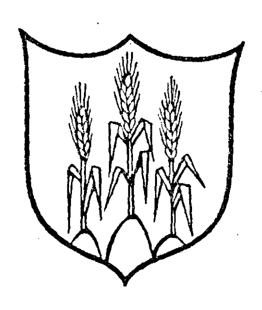
Von großen Bränden, vom Dreißigjährigen Krieg und von den Franzosen ziemlich verschont, ist Amberg in der neuen Zeit manches Schmuckes beraubt und durch manche Zutat entstellt; trotzdem kann man die alte Eisenstadt, der ihr standhafter Chronist das Lob der festesten Fürstenstadt gab, auch zu den schönsten zählen.



Dinkelsbühl
Der Bäuerleinsturm



Dinkelsbühl
Drei Mohrenschild



Dinkelsbühl

Wenn man an einem Sommertage am Rothenburger Weiher sitzt, dicht vor der Mauer, sieht man von draußen her die mit Heu beladenen Wagen der Stadt zu ziehen. Die schweren bunten Rinder, die ihnen vorgespannt sind, nicken im Takte des Schreitens mit den ernsten Häuptern, leise schwankt die duftende Ernte. So nähern sie sich langsam dem Rothenburger Tore, einer nach dem andern, und verschwinden unter dem Torbogen, um die kostbare Last in die geräumigen Scheuern zu verteilen. Dasselbe Bild seit Hunderten von Jahren: draußen brüten in der Sonne weithin die Wiesen, reift das Korn in nährender Glut; aus unerschöpflich reicher Erde ist Dinkelsbühl erwachsen, eine Heimat für Kinder der Natur. Sie bauten, wie Tiere bauen, mit unbewußter Sicherheit ihren Bedürfnissen entsprechend, ein steinernes Nest, das sie vor Feinden schirmte, wo sie ihre Vorräte bargen, wo sie die dunkle gefährliche Nacht und den langen, kalten Winter hindurch gedeckt waren. Jetzt ist die wohlerhaltene Befestigung nur noch ein Schmuck, aber ein sinnvoller, indem er das Gefühl der Zusammengehörigkeit, der Geborgenheit, des Zuhauseseins erhöht. Bewundernswert ist die Vielgestaltigkeit des Mauerrings, wie er dem sanftbewegten Boden, der unregelmäßigen Gestalt der Stadt sich anpaßt. Bald sind die Türme viereckig, bald rund, bald schlank, bald breit, die Hauben bald spitz, bald sattelförmig. Im Sü-

den folgen sich mehrere fast gleiche Türme in regelmäßigen Intervallen an der leicht abwärtsgleitenden Mauer bis zum Nördlinger Tor: das gibt einen Klang wie die Trompetenstöße eines mutigen Marsches. Dicht am Nördlinger Tor, als ein Bollwerk mit der Mauer verbunden, steht die gewaltige Stadtmühle mit barockem Giebel, auf der anderen Seite tritt ein mit zwei spitzen Türmchen versehener Vorbau ins Wasser. Um die ganze Stadt herum sind große Weiher; auch die stille Oberfläche der Wörnitz ist wie ein dunkler Spiegel. Die Häuser haben das Breite und Fürsorgliche von Bauernhäusern, wo Familie, Vieh und Heu und bequemer Hausrat Platz finden. Durch die kurzweiligen Straßen zu schlendern, die kaum je durch unpassende moderne Gebäude entstellt sind, verursacht ein unbeschreibliches Wohlgefühl. Auch die ärmeren Häuser sind behaglich, nach dem Mittelpunkt hin werden sie stattlicher, geschmückter, als sollten sie auf die Hauptkirche Sankt Georg vorbereiten. Sie ist ein Haus wie die anderen Häuser, nur als Gotteshaus viel größer und höher, riesenmäßig. Als Hallenkirche hat sie ein ungegliedertes Dach, das aussieht, als möchte sie damit die ganze Stadt umfangen. Dies ist das heilige Haus, so verkündet sie allen, wo ihr in der höchsten Not Zuflucht findet, wo ihr alle daheim, wenn auch nicht alle gleichen Rechtes seid. Der mittelalterliche Sinn für ständische Abstufung prägte sich in der Kirche nicht zum wenigsten aus; an Sonn- und Feiertagen saßen die Regierenden in den Chorstühlen zu beiden Seiten des Hochaltars, Bürgermeister und Senatoren in schwarzseidenem, die Rechtskonsulenten in scharlachrotem und der Stadtphysikus im grünen Mantel. Wenn die Predigt begann, gingen sie in die Chorstühle unter der Kanzel hinunter. Das Innere hat die Erhabenheit eines heiligen Hauses, und das Aufragen der Pfeiler und der hohen Fenster in regelmäßigen Abständen berührt wie die großen, einfachen Ideen der Natur, die die Seele heben und tragen, ohne sie aufzuregen. Der Westturm, Wendelstein genannt, dem die Kirche angebaut ist, stammt

aus romanischer Zeit; durch sein schönes Rundbogenportal betraten die Brautpaare die Kirche, und es soll in seiner Nähe früher das Fischbänklein gestanden haben, wo die Brautpaare im Zinn saßen, wie man sagte, weil sie dort die meist aus Zinngeschirr bestehenden Hochzeitsgeschenke in Empfang nahmen. Unweit der Kirche stehen die Häuser der Patrizier, prachtvoll das Stammhaus der später gegraften Familie Drechsel, in fünf Stockwerken aufsteigend, mit Schnitzereien bedeckt, wie man es im Süden selten findet, das der Schwertfüer zwischen Adler- und Löwenapotheke, beide jetzt Gasthäuser. Auf dem altertümlichen Kirchhöflein neben der Kirche stand einst eine Kapelle, in der sich zwölf lebensgroße silberne Apostelfiguren befunden haben sollen, die während des Dreißigjährigen Krieges vergraben worden wären. In einem benachbarten Hause soll zuweilen eine weiße Frau erscheinen, die winkt, daß man ihr folge; aber wenn man es tun will, erscheine abwehrend ein graues Männlein, worauf die Frau verschwinde. Man nimmt an, daß sie die Stelle des vergrabenen Schatzes anzeigen will.

Die Dinkelsbühler waren Herren der umliegenden Dörfer, der Wiesen, in die die Stadt gebettet ist, und der fischreichen Weiher, die sie umgeben; daneben verdienten sie als Tuchmacher, Lodenweber und Sichelschmiede Geld. Sie waren nicht sehr reich und in keiner Hinsicht übermäßig, durch Tapferkeit und verständiges Sichvertragen errangen und bewahrten sie aber doch eine ansehnliche Stellung im Reich. Als staufisches Gut fiel Dinkelsbühl nach dem Aussterben dieses Geschlechts an das Reich und erhielt die Reichsfreiheit, in deren eigentlichen Genuß es erst im 14. Jahrhundert kam. Die Grafen von Oettingen nämlich saßen einer großen Spinne gleich im Ries und suchten, die Städte der Gegend als ergiebige Bissen in ihr Netz zu ziehen. Der unendliche Streit begann damit, daß Konrad IV. Dinkelsbühl mit einigen anderen Orten an den Grafen Ludwig von Oettingen verpfändete. Daß die Stadt sich bald aus eigenen Mitteln löste,

erbitterte vermutlich die Grafen; sie beschwerten sich, daß Dinkelsbühl ihnen zugehörige Leibeigene bei sich aufgenommen habe, wozu die Städte herkömmlicherweise das Recht hatten, wenn dieselben ein Jahr lang nicht von ihren Herren zurückgefordert waren. Kaum hatte sich Dinkelsbühl durch Arbeit und kaiserliche Privilegien zur Blüte entfaltet, als Ludwig der Bayer es wiederum den Oettinger Grafen verpfändete, die es bei Karl IV. sogar durchsetzten, daß er ihnen gegen Abtretung des Niederelsaß Dinkelsbühl und Bopfingen als Erblehen überlassen wollte. Zum Glück war Dinkelsbühl wohlhabend genug, um sich mit siebentausendzweihundert Hellern von der verhaßten Pfandschaft für immer loszukaufen. Ernstliche Angriffe auf seine Freiheit unternahmen die Oettinger nun nicht mehr; aber sie suchten Händel, wo sie konnten, indem sie zum Beispiel die Gerichtsbarkeit über Dörfer ansprachen, die den Dinkelsbühlern gehörten. Es ist anzunehmen, daß die Regierung von Dinkelsbühl unter dem Einfluß der Zünfte gut hauszuhalten verstand. Im Jahre 1387 war es ohne blutige Zusammenstöße zu einer Einigung zwischen Patriziern und Zünften gekommen in der Weise, daß der Rat zu gleichen Teilen von ihnen besetzt wurde, der große Rat sogar mit Übergewicht der Zünfte. Vielleicht wurde das dadurch erleichtert, daß der alte Adel inzwischen erloschen oder verzogen war und jetzt weniger Patrizier und Gewerbetreibende als Wohlhabende und Arme einander gegenüberstanden. Ein großes Proletariat mag es damals in den kleinen, wohlgeordneten Städten überhaupt nicht gegeben haben.

Daß in einem so auf Arbeit und Bildung gestellten Gemeinwesen die Reformation rasch Eingang fand, ist begreiflich. Viele Söhne wohlhabender Handwerker studierten in Wittenberg und Erfurt, wurden stark von den neuen Ideen, die die Welt bewegten, ergriffen und brachten sie mit nach Hause. Ein Barfüßermönch von Ulm, Conrad Abelius, predigte das Evangelium in der Georgskirche und verheiratete sich, bevor noch Luther das Beispiel gegeben hatte. Der

Bauernkrieg hemmte diese Entwickelung auf eine Weile, da der Rat die Sympathien der Bürgerschaft für die Aufständischen nicht hatte unterdrücken können oder wollen und sogar zugelassen hatte, daß ihnen Geschütze geliehen wurden, für welche Teilnahme nach dem tragischen Ausgang der Bewegung eine hohe Strafe zu zahlen war; aber dieser Schlag wurde verwunden, so daß schon nach wenigen Jahren Dinkelsbühl in voller Einmütigkeit von Rat und Bürgerschaft zu Regensburg der Augsburgischen Konfession beitrat.

Der Umstand, daß das benachbarte Kloster Mönchsrot das Patronat über die Georgskirche hatte, wäre erschwerend gewesen; aber Melchior Röttinger, der Propst, ließ sich bereitfinden, es dem Rat abzutreten, das heißt, es ihm um tausend Goldgulden zu verkaufen. Nun mit dem Besetzungsrecht ausgerüstet, berief der Rat eine für die Sache des Evangeliums begeisterte Persönlichkeit an die Georgskirche, nämlich Bernhard Wurzelmann, der eine bequeme Stellung als Kanoniker am Stift Wimpfen im Tal aufgegeben hatte, um für die neue Lehre zu wirken. Sein Bruder, gleichfalls evangelisch, war Stadtschreiber in Schwäbisch-Hall. Nur ungern ließen ihn die Herren auf Neipperg bei Heilbronn, die ihn auf Lebenszeit angestellt hatten, ziehen. Durch Wurzelmanns überzeugte und überzeugende Worte wurden viele Dinkelsbühler für Luther gewonnen, so daß, nachdem er eine Zeitlang gepredigt hatte, nur noch ein Drittel der Bevölkerung katholisch war; diese durften ihren Gottesdienst ungestört ausüben.

Auch das Heilige-Geist-Spital nahe beim Rothenburger Tore wurde reformiert. Wie in allen Städten war das Spital ein Liebling der Bürgerschaft und durch Wohltäter reich begabt. Stiftungen verbesserten den Speisezettel der Armen- oder Siechenpfründen, der viel einfacher war als der der Reichen- oder Herrenpfründen. Das Roggenbrot wurde Siechenbrot, das weiße Herren- oder Schönbrot genannt. Man möchte wünschen, daß die Kranken das leichtere Brot bekommen hätten, muß aber bedenken, daß auch heute noch

überall die Ernährung der Nichtzahlenden in den Spitälern grob und oft abstoßend ist. Damals sorgten Wohltäter dafür, daß namentlich an Festtagen die Beköstigung der Armen besser und reichlicher ausfiel, und auch für Badegelegenheit sorgte man durch die sogenannten Seelbäder. Das Spital stand unter der Oberaufsicht des Rats. In dem malerischen Hofe ist auf einer Wand eine abgehauene Hand abgebildet, die auf die Strafe für denjenigen zu deuten scheint, der den Frieden des Spitals bräche.

Durch den Schmalkaldischen Krieg und die Niederlage der Protestanten im Jahre 1546 wurde die für sie so günstige Lage vollständig verändert. Trotzdem der tatkräftige Wurzelmann den Beitritt zum Bunde der protestierenden Fürsten dringend betrieb, entschloß sich der Rat erst im letzten Augenblick dazu, als die Sache so gut wie verloren war. Plötzlich sah sich die Stadt ohne Aussicht auf Hilfe von irgendeiner Seite allein dem zürnenden siegreichen Kaiser gegenüber und ergab sich ihm trotz aller Warnungen Wurzelmanns auf Gnade und Ungnade. Nun änderte der Kaiser wie in den übrigen Reichsstädten die Verfassung im aristokratischen Sinne: die Zünfte wurden aufgehoben, die Ratsämter sollten nicht mehr ehrenamtlich, sondern mit Einkommen verbunden sein. Diese Maßregel war berechnet, die Protestanten zu treffen, die den wohlhabenden Kreisen angehörten. Der Bürgermeister mußte nach der neuen Ordnung katholisch sein, die Georgskirche wurde wieder katholisch, die Karmeliterkirche dem Orden zurückgegeben. Es versteht sich von selbst, daß Wurzelmann die Stadt verlassen mußte. Den Protestanten blieb nur die Spitalkirche, die ihnen aber auch entzogen wurde, als unter dem Schutze des Kaisers der Katholizismus sich ausbreitete und die neue Lehre gänzlich zu unterdrücken suchte.

Diejenigen, die bisher an der Spitze des Gemeinwesens und der Evangelischen gestanden hatten, wurden nun beiseitegesetzt, wenn sie auch ihres Vermögens einstweilen noch nicht beraubt wurden; ihre Intelligenz und ihren Charakter

konnte man ihnen nicht nehmen. Jahrelang war Mathias Rösser Bürgermeister gewesen, neben ihm tat sich ein Gastwirt, Hans Harscher, als Vorkämpfer der neuen Ideen hervor, ein sehr interessierter Mann, der in den theologischen Fragen gut Bescheid wußte, ferner der kanonistisch gebildete Michael Bauer, der Stadtschreiber Dominikus Letscher und der lateinische Schulmeister Nicolaus Marius. Neben diese alternde Generation trat ebenso überzeugt und entschlossen eine neue, unter ihnen Albrecht Rockenbach und Veit Reinhart. Vor anderen sind aber in dieser Zeit erster schwerer Bedrängnis zwei Namen bemerkenswert: die alte patrizische Familie der Berlin, eigentlich Bärlein, und die Drechsel. Die Drechsel errichteten kurz vor dem Kriege das schöne Fachwerkhaus gegenüber der Georgskirche, das jetzt in ein Gasthaus verwandelt ist. Hinter dem Hause stand bis zum Jahre 1906, wo sie abbrannte, eine alte Scheune, in der die ersten Protestanten heimlich ihren Gottesdienst abhielten. Es gab damals fünf Brüder Drechsel: Hans, Melchior, Walter, Georg und Peter, von denen nur der älteste, Hans, katholisch blieb; sein Sohn indessen trat später auch zum Luthertum über. Auch die Familie Berlin war gespalten. Besonders tätig, treu und tapfer kämpfte für seinen Glauben Dr. Walter Drechsel, von dem es heißt, daß ihm die Erhaltung des evangelischen Glaubens in Dinkelsbühl überhaupt zuzuschreiben sei. Er war Jurist und Rat des Pfalzgrafen von Neuburg, der damals noch evangelisch war, und vermöge seiner Beziehungen konnte er die protestantischen Fürsten und die Reichstage für die Dinkelsbühler Protestanten interessieren; in unermüdlich scharfsinniger Arbeit stellte er die Rechtsgründe, die für sie sprachen, zusammen.

Nach dem Passauer Vertrage und dem Augsburger Religionsfrieden galt die Bestimmung, daß, wo bisher in Reichsstädten beide Konfessionen nebeneinander bestanden hätten, dies auch weiterhin so gehalten werden solle. Trotz aller Bemühungen konnten aber die Protestanten, solange Ferdi-

nand II. lebte, ihr gutes Recht nicht erlangen; erst als Maximilian II. zur Regierung kam, der von einem Protestanten, Wolfgang Severus aus Regensburg, erzogen war und unter dem Einfluß eines evangelischen Predigers, Sebastian Pfauser, stand, wurden die Aussichten besser. Den unablässigen Bemühungen Walter Drechsels und Melchior Drechsels, der am Reichskammergericht war, des Dr. Lukas Berlin und Dr. Georg Berlin, gleichfalls dort beschäftigt, glückte es, den Kaiser davon zu überzeugen, daß die Beschwerden der Dinkelsbühler Protestanten gerechtfertigt waren, und die Gleichberechtigung beider Konfessionen wurde wiederhergestellt. Am 5. Januar 1567 hielt der neue evangelische Pfarrer, Johannes Knauer, den ersten evangelischen Gottesdienst in der Spitalkirche, wozu Melchior Drechsel und Lukas Berlin von Speyer herbeireisten. Die Predigt ging über den Text aus den Psalmen: Ich freue mich, daß mir geredet ist, daß wir werden in das Haus des Herrn gehn.

Nach dem Tode Maximilians II. wurde die Lage der Evangelischen wieder schlechter, und unter dem beständigen Druck auf der einen Seite und verlockenden Möglichkeiten auf der anderen verließen manche die aussichtslose Sache; auch von den Drechsel traten mehrere wieder zum katholischen Glauben zurück. Die Zwistigkeiten hörten nicht auf, wie sie im ganzen Reich nicht aufhörten und schließlich zum offenen Ausbruch des Krieges führten, der Deutschland dreißig Jahre lang verheerte. Während desselben wurde Dinkelsbühl abwechselnd von beiden kriegführenden Parteien besetzt und ausgesogen; nach dem Siege der Katholiken bei Nördlingen wurde den Evangelischen die ganze Last der Kriegsschulden aufgebürdet, so daß viele von den einst so wohlhabenden Familien verarmten. Noch immer aber gab es tapfere Streiter in Dinkelsbühl, die es dahin brachten, daß auf dem Friedenskongreß in Münster die Gleichberechtigung beider Konfessionen durchgesetzt wurde; unter ihnen ist besonders hervorzuheben der Hufschmied und Kirchenpfleger Johann Melchior

Wildeisen. An der Spitze der Katholiken stand die Familie Schad, die sich dauernd in ersten Stellungen erhielt.

Im engen, ummauerten Hause war es nicht leicht, den Frieden zwischen den Konfessionen zu erhalten, und es waren während des 17. und 18. Jahrhunderts dauernd kaiserliche Kommissionen in Tätigkeit, um die entstandenen Mißhelligkeiten zu ordnen. Die seit siebzig Jahren gespaltene Weberzunft überwand im Jahre 1804 die wohlwollende Beredsamkeit des Stadt- und Polizeidirektors Fischer; er lud beide Parteien auf das Rathaus und setzte ihnen so lange zu, bis sie sich versöhnten. An einem festgesetzten Tage verließen die evangelischen Meister ihre Herberge zum Raben und zogen in die Rose zu den katholischen. Symbolischerweise waren die beiden Handwerkspokale vom Zinngießer Luther in einen gemeinschaftlichen umgeschmolzen worden.

Damals war Dinkelsbühl zu einem armseligen Städtchen herabgesunken. Infolge der veränderten Tracht und Lebensweise waren Tuchmacherei und Lodenweberei zurückgegangen, den Sichel- und Sensenschmieden war anderswo Konkurrenz erwachsen. Die Beschränktheit der Lebensverhältnisse war Ursache, daß Dinkelsbühl sein altes Aussehen behielt; denn die Städte, die sich auf das moderne Leben einstellten und den Moderichtungen folgten, pflegten ihr altes Schönheitsgut abzutun, um dem modernen Geschmack Raum zu geben, oder sie erweiterten sich und legten neue Straßen an zu einer Zeit, wo heillos darauflos gebaut wurde. So ist es gekommen, daß die abseits vergessene kleine Reichsstadt unentstellt aus dem Dunkel in eine zweite Blüte getreten ist. Wer sie umwandelt, denkt nicht, daß da drinnen einst scharf gehaßt und gekämpft wurde. Unter den lockeren Wölbungen der alten Bäume, unter den steilen Giebeln, den braunroten Dächern waltet in langen Atemzügen der Friede, der die Denkmäler ausgelebten Lebens umgibt. Ist Dinkelsbühl auch eine lebende und gedeihende Stadt, so bewahrt seine Gestalt doch das Vergangene und taucht dadurch in die Region der Ewigkeit.



Inhalt

